

DIANA
GABALDON



DAS MEER
DER LÜGEN

EIN LORD-JOHN-ROMAN

BLANVALET

Diana Gabaldon

**Das Meer der
Lügen**

Ein Lord-John-Roman

Den Millionen Fans von Diana Gabaldons Highland-Saga ist Lord John Grey bestens bekannt: als treuer Freund und geistreicher Briefpartner des Helden Jamie Fraser. Doch auch zwischen seinen Auftritten in der Welt von Jamie und Claire führt der englische Offizier ein faszinierendes Eigenleben! London, 1757. Soeben aus dem schottischen Zwangsexil zurückgekehrt, wird Lord John mit einem äußerst heiklen Auftrag betraut. Und gerät unversehens in ein gefährliches Netz aus Mord, Intrige, Erpressung- und verzweifelter Liebe...

ISBN 3-7645-0175-8

Originalausgabe »Lord John and the Private Matter«

Ins Deutsche übertragen von Barbara Schnell

2003 by Blanvalet Verlag, München

Buch

Ein Sommernachmittag des Jahres 1757 im Londoner Herrenclub »Gesellschaft zur Wertschätzung des englischen Beefsteaks«: Als der englische Offizier Lord John Grey, soeben aus dem schottischen Zwangsexil zurückgekehrt, auf der Toilette einen verstohlenen Blick auf seinen Nebenmann wirft, stellt er entsetzt fest, dass dieser Symptome der Französischen Krankheit zeigt. Pikanterweise handelt es sich bei dem Gentleman um den Ehrenwerten Joseph Trevelyan, prominentes Mitglied der Londoner Gesellschaft - und der Verlobte von Lord Johns junger Cousine. Lord John sieht nur einen Ausweg: Er muss diese Verbindung lösen, ohne dass es zu einem Skandal in der klatschsüchtigen Londoner Gesellschaft kommt, der den Ruf seiner Cousine für immer ruinieren würde. Nur Augenblicke später hört er vom gewaltsamen Tod eines Soldaten seines Regiments. Und was als harmloses Mittagessen in seinem Lieblingsclub begann, endet in einem gefährlichen Strudel aus Intrige, Mord, Erpressung und verzweifelter Liebe. Denn von einem Regimentskameraden erfährt Lord John, dass der ermordete Soldat Tim O'Connell unter Spionageverdacht stand. Als einzigem Offizier, der als Mitverschwörer nicht in Frage kommt, fällt Lord John nun die Aufgabe zu, die nötigen Ermittlungen durchzuführen. Doch die Spur Tim O'Connells führt ihn geradewegs wieder zu - Joseph Trevelyan! Lord John sieht sich plötzlich einer Verschwörung gegenüber, die noch weitere Menschenleben zu fordern droht - unter anderem sein eigenes. Trevelyans mysteriösem nächtlichen Doppelleben folgend, gerät Lord John schließlich in ein Haus, das er nur allzu gut kennt. Und dessen Namen er am liebsten für immer aus seinem Gedächtnis verbannt hätte...

Autor



Diana Gabaldon arbeitete als Professorin für Tiefseebiologie und Zoologie an der Universität von Arizona, bevor sie sich hauptberuflich dem Schreiben widmete. Ihre mittlerweile fünfbändige Highland-Saga ist international ein riesiger Erfolg. Auch in Deutschland wurden alle Romane von Diana Gabaldon zu Bestsellern: Zuletzt stand *Das flammende Kreuz* monatelang auf Platz 1 der *Spiegel*-Bestsellerliste! *Das Meer der Lügen* ist der erste, in sich abgeschlossene Roman einer neuen Saga um den englischen Offizier Lord John Grey; weitere Bände sind bei Blanvalet in Vorbereitung.

Worte des Autors

Liebe Leserinnen und Leser, dies ist ein ganz besonderes Buch - mein erster Roman, der seine Weltpremiere in Deutschland erlebt! Ich bin begeistert über den warmen Empfang, der den Geschichten von Jamie und Claire in Deutschland bereitet worden ist, und ich hoffe, dass Ihnen »Das Meer der Lügen« gefallen wird.

Allerdings sollte ich Sie fairerweise warnen, dass ich dieses Buch ganz zufällig geschrieben habe. Ich war in dem Glauben, an einer Kurzgeschichte über Lord John zu arbeiten, der eine meiner Lieblingsfiguren aus der Highland-Saga ist. Wie sich dann jedoch herausstellte... hatte Lord John andere Pläne.

Obwohl ich gleichzeitig am nächsten »großen« Roman um Jamie und Claire arbeitete - und dies immer noch tue -, entwickelten Lord Johns Abenteuer im Jahr 1757 ein Eigenleben und wurden mit jeder Seite komplexer und faszinierender. »Das Meer der Lügen« ist um den Zeitpunkt angesiedelt, nachdem Lord John Jamie Fraser als jakobitischen Kriegsgefangenen in Helwater zurückgelassen hat, und es ist eine Art »Zwischending«: Es gehört zur Romanserie um Jamie und Claire und spielt in ihrer Zeit - dreht sich jedoch um ein Abenteuer abseits der Erlebnisse der Hauptfiguren.

Ich hoffe also, dass Ihnen diese Reise durch die Schattenseiten Londons in Begleitung schottischer Huren, gefiederter Hunnen, zwielichtiger Sergeanten, irischer Apotheker, spionierender Transvestiten - und Lord Johns gefallen wird.

Slainte mhath! Diana

P.S. Wenn Sie die anderen Romane gelesen haben, wissen Sie

wahrscheinlich schon, dass »Slainte mhath!« der gälische Ausdruck für »Auf Ihre Gesundheit!« ist. Aber ich dachte, ich erwähne es vorsichtshalber. Normalerweise sagt man es, wenn man Whisky trinkt, aber wenn Sie beim Lesen Whisky trinken, geht das ja in Ordnung.

P.P.S. Falls jemand von Ihnen Lord Johns Wege nachvollziehen möchte - der Stadtplan, den ich beim Verfassen dieses Romans benutzt habe, ist »Greenwood's Map of London«, der älteste bekannte vollständige Stadtplan von London aus der Zeit um das achtzehnte Jahrhundert. Erfreulicherweise kann er im Internet unter

<http://users.bathspa.ac.uk/greenwood/>

eingesehen werden.

P.P.P.S. Möglicherweise wird Ihnen auffallen, dass ein oder zwei Schauplätze auf dem Plan schwierig zu finden sind. Das liegt daran, dass a) dieser Stadtplan 1827 erstellt wurde, also etwa siebenzig Jahre nach den Ereignissen in der Geschichte, und sich die Dinge nun einmal verändern, und b) ich hin und wieder etwas erfinde...

*Für Margaret Scott Gabaldon und Kay Fears
Watkins, die wundervollen Großmütter meiner
Kinder*

...wenn wir nach Trug und Täuschung streben

London, Juni 1757

Die Gesellschaft zur Wertschätzung des englischen Beefsteaks, ein Herrenclub

Es war eines dieser Dinge, von denen man im ersten Moment hofft, man hätte falsch hingesehen - weil das Leben so viel angenehmer wäre, wenn man es *nicht* gesehen hätte.

Besagtes Ding an sich hatte kaum etwas Schockierendes; Lord John Grey hatte schon Schlimmeres gesehen, konnte jederzeit Schlimmeres sehen, wenn er einfach nur aus dem »Beefsteak« auf die Straße trat. Das Blumenmädchen, das ihm auf dem Weg zum Club einen Veilchenstrauß verkauft hatte, trug eine klaffende Wunde auf dem Handrücken, die halb verheilt war und eine nässende Kruste hatte. Der Türsteher, ein Veteran, der in Amerika gekämpft hatte, hatte eine wulstige Tomahawknarbe, die ihm vom Haaransatz bis zum Kinn lief und die Höhle seines erblindeten Auges in zwei Hälften spaltete. Im Vergleich dazu war die wunde Stelle auf dem besten Stück des Ehrenwerten Joseph Trevelyan ziemlich klein. Beinahe diskret.

»Nicht so tief wie ein Brunnen, noch so weit wie eine Kirchtür«, brummte Grey vor sich hin. »Aber es reicht hin. Verdammt.«

Er trat hinter dem chinesischen Paravent hervor und hielt sich die Veilchen an die Nase. Deren süßer Duft kam gegen den durchdringenden Geruch, der ihm von den Pissoiren her folgte, nicht an. Es war Anfang Juni, und wie jedes andere

Etablissement in London roch auch das »Beefsteak« nach Bier und Spargelpisse.

Trevelyan hatte die Zurückgezogenheit der chinesischen Wand schon vor Grey verlassen und nichts von dessen Entdeckung mitbekommen. Der Ehrenwerte Joseph stand jetzt am anderen Ende des Speisezimmers und war in ein Gespräch mit Lord Hanley und dem jüngeren Mr. Pitt vertieft - der Inbegriff des guten Geschmacks und der nüchternen Eleganz. Etwas schmalbrüstig, dachte Grey hartherzig - obwohl der Anzug aus feinem, rotbraunem Stoff darauf zugeschnitten war, der schlanken Figur des Mannes zu schmeicheln. Störchenbeine noch dazu; Trevelyan verlagerte das Gewicht und auf seinem linken Bein erschien ein Schatten an der Stelle, wo sein Wadenpolster sich unter dem bestickten Seidenstrumpf verschob.

Lord John wendete das Sträußchen kritisch in der Hand, als suchte er nach welken Stellen, während er den Mann mit gesenkten Wimpern beobachtete. Er wusste sehr gut, wie man jemanden beobachtete, ohne dass es ihm anzusehen war. Er wünschte, diese Gabe der unauffälligen Betrachtung wäre ihm nicht so sehr zur Angewohnheit geworden - dann stünde er jetzt nicht vor diesem Dilemma.

Die Entdeckung, dass ein Bekannter an der Franzosenkrankheit litt, hätte normalerweise schlimmstenfalls eine angewiderte Reaktion hervorgerufen, bestenfalls neutrales Mitgefühl - gepaart mit tiefer Dankbarkeit, dass man nicht selbst von dergleichen betroffen war. Unglücklicherweise war der Ehrenwerte Joseph Trevelyan nicht einfach nur eine Clubbekanntschaft; er war mit Greys Cousine verlobt.

Der Steward murmelte ihm etwas zu; aus einem Reflex heraus reichte er dem Mann den Blumenstrauß und machte eine abwinkende Handbewegung.

»Nein, ich esse noch nicht. Ich warte noch auf Oberst

Quarry.«

»Sehr wohl, Mylord.«

Trevelyan hatte sich wieder zu seinen Begleitern an einen Tisch am anderen Ende des Zimmer gesetzt, und sein schmales Gesicht errötete gerade vor Lachen über einen Witz, den Pitt gemacht hatte.

Grey konnte nicht einfach so dastehen und den Mann finsteren Blickes anstarren; er zögerte, unsicher, ob er sich ins Raucherzimmer begeben und dort auf Quarry warten sollte, oder vielleicht den Flur entlang in die Bibliothek gehen sollte. Schließlich kam ihm jedoch das plötzliche Eintreten von Malcolm Stubbs zuvor, eines Leutnants aus seinem Regiment, der ihn angenehm überrascht begrüßte.

»Major Grey! Was führt Euch denn hierher? Ich dachte, Ihr wärt Stammgast bei White's. Habt wohl die Nase voll von den Politikern, was?«

Stubbs war nicht größer als Grey, aber doppelt so breit.

Er hatte ein pausbäckiges Engels Gesicht, große, blaue Augen und eine unverkrampfte Art, die ihn bei seinen Männern sehr beliebt machte, wenn auch nicht immer bei seinen vorgesetzten Offizieren.

»Hallo, Stubbs.« Grey lächelte trotz seiner inneren Unruhe. Stubbs war ein guter Bekannter, wenn sich ihre Pfade auch außerhalb des Regiments kaum kreuzten. »Nein, Ihr verwechselt mich mit meinem Bruder Hal. Ich überlasse ihm das Räuberschach.«

Stubbs wurde rot im Gesicht und prustete leise.

»Räuberschach! Guter Witz, Grey, ehrlich. Den muss ich unbedingt dem Alten erzählen.« Der Alte war Stubbs' Vater, ein unbedeutender Baronet, der mit Sicherheit sowohl mit dem White's Club als auch mit Lord Johns Bruder vertraut war.

»Nun, Grey, seid Ihr hier Mitglied? Oder Gast, so wie ich?«

Stubbs, der sich wieder von seinem Lachanfall erholt hatte, wies mit einer Handbewegung auf das geräumige, weiß eingedeckte Speisezimmer und warf einen bewundernden Blick auf die beeindruckende Sammlung von Dekantern, die der Steward auf einer Anrichte zurechtstellte.

»Mitglied.«

Trevelyan nickte gerade dem Herzog von Gloucester zu, der den freundschaftlichen Gruß erwiderte. Himmel, Trevelyan kannte auch wirklich jeden. Mit einem kleinen Ruck wandte Grey seine Aufmerksamkeit wieder Stubbs zu.

»Mein Patenonkel hat mich schon bei meiner Geburt im ›Beefsteak‹ angemeldet. Seit ich sieben bin, das Alter, in dem seiner Meinung nach die Vernunft einsetzt, hat er mich jeden Mittwoch zum Mittagessen mitgenommen. Auf diese Gewohnheit musste ich natürlich unterwegs verzichten, aber wenn ich in der Stadt bin, finde ich mich regelmäßig hier ein.«

Der Steward beugte sich zu Trevelyan hinab, um ihm einen Dekanter mit Portwein anzubieten; Grey erkannte das goldene Siegelrelief am Hals des Gefäßes - Vielle St. Moreau, hundert Guineen per Fass. Gut betucht, reich an Beziehungen... und mit der Syphilis infiziert. Verdammt, wie bekam er das nur in den Griff?

»Ist Euer Gastgeber noch nicht da?« Er berührte Stubbs am Ellbogen und wandte ihn zur Tür. »Dann kommt - trinken wir ein schnelles Glas in der Bibliothek.«

Sie spazierten den wohnlichen Teppich entlang, der über den Flur lief, und betrieben Konversation.

»Warum so herausgeputzt?«, fragte Grey beiläufig und versetzte die geflochtene Tresse an Stubbs' Schulter in Bewegung. Das »Beefsteak« war keine Anlaufstelle für Soldaten; obwohl ein paar Offiziere des Regiments Mitglieder waren, trugen sie hier selten Uniform, es sei denn, sie waren auf dem Weg zu einem offiziellen Termin. Auch Grey war nur

deshalb uniformiert, weil er mit Quarry verabredet war, der niemals etwas anderes in der Öffentlichkeit trug.

»Muss noch zu einem Witwenbesuch«, erwiderte Stubbs mit resignierter Miene. »Keine Zeit, mich vorher noch umzuziehen.«

»Oh? Wer ist denn gestorben?« Ein Witwenbesuch war ein offizieller Besuch, den man der Familie eines kürzlich verstorbenen Regimentsmitgliedes abstattete, um das Beileid der Truppe zu entbieten und sich nach dem Wohlergehen der Witwe zu erkundigen. War der Mann Berufssoldat, beinhaltete der Besuch möglicherweise auch die Aushändigung einer kleinen Summe in bar, das von den Kameraden und den direkten Vorgesetzten des Mannes gesammelt worden war - mit etwas Glück genug für eine anständige Beerdigung.

»Timothy O'Connell.«

»Tatsächlich? Wie ist das denn passiert?« O'Connell war ein Ire in den mittleren Jahren, mürrisch, aber fähig; er war sein Leben lang Soldat gewesen und hatte es aufgrund seiner Fähigkeit, seine Untergebenen einzuschüchtern, bis zum Sergeanten gebracht - eine Fähigkeit, um die ihn Grey als siebzehnjähriger Subalterner beneidet hatte und vor der er zehn Jahre später immer noch Respekt hatte.

»Ist bei einer Prügelei auf der Straße umgekommen, vorletzte Nacht.«

Bei diesen Worten fuhren Greys Augenbrauen in die Höhe.

»Da muss ihm aber eine ganze Bande nachgestellt haben«, sagte er, »oder ihn überrascht haben; ich hätte alles auf O'Connell gesetzt, wenn der Kampf auch nur halbwegs fair gewesen ist.«

»Ich weiß nichts Genaues; ich soll die Witwe danach fragen.«

Grey nahm auf einem der antiken, aber gemütlichen Sessel des »Beefsteaks« Platz und winkte einem Bediensteten.

»Brandy - für Euch auch, Stubbs? Ja, zwei Brandy bitte. Und sorgt dafür, dass man mich holt, wenn Oberst Quarry eintrifft, ja?«

»Danke, Kumpel, nächstes Mal kommt Ihr zu Boodie's, und dann gebe ich einen aus.« Stubbs schnallte sein Paradeschwert ab und reichte es dem wartenden Bediensteten, um es sich dann ebenfalls bequem zu machen.

»Habe übrigens neulich Eure Cousine getroffen«, merkte er an, während er seinen nicht unbeträchtlichen Hintern tief in den Sessel bohrte. »Ist im Row Park ausgeritten - hübsche junge Dame. Guter Sitz«, fügte er umsichtig hinzu.

»Ach, wirklich. Und welche Cousine war das?«, fragte Grey, während ihm das Herz in die Knie sank. Er hatte eine ganze Reihe von Cousinsen, aber nur eine, von der er sich vorstellen konnte, dass Stubbs sie bewunderte, und so, wie dieser Tag sich anließ...

»Die Pearsall«, sagte Stubbs fröhlich und bestätigte Greys Vorahnung. »Olivia? War das der Name? Ist sie nicht mit diesem Trevelyan verlobt? Dachte, ich hätte ihn eben im Speisezimmer gesehen.«

»Das habt Ihr auch«, sagte Grey knapp. Er brannte im Augenblick nicht sehr darauf, sich über den Ehrenwerten Joseph zu unterhalten. Doch wenn Stubbs erst einmal einen Gesprächskurs eingeschlagen hatte, war er so schwer davon abzubringen wie ein bergab rollender Zwanzigpfünder, und Grey kam nicht umhin, sich alles Mögliche über Trevellyans Tun und seine herausragende gesellschaftliche Stellung anzuhören - Dinge, deren er sich nur allzu gut bewusst war.

»Irgendwelche Neuigkeiten aus Indien?«, fragte er schließlich verzweifelt.

Dieser Schachzug funktionierte; dem Großteil Londons war zwar bewusst, dass Robert Clive nach den Fersen des Nawabs von Bengalen schnappte, doch Stubbs hatte einen Bruder im

46sten Infantrieregiment, das derzeit mit Clive Kalkutta belagerte, und war daher in der Lage, einige grausige Details beizusteuern, die es noch nicht bis in die Zeitung geschafft hatten.

»... so viele britische Gefangene auf engstem Raum zusammengedrängt, sagt mein Bruder, dass es, wenn sie vor Hitze umgefallen sind, keinen Platz gab, wo sie die Leichen lassen konnten; die Überlebenden waren gezwungen, auf den Gestürzten herumzutrampeeln. Er sagt -« Stubbs sah sich um und senkte ein wenig die Stimme. »Er sagt, ein paar der armen Kerle sind vor Durst wahnsinnig geworden. Haben das Blut getrunken. Wenn einer von ihnen gestorben ist, meine ich. Sie haben ihm die Kehle aufgeschlitzt, die Handgelenke, die Leiche ausbluten lassen und sie dann liegen gelassen. Bryce sagt, sie konnten der Hälfte der Toten keinen Namen mehr zuordnen, als sie sie dort herausgezogen haben, und -«

»Meint Ihr, sie schicken uns auch dorthin?«, unterbrach Grey. Er leerte sein Glas und bestellte mit einer Handbewegung zwei weitere Gläser Brandy, um sich vielleicht doch noch einen Rest seines Appetits auf das Mittagessen zu bewahren.

»Weiß nicht. Vielleicht - obwohl ich letzte Woche ein Gerücht gehört habe, das sehr danach klang, als könnte es Amerika werden.« Stubbs schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. »Kann nicht sagen, dass ich einen großen Unterschied zwischen einem Hindu und einem Mohawk sehe - alles brüllende Barbaren -, aber wenn Ihr mich fragt, sind die Chancen, sich zu profilieren, in Indien sehr viel größer.«

»Wenn man die Hitze, die Insekten, die Giftschlangen und den Durchfall überlebt, ja«, sagte Grey. Er schloss für einen Moment der Glückseligkeit die Augen und genoss den sanften Hauch des englischen Junitages, der zum offenen Fenster hereinwehte.

Es wurde überall spekuliert, was den nächsten Posten des

Regiments anging, und die Gerüchteküche florierte. Frankreich, Indien, die amerikanischen Kolonien... vielleicht Prag oder die russische Front, einer der deutschen Staaten oder gar die Westindischen Inseln. Indem es Österreichs strittige Thronfolge als Vorwand benutzte, kämpfte Großbritannien auf drei Kontinenten mit Frankreich um die Vorherrschaft, und kein Soldat konnte über Mangel an Beschäftigung klagen.

Sie verbrachten noch eine angenehme Viertelstunde mit ähnlich substanzlosen Vermutungen. Währenddessen konnte sich Greys Verstand ungehindert erneut den Schwierigkeiten zuwenden, die sich durch seine unpassende Entdeckung ergaben. Hätten die Dinge ihren normalen Lauf genommen, wäre Trevelyan das Problem seines älteren Bruders gewesen. Doch Hal war zurzeit auf Reisen in Frankreich und unerreichbar, was Grey zum Mann vor Ort machte. Die Hochzeit zwischen Trevelyan und Olivia Pearsall sollte in sechs Wochen stattfinden; es musste etwas unternommen werden, und zwar schnell.

Vielleicht zog er besser Paul oder Edgar zu Rate - aber keiner seiner Halbbrüder bewegte sich in gesellschaftlichen Kreisen; Paul führte ein gemütliches Landleben auf seinem Anwesen in Sussex und setzte kaum je einen Fuß in den nächsten Marktflecken. Was Edgar anging... nein, Edgar würde keine Hilfe sein. Seine Vorstellung von einer diskreten Erledigung der Angelegenheit würde es sein, Trevelyan auf den Stufen von Westminster auszupeitschen.

Ein Steward, der in der Tür erschien und Oberst Quarrys Eintreffen verkündete, setzte seinen abschweifenden Gedanken vorerst ein Ende.

Er erhob sich und berührte Stubbs an der Schulter.

»Holt mich nach dem Essen ab, ja?«, sagte er. »Wenn Ihr möchtet, begleite ich Euch bei Eurem Witwenbesuch. O'Connell war ein guter Soldat.«

»Oh, würdet Ihr das tun? Das ist wirklich anständig von Euch, Grey; danke.« Stubbs machte ein dankbares Gesicht; den Hinterbliebenen sein Beileid auszusprechen, war nicht seine Stärke.

Glücklicherweise hatte Trevelyan seine Mahlzeit beendet und war gegangen; die Stewards waren gerade dabei, die Krümel von dem frei gewordenen Tisch zu fegen, als Grey das Zimmer betrat. Auch gut; es hätte ihm den Magen umgedreht, wenn er den Mann beim Essen hätte sehen müssen.

Er begrüßte Harry Quarry herzlich und zwang sich dann, während der Suppe Konversation zu betreiben, obwohl er mit seinen Gedanken anderswo war. Er zögerte und tauchte seinen Löffel in die Suppe. Quarry benahm sich oft derb und unbeholfen, doch er besaß große Treffsicherheit, wenn es darum ging, den Charakter eines Menschen einzuschätzen, und er kannte sich mit unschönen Affären aus. Er stammte aus einer guten Familie und wusste, wie die bessere Gesellschaft funktionierte. Vor allem konnte man sich darauf verlassen, dass er ein Geheimnis für sich behalten würde.

Also dann. Über die Sache zu sprechen, würde die Situation möglicherweise zumindest für ihn selbst klarer machen. Er schluckte den letzten Rest Brühe hinunter und legte den Löffel hin.

»Kennt Ihr Mr. Joseph Trevelyan?«

»Den Ehrenwerten Mr. Trevelyan? Vater Baronet, Bruder im Parlament, ein Vermögen in Zinn aus Cornwall, bis über die Ohren an der Ostindischen Handelsgesellschaft beteiligt?« Harry zog ironisch die Augenbrauen hoch. »Nur vom Sehen. Wieso?«

»Er ist mit meiner Cousine Olivia Pearsall verlobt. Ich... ich hatte mich nur gefragt, ob Euch vielleicht irgendetwas in Bezug auf seinen Charakter zu Ohren gekommen ist.«

»Bisschen spät für derartige Erkundigungen - oder nicht, wenn sie schon verlobt sind?« Quarry löffelte ein Stück unidentifizierbaren Grünzeugs aus seiner Suppentasse, betrachtete es kritisch, dann zuckte er mit den Achseln und aß es. »Geht Euch doch sowieso nichts an, oder? Ihr Vater ist doch bestimmt zufrieden?«

»Sie hat keinen Vater mehr. Und keine Mutter. Sie ist verwaist und ist seit zehn Jahren das Mündel meines Bruders Hal. Sie lebt im Haushalt meiner Mutter.«

»Mm? Oh. Das wusste ich nicht.« Quarry kaute langsam auf seinem Brot herum und betrachtete seinen Freund mit nachdenklich gesenkten Augenbrauen. »Was hat er denn angestellt? Trevelyan, meine ich, nicht Euer Bruder.«

Lord John zog seinerseits die Augenbrauen hoch und spielte mit seinem Suppenlöffel.

»Nichts, soweit ich weiß. Warum sollte er denn etwas angestellt haben?«

»Sonst würdet Ihr Euch doch nicht nach seinem Charakter erkundigen«, führte Quarry in aller Logik an. »Raus damit, John; was hat er getan?«

»Es ist nicht so sehr, was er getan hat, als vielmehr die Folgen.« Lord John lehnte sich zurück und wartete ab, bis der Steward das Suppengeschirr abgeräumt und sich außer Hörweite begeben hatte. Er beugte sich ein wenig vor, senkte die Stimme bis weit unter den Flüsterton, und dennoch spürte er, wie ihm das Blut in die Wangen stieg.

Es war absurd, sagte er sich. Jeder Mann warf dann und wann einen beiläufigen Blick auf seinen Nebenmann - doch seine persönlichen Vorlieben machten ihn in einer solchen Situation mehr als angreifbar; er konnte die Vorstellung, dass ihn jemand einer vorsätzlichen Inspektion bezichtigen könnte, nicht ertragen. Nicht einmal Quarry der in einer ähnlichen Situation Trevelyan wahrscheinlich am Glied des Anstoßes gepackt und

lauthals eine Erklärung für das Ganze verlangt hätte.

»Ich - habe mich vorhin zurückgezogen -«, er nickte in Richtung des chinesischen Paravents, »- und bin unerwartet auf Trevelyan gestoßen. Mir... äh... fiel zufällig ins Auge -« Himmel, er wurde rot wie ein Mädchen; Quarry grinste über sein Unbehagen.

»...glaube, es ist die Syph«, schloss er, und seine Stimme war kaum noch ein Murmeln.

Das Grinsen verschwand abrupt aus Quarrys Gesicht, und er blickte auf die chinesische Trennwand, hinter der gerade Lord Dewhurst ins Gespräch mit einem Freund vertieft zum Vorschein kam. Als er Quarrys Blick auffing, sah Dewhurst automatisch nach unten, um sich zu versichern, dass seine Hose zugeknöpft war. Als er sie ordnungsgemäß vorfand, warf er Quarry einen finsternen Blick zu und kehrte an seinen Tisch zurück.

»Syph.« Quarry senkte ebenfalls die Stimme, sprach aber immer noch ein ganzes Stück lauter, als es Grey lieb war. »Syphilis meint Ihr?«

»Genau.«

»Sicher, dass Ihr Euch das nicht eingebildet habt? Ich meine, ein Blick aus dem Augenwinkel, ein kleiner Schatten... da kann man sich doch leicht irren, wie?«

»Das glaube ich nicht«, sagte Grey gereizt. Gleichzeitig klammerte sich sein Verstand voller Hoffnung an diese Möglichkeit. Es *war* nur ein kurzer Blick gewesen. Vielleicht war er ja im Irrtum... es war ein sehr verlockender Gedanke.

Quarry blickte erneut zu der chinesischen Wand hinüber; alle Fenster waren geöffnet, und der herrliche Junisonnenschein flutete herein. Die Luft war wie Kristall; Grey, der in seiner Aufregung das Salzgefäß umgestoßen hatte, konnte jedes einzelne Salzkorn auf dem Leinentuch sehen.

»Ah«, sagte Quarry. Er verstummte für einen Moment und malte mit dem Zeigefinger ein Muster in das verschüttete Salz.

Er fragte nicht, ob Grey einen Schankerfleck erkennen würde. Jeder junge Offizier im Dienst sah sich dann und wann gezwungen, den Stabsarzt bei der Truppeninspektion zu begleiten, um von Männern Notiz zu nehmen, die so krank waren, dass man sie entlassen musste. Die Vielfalt der Formen und Größen - von ihrem Zustand ganz zu schweigen -, die bei diesen Gelegenheiten zur Schau gestellt wurde, lieferte am Abend nach solchen Inspektionen in der Offiziersmesse viel Stoff für Gelächter.

»Nun, wohin geht er, wenn er eine Hure braucht?«, fragte Quarry. Er blickte auf und rieb sich das Salz vom Finger.

»Was?« Grey sah ihn ausdruckslos an.

Quarry zog eine Augenbraue hoch.

»Trevelyan. Wenn er die Syph hat, muss er sich doch irgendwo angesteckt haben, oder nicht?«

»Sollte man meinen.«

»Na also.« Quarry lehnte sich selbstzufrieden auf seinem Stuhl zurück.

»Er muss es sich doch nicht in einem Bordell geholt haben«, argumentierte Grey. »Obwohl ich zugebe, dass es am wahrscheinlichsten ist. Aber was spielt das für eine Rolle?«

Quarry zog wieder die Augenbrauen hoch.

»Als Erstes müsst Ihr Euch wohl versichern, dass es stimmt, bevor Ihr ganz London mit einer öffentlichen Bezeichnung in Aufruhr bringt. Ich gehe schließlich nicht davon aus, dass Ihr einen Annäherungsversuch unternehmen wollt, um Euch genauer überzeugen zu können.«

Quarry grinste breit, und Grey spürte, wie ihm das Blut in der Brust aufstieg und ihm heiß den Hals heraufspülte.

»Nein«, sagte er knapp. Dann fasste er sich und lehnte sich

ein wenig zurück »Nichts für mich«, sagte er und schnippte sich imaginären Schnupftabak vom Rüschenkragen.

Quarry prustete los, das Gesicht seinerseits vom Rotwein und vor Belustigung errötet. Er schnappte nach Luft, prustete erneut und schlug mit beiden Händen auf den Tisch.

»Nun, so wählerisch sind Huren nicht. Und wenn so eine ihren Körper verkauft, verkauft sie auch alles, was sie sonst noch hat - Auskünfte über ihre Kunden eingeschlossen.«

Grey starrte den Oberst verständnislos an. Dann fiel der Groschen.

»Ihr meint, ich soll mich einer Prostituierten bedienen, um mir meinen Eindruck bestätigen zu lassen?«

»Ihr begreift schnell, Grey, wirklich schnell.« Quarry nickte beifällig und schnippte mit den Fingern, um noch mehr Wein zu bestellen. »Ich hatte eher daran gedacht, ein Mädchen ausfindig zu machen, das seinen Schwanz schon einmal gesehen hat, aber Eure Variante ist noch viel einfacher. Alles, was Ihr tun müsst, ist, Trevelyan in Euren Lieblingskonvent einzuladen, der Äbtissin etwas zuzuflüstern - und ihr etwas Kleingeld zuzustecken -, und das war's!«

»Aber ich -« Grey hielt sich nur mit Mühe davon ab zuzugeben, dass er nicht nur kein Lieblingsbordell hatte - er hatte schon seit mehreren Jahren kein derartiges Etablissement mehr betreten. Er hatte die Erinnerung an sein letztes derartiges Erlebnis erfolgreich unterdrückt; er hätte inzwischen nicht einmal mehr sagen können, an welcher Straße das Gebäude gelegen hatte.

»Es wird wunderbar funktionieren«, versicherte ihm Quarry, ohne seine Verwirrung zu beachten. »Wird wahrscheinlich auch nicht allzu viel kosten; zwei Pfund dürften wohl reichen, höchstens drei.«

»Aber wenn ich dann weiß, ob sich mein Verdacht bestätigt hat -«

»Nun, wenn er nichts hat, seid Ihr aus dem Schneider, und wenn doch...« Quarry kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Hm. Wie wär's hiermit? Wenn Ihr es arrangieren könntet, dass die Hure etwas Geschrei und Theater macht, wenn sie einen genauen Blick auf ihn geworfen hat, kommt ihr aus der Kammer Eures eigenen Mädchens gelaufen, um nachzusehen, was denn los ist. Es könnte ja sein, dass das Haus in Flammen steht.« Er prustete kurz, als er sich die Szene vorstellte, dann widmete er sich wieder seinem Plan.

»Nun, wenn Ihr ihn sozusagen kalt erwischt habt und die Lage ohne jeden Zweifel geklärt ist, glaube ich nicht, dass ihm viel anderes übrig bleibt, als einen Grund zu erfinden, um die Verlobung von sich aus zu lösen. Was sagt Ihr dazu?«

»Klingt, als könnte es funktionieren«, sagte Grey langsam, während er versuchte, sich das Bild vorzustellen, das Quarry entworfen hatte. Wenn man eine Hure mit hinreichend Talent zur Hysterie fand... und Grey musste ja schließlich die Dienste des Bordells nicht selbst in Anspruch nehmen.

Der Wein kam, und beide Männer verstummten einen Moment, während eingegossen wurde. Doch als der Steward ging, beugte sich Quarry mit leuchtenden Augen über den Tisch.

»Lasst mich wissen, wann Ihr gehen wollt; ich gönne mir den Spaß und komme mit!«

2

Ein Witwenbesuch

»Frankreich«, sagte Stubbs angewidert, während er sich durch das Gedränge am Clove Market schob. »Schon wieder das verfluchte Frankreich, könnt Ihr das glauben? Ich habe mit DeVries gegessen, und er hat mir gesagt, er habe es direkt vom alten Willie Howard. Da dürfen wir dann wahrscheinlich in Calais den verdammten Hafen bewachen!«

»Wahrscheinlich«, sagte Grey und bahnte sich seinen Weg an einem Fischhändlerkarren vorbei. »Wann, wisst Ihr das?« Er tat so, als verärgere ihn der Gedanke an eine absehbar eintönige Stationierung in Frankreich genauso sehr wie Stubbs, doch in Wirklichkeit freute ihn diese Neuigkeit.

Er war gegenüber dem Lockruf des Abenteuers ebenso wenig immun wie jeder andere Soldat und hätte es genossen, die exotischen Sehenswürdigkeiten Indiens zu Gesicht zu bekommen. Doch er war sich auch sehr wohl bewusst, dass eine solche Stationierung in der Fremde ihn wahrscheinlich zwei Jahre oder länger von England fernhalten würde - von Helwater.

Ein Posten in Calais oder Rouen dagegen... er könnte problemlos alle paar Monate zurückkehren und das Versprechen erfüllen, das er seinem jakobitischen Gefangenen gegeben hatte - einem Mann, der zweifellos froh sein würde, wenn er ihn nie wieder zu sehen bekam.

Er schob diesen Gedanken entschlossen beiseite. Sie waren nicht in Freundschaft voneinander geschieden. Doch er hoffte auf die Macht der Zeit, den Bruch zu heilen. Wenigstens war Jamie Fraser in Sicherheit; er hatte ein anständiges Dach über

dem Kopf, genug zu essen und genoss so viel Freiheit, wie seine Hafterleichterung eben zuließ. Grey tröstete sich mit dem Bild in seiner Vorstellung - ein langbeiniger Mann, der über die Hochmoore des Lake Districts schritt, das Gesicht der Sonne und den dahinziehenden Wolken zugewandt, das dichte rote Haar vom Wind verweht, der ihm Hemd und Kniehose eng an den sehnigen Körper klebte.

»Hoi! Hier entlang!« Stubbs' Ausruf riss ihn gewaltsam aus seinen Gedanken, und er sah, wie der Leutnant hinter ihm ungeduldig auf eine Seitenstraße wies. »Wo seid Ihr nur heute mit Euren Gedanken, Major?«

»Ich hatte gerade an unseren neuen Posten gedacht.« Grey trat über eine schläfrige, verfilzte Hündin hinweg, die vor ihm ausgestreckt lag und sein Vorübergehen genauso wenig beachtete wie das Gewimmel der Welpen, die an ihren Zitzen saugten. »Wenn es Frankreich *ist*, gibt es wenigstens anständigen Wein.«

O'Connells Witwe bewohnte ein Zimmer über einer Apotheke in der Brewster's Alley, wo sich die Gebäude auf derart engem Raum gegenüberstanden, dass es der Sommersonne nicht gelang, bis auf das Pflaster vorzudringen.

Stubbs und Grey durchwanderten den klammen Schatten und traten wiederholt Gerümpel beiseite, das wohl selbst den Anwohnern zu verkommen gewesen war.

Grey folgte Stubbs durch die enge Tür der Apotheke, über der ein Schild mit der verblassten Aufschrift »F. Scanion, Apotheker« hing. Er blieb stehen, um mit dem Fuß aufzustampfen und einen verrotteten Pflanzenstrang abzuschütteln, der an seinem Stiefel klebte, blickte aber auf, als aus dem hinteren Teil der Apotheke eine Stimme erklang.

»Guten Tag, die Herren.« Die Stimme war leise und hatte einen starken irischen Akzent.

»Mr. Scanion?«

Grey sah blinzeln in das Halbdunkel und machte den Besitzer aus, einen dunkelhaarigen, untersetzten Mann, der wie eine Spinne über seinem Tresen lauerte, die Arme ausgestreckt, als wartete er nur darauf, jederzeit jede gewünschte Ware zu packen.

»Ebendieser. Finbar Scanion.« Der Mann neigte höflich den Kopf. »Darf ich fragen, was ich die Ehre habe, für die Herren tun zu können?«

»Mrs. O'Connell«, sagte Stubbs knapp und wies mit einem Ruck seines Daumens nach oben, während er auf den hinteren Teil der Apotheke zutrat, ohne eine Einladung abzuwarten.

»Ah, die Dame ist gerade nicht da«, sagte der Apotheker und schlüpfte rasch hinter dem Tresen hervor, um Stubbs den Weg zu verstellen. Hinter ihm wehte ein verblichener Vorhang aus gestreiftem Leinen im Luftzug, der von der Tür herkam. Wahrscheinlich verdeckte er eine Treppe zu den oberen Räumen.

»Wo ist sie denn?«, fragte Grey scharf. »Kommt sie irgendwann zurück?«

»Oh, aye. Sie ist zum Priester gegangen, um mit ihm über das Begräbnis zu sprechen. Ich nehme an, Ihr wisst von ihrem Verlust?« Scanions Blick huschte von einem Offizier zum anderen und forschte nach ihren Absichten.

»Natürlich«, sagte Stubbs kurz angebunden. Er ärgerte sich über Mrs. O'Connells Abwesenheit. Er hatte kein Verlangen danach, ihren Ausflug zu verlängern. »Deswegen sind wir hier. Wird sie bald zurück sein?«

»Oh, das kann ich gar nicht sagen, Sir. Es könnte etwas dauern.« Der Mann trat ins Licht, das zur Tür hereinfiel. In den mittleren Jahren, sah Grey, mit silbernen Strähnen im ordentlich zusammengebundenen Haar, aber gut gebaut mit einem attraktiven, sauber rasierten Gesicht und dunklen Augen.

»Könnte ich Euch helfen, Sir? Wenn Ihr Beileidsgrüße für die Witwe habt, richte ich sie gerne aus.« Der Mann sah Stubbs unverhüllt und offen an - doch Grey sah den Hauch von Spekulation, der in seinem Blick lauerte.

»Nein«, kam er Stubbs' Antwort zuvor. »Wir warten in ihren Räumen auf sie.« Er wandte sich dem gestreiften Vorhang zu, doch die Hand des Apothekers ergriff seinen Arm und brachte ihn zum Stehen.

»Möchten die Herren nicht etwas trinken, um sich das Warten zu versüßen? Das ist das Mindeste, was ich Euch anbieten kann, zu Ehren des Verschiedenen.« Der Ire wies einladend auf die voll gestopften Regale hinter seinem Tresen, auf denen zwischen den Töpfchen und Gläsern des Apothekerhandwerks auch mehrere Flaschen Alkohol standen.

»Hm.« Stubbs rieb sich mit dem Handrücken über den Mund und richtete die Augen auf die Flaschen. »Es *ist* ein ziemlich langer Weg gewesen.«

So war es, und Grey nahm die Einladung ebenfalls an, wenn auch etwas widerstrebend, als er sah, wie Scanions lange Finger flink eine Ansammlung leerer Glasbehälter und Zinngefäße als Trinkgläser auswählte.

»Tim O'Connell«, sagte Scanion und hob seine Dose, deren Etikett die Zeichnung einer Frau trug, die auf einer Chaiselongue in Ohnmacht sank. »Der beste Soldat, der je ein Gewehr erhob und einen Franzosen erschossen hat. Möge er in Frieden ruhen.«

»Tim O'Connell«, murmelten Grey und Stubbs wie aus einem Munde und hoben zustimmend ihre Gläser.

Grey drehte sich ein wenig, als er das Glasgefäß an seine Lippen hob, sodass das Licht der Tür die darin befindliche Flüssigkeit erleuchtete. Der Alkoholdunst wurde von einem kräftigen Geruch nach dem ehemaligen Glasinhalt - Anis? Kampfer? - überlagert, doch immerhin schwammen keine

verdächtigen Krümel darin.

» Wisst Ihr, wo Sergeant O'Connell umgekommen ist?«, fragte Grey. Nach einem kleinen Schluck senkte er seinen provisorischen Becher und räusperte sich. Die Flüssigkeit schien reiner Kornschnaps zu sein, klar und geschmacklos, aber stark. Seine Mund- und Nasenhöhle fühlten sich an wie versengt.

Scanion schluckte, hustete und blinzelte. Seine Augen tranten - wahrscheinlich eher vom Alkohol als vor Trauer -, und dann schüttelte er den Kopf.

»Ich habe nur gehört, dass es irgendwo am Fluss gewesen ist. Der Konstabler, der uns die Nachricht überbracht hat, sagte aber, man hätte ihn furchtbar zusammengeschlagen. Vielleicht bei einer Wirtshausrauferei eins auf den Schädel bekommen und dann im Gedränge zertrampelt. Der Konstabler hat etwas vom Abdruck eines Absatzes auf seiner Stirn erwähnt, möge Gott mit dem armen Mann Erbarmen haben.«

»Keine Festnahmen?«, keuchte Stubbs, dessen Gesicht rot anlief, so sehr strengte er sich an, nicht zu husten.

»Nein, Sir. So wie ich es verstanden habe, hat man die Leiche am Puddle Dock halb im Wasser auf den Stufen gefunden. Wahrscheinlich hat ihn der Wirt selbst da hingezerrt, um wegen der Leiche auf seinem Grund und Boden keinen Ärger zu bekommen.«

»Wahrscheinlich«, wiederholte Grey. »Es weiß also niemand genau, wo oder wie er zu Tode gekommen ist?«

Der Apotheker schüttelte ernst den Kopf und ergriff die Flasche.

»Nein, Sir. Aber schließlich weiß keiner von uns, wo oder wann er sterben wird, nicht wahr? Unsere einzige Gewissheit ist, dass wir eines Tages diese Welt verlassen werden, und möge uns der Himmel gewähren, dass wir in der nächsten willkommen sind. Noch einen Tropfen, die Herren?«

Stubbs nahm dankend an, machte es sich auf dem Hocker bequem, der ihm angeboten wurde, und stützte einen Stiefel gegen den Tresen. Grey lehnte ab und schlenderte beiläufig durch die Apotheke. Den Becher in der Hand, inspizierte er das Angebot, während die beiden anderen in ein freundschaftliches Gespräch verfielen.

Die Apotheke schien ein Mordsgeschäft mit Potenzmitteln, Verhütungsmitteln und Arzneien gegen Gonorrhoe, Tripper und andere Risiken des Geschlechtsverkehrs zu machen. Grey schloss auf ein Bordell in der Nachbarschaft, und erneut bedrückte ihn der Gedanke an den Ehrenwerten Joseph Trevelyan, dessen Existenz zu vergessen ihm kurzfristig gelungen war.

»Die können auch mit Bändchen in Regimentsfarben geliefert werden!«, rief Scanion, als er ihn vor einer bunten Ansammlung von »Kondomen für den feinen Herrn« anhalten sah. Ein Muster jeder Sorte war auf einer Glasform ausgestellt, die Bänder zum Verschluss zierlich um den Fuß der Form geringelt. »Schafsdarm oder Ziege, wie Ihr es vorzieht, Sir - parfümiert drei Farthings zusätzlich. Für die Herren wäre das natürlich gratis«, fügte er weltgewandt hinzu und verbeugte sich, während er den Flaschenhals erneut über Stubbs' Becher neigte.

»Danke«, sagte Grey höflich. »Vielleicht später.« Er nahm kaum wahr, was er sagte, denn eine Reihe verkorkter Flaschen hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

Quecksilbersulfid, stand auf mehreren Etiketten, *Guaiacum* auf anderen. Der Inhalt der Flaschen schien sich im Aussehen zu unterscheiden, doch die Beschreibung war bei beiden Sorten gleich: *Zur schnellen und wirksamen Behandlung bei Gonorrhoe, Weichem Schanker, Syphilis und allen anderen Formen der Geschlechtskrankheit.*

Eine Sekunde lang kam ihm der wilde Gedanke, Trevelyan zum Essen einzuladen und ihm eine dieser viel versprechenden

Substanzen unter das Essen zu mischen. Unglücklicherweise hatte er zu viel Erfahrung mit dieser Art von Medizin, um darauf zu vertrauen; Peter Tewkes, ein guter Freund, war im vergangenen Jahr gestorben, nachdem er sich im St. Bartholomew's Hospital nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen mit frei käuflichen Arzneien einer »Quecksilbersalivation« zur Syphilisbehandlung unterzogen hatte.

Grey hatte es zwar nicht persönlich mit angesehen, da er zu diesem Zeitpunkt im Exil in Schottland gewesen war, hatte es jedoch von gemeinsamen Freunden gehört, die Tewkes besucht hatten und nachdrücklich von der furchtbaren Wirkung des Quecksilbers berichtet hatten, ganz gleich, ob innerlich oder äußerlich angewandt.

Er konnte nicht zulassen, dass Olivia Trevelyan heiratete, wenn er tatsächlich krank war, doch er hatte auch keinerlei Bedürfnis, verhaftet zu werden, weil er versucht hatte, den Mann zu vergiften.

Stubbs, der von der geselligen Sorte war, ließ sich gerade in ein Gespräch über den Feldzug in Indien verwickeln; die Zeitungen hatten von Clives Sturm auf Kalkutta berichtet, und ganz London vibrierte vor Aufregung.

»Aye, ich hab doch selbst einen Vetter, der unter Clive dient«, sagte der Apotheker und richtete sich sichtlich stolz auf. »Einundachtzigstes Artillerieregiment, bessere Soldaten findet man auf Gottes grüner Erde nicht -«, grinste er und zeigte seine ebenmäßigen Zähne, »- mit Ausnahme der anwesenden Herrschaften natürlich.«

»Einundachtzigstes?«, sagte Stubbs und machte ein verwirrtes Gesicht. »Ich dachte, Ihr hättet gesagt, Euer Vetter sei im Dreiundsechzigsten.«

»Beides, werter Sir. Ich habe mehrere Vettern, und das Soldatenleben liegt bei uns in der Familie.«

Jetzt, wo er seine Aufmerksamkeit wieder auf den Apotheker gerichtet hatte, wurde Grey allmählich bewusst, dass irgendetwas mit dem Mann nicht stimmte. Er kam näher und betrachtete Scanion verstohlen über seinen Becherrand hinweg. Der Mann war nervös - warum? Seine Hände hatten nicht gezittert, als er den Alkohol eingeschenkt hatte, doch er hatte Falten der Anspannung um die Augen herum, und sein verkrampftes Kinn passte nicht zu seinem beiläufigen Redefluss. Der Tag war warm, doch in der Apotheke war es nicht warm genug, um den Schweißfilm auf den Schläfen des Apothekers zu erklären.

Grey schaute sich im Raum um, sah aber nichts Auffälliges. Verborg Scanion illegale Handelsware? Sie befanden sich hier nicht weit von der Themse entfernt; das Puddle Dock, wo man O'Connells Leiche gefunden hatte, lag am Zusammenfluss von Themse und Fleet, und Schmuggelei war wahrscheinlich ein ganz normaler Erwerb für jeden Bootsbesitzer in der Nachbarschaft. Eine Apotheke gab einen besonders guten Umschlagplatz für Schmuggelware ab.

Doch wenn das der Fall war, warum alarmierte ihn die Gegenwart zweier Armeeoffiziere so? Die Schmuggelei war eine Angelegenheit des Londoner Magistrats oder Zolls, vielleicht der Schifffereibehörden, aber über ihren Köpfen erklang ein leises, aber deutliches Rumpeln.

»Was ist das?«, fragte er scharf und blickte nach oben.

»Oh - nichts, nur die Katze«, erwiderte der Apotheker sofort und machte eine abwinkende Handbewegung. »Abscheuliche Kreaturen, Katzen, aber da Mäuse noch abscheulichere Kreaturen sind...«

»Das war keine Katze.« Greys Augen waren immer noch zur Decke gerichtet, an deren Balken getrocknete Kräuterbündel hingen. Während er hinsah, erzitterte eines der Bündel kurz, dann das daneben; ein feiner, goldener Staub rieselte nieder, und

der Lichtstrahl, der zur Tür hereinfiel, ließ die einzelnen Körnchen aufleuchten.

»Da oben läuft jemand herum.« Ohne den Protest des Apothekers zu beachten, schritt er auf den Leinenvorhang zu, schob ihn zur Seite und hatte die Treppe schon zur Hälfte erklettert, die Hand am Schwertknäuf, bevor Stubbs sich so weit gesammelt hatte, dass er ihm folgen konnte.

Das Zimmer im ersten Stock war eng und schäbig, doch durch zwei Fenster schien die Sonne auf einen mitgenommenen Tisch nebst Stuhl - und auf eine noch stärker mitgenommene Frau, deren Mund vor Überraschung offen stand, als sie jetzt beim Absetzen eines Tellers mit Brot und Käse erstarnte.

»Mrs. O'Connell?« Sie wandte ihm den Kopf zu - und jetzt erstarnte Grey ebenfalls. Ihr offener Mund war geschwollen, die Lippen waren aufgeplatzt, und in ihrem Zahnfleisch klappte ein dunkelrotes Loch, denn einer ihrer unteren Zähne war ausgeschlagen. Beide Augen waren bis auf Schlitzte zugeschwollen, und sie blinzelte ihn durch eine Maske aus blaugelblichen Flecken an. Wie durch ein Wunder war ihre Nase nicht gebrochen; ihr schmaler Nasenrücken und die zierlichen Nasenlöcher lugten überraschend blass aus der Verwüstung hervor.

Sie hob eine Hand an ihr Gesicht und wandte sich vom Licht ab, als schäme sie sich ihrer Erscheinung.

»Ich... ja. Ich bin Francine O'Connell«, murmelte sie durch den Fächer ihrer Finger.

»Mrs. O'Connell!« Stubbs trat einen Schritt auf sie zu, dann blieb er stehen, unsicher, ob er sie berühren sollte. »Wer - wer hat Euch das angetan?«

»Ihr Mann. Möge seine Seele in der Hölle schmoren.« Die Bemerkung erklang im Konversationston in ihrem Rücken. Als Grey sich umdrehte, sah er den Apotheker ins Zimmer treten. An der Oberfläche war sein Verhalten immer noch beiläufig,

doch seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Frau konzentriert.

»Ihr Mann, ja?« Stubbs, der bei all seiner Geselligkeit kein Dummkopf war, griff nach den Händen des Apothekers und drehte dessen Fingerknöchel zum Licht. Der Mann ließ diese Inspektion in aller Ruhe über sich ergehen, dann entzog er Stubbs seine unverletzten Hände. Als sei ihm damit eine Erlaubnis erteilt worden, durchquerte er das Zimmer und stellte sich neben die Frau. Er strahlte unterdrückten Trotz aus.

»Es ist die Wahrheit«, sagte er, äußerlich nach wie vor ruhig. »Tim O'Connell war ein guter Mann, solange er nüchtern war, aber wenn er getrunken hatte... ein Ungeheuer in Menschengestalt, nicht weniger.« Er schüttelte den Kopf, die Lippen aufeinander gepresst.

Grey wechselte einen Blick mit Stubbs. Es stimmte; sie konnten sich beide noch gut daran erinnern, wie sie O'Connell einmal am Ende eines freien, durchzechten Abends in Richmond aus dem Gefängnis geholt hatten. Der Konstabler und der Kerkermeister trugen beide die Spuren der Festnahme, wenn auch keiner von ihnen so übel ausgesehen hatte wie O'Connells Frau.

»Und in welcher Beziehung steht Ihr zu Mrs. O'Connell, wenn ich fragen darf?«, erkundigte sich Grey höflich. Es war kaum notwendig zu fragen; er konnte sehen, wie sich der Körper der Frau dem Apotheker zuneigte wie eine Kletterrhanke, die ihres Spaliers beraubt ist.

»Ich bin natürlich ihr Vermieter«, erwiderte der Mann neutral und legte Mrs. O'Connell die Hand auf den Ellbogen. »Und ein Freund der Familie.«

»Ein Freund der Familie«, wiederholte Stubbs. »Ah ja.« Seine weit geöffneten blauen Augen wanderten tiefer und verweilten gezielt auf der Taille der Frau, unter deren Schürze sich die Wölbung einer fünf oder sechs Monate alten Schwangerschaft zeigte. Das Regiment - und Sergeant O'Connell - waren gerade

einmal vor sechs Wochen nach London zurückgekehrt.

Stubbs warf Grey einen Blick zu, in dem eine Frage lag. Grey zog sacht eine Schulter hoch, dann nickte er kaum merklich. Wer auch immer Sergeant O'Connell auf dem Gewissen hatte, es war eindeutig nicht seine Frau - und sie hatten sowieso kein Recht, ihr das Geld vorzuenthalten.

Stubbs grollte leise, griff jedoch in seinen Rock und zog eine Geldbörse hervor, die er auf den Tisch warf.

»Ein kleines Zeichen der Erinnerung und Wertschätzung«, sagte er, ohne die Feindseligkeit in seiner Stimme zu unterdrücken. »Von den Kameraden Eures Mannes.«

»Geld für ein Leichentuch, wie? Ich will es nicht.« Die Frau lehnte sich nicht länger an Scanion, sondern richtete sich auf. Unter ihren Verletzungen war sie bleich, doch ihre Stimme war kräftig. »Nehmt es wieder mit. Ich begrab' meinen Mann selbst.«

»Seltsam«, sagte Grey höflich. »Warum sollte die Frau eines Soldaten die Hilfe seiner Kameraden zurückweisen? Ob es ihr Gewissen ist?«

Bei diesen Worten verfinsterte sich das Gesicht des Apothekers, und die Hände an seinen Seiten ballten sich zu Fäusten.

»Was meint Ihr damit?«, fragte er herausfordernd. »Dass sie ihn umgebracht hat und sie Euer Geld aus Schuldgefühl abweist? Zeig ihnen deine Hände, Francine!«

Er ergriff die Hände der Frau und riss sie hoch, sodass sie gut zu sehen waren. Der kleine Finger der einen Hand war mit einem Holzspan geschient; ansonsten trugen ihre Hände keine Spuren außer den Narben abgeheilte Verbrennungen und den rauen Fingerknöcheln täglicher Arbeit - die Hände einer Hausfrau, die zu arm war, um eine Hilfe zu bezahlen.

»Ich gehe nicht davon aus, dass Mrs. O'Connell ihren Mann

selbst zu Tode geprügelt hat, nein«, erwiderte Grey unverändert höflich. »Aber sie muss ja nicht ihrer eigenen Taten wegen ein schlechtes Gewissen haben, oder? Es könnte ja auch Taten gelten, die in ihrem Interesse geschehen sind - oder auf ihren Wunsch.«

»Kein schlechtes Gewissen.« Die Frau entriss Scanion abrupt ihre Hände und stand auf. Ihr verwüstetes Gesicht zitterte. Die Gefühle wechselten wie Meeresströmungen unter ihrer fleckigen Gesichtshaut, als sie nun von einem Mann zum anderen blickte.

»Ich werde Euch sagen, warum ich Euer Geschenk zurückweise, meine Herren. Der Grund ist nicht mein Gewissen, sondern mein Stolz.« Ihre Schlitzaugen ruhten auf Grey, hart und leuchtend wie Diamanten. »Oder meint Ihr, eine arme Frau wie ich hat keinen Anspruch auf ihren Stolz?«

»Stolz auf was?«, wollte Stubbs wissen. Er warf erneut einen viel sagenden Blick auf ihren Bauch. »Ehebruch?«

Zu Stubbs' peinlich berührter Überraschung lachte sie.

»Ehebruch, was? Nun, wenn es das ist, dann habe ich nicht damit angefangen. Tim O'Connell hat mich voriges Jahr im Frühling sitzen gelassen; hat was mit 'ner Bordellschlampe angefangen und sein ganzes Geld ausgegeben, um ihr Flitterkram zu kaufen. Vor zwei Tagen, als er hierher gekommen ist, habe ich ihn zum ersten Mal seit sechs Monaten gesehen. Hätte Mr. Scanion mir nicht Arbeit und ein Dach überm Kopf angeboten, wäre ich mit Sicherheit zu der Hure geworden, für die Ihr mich haltet.«

»Besser Hure für einen Mann als für viele, nehme ich an«, murmelte Grey und legte Stubbs die Hand auf den Arm, um weitere unbeherrschte Bemerkungen zu unterbinden.

»Dennoch, Madam«, fuhr er etwas lauter fort, »verstehe ich nicht ganz, was Ihr dagegen habt, ein Geschenk von den Kameraden Eures Mannes anzunehmen, um Euch bei der Beerdigung behilflich zu sein - wenn sein Tod Euch tatsächlich

keine Schuldgefühle verursacht.«

Die Frau richtete sich auf und verschränkte die Arme unter ihrer Brust.

»Werde ich die Börse da annehmen und sie benutzen, um schöne Worte über seiner stinkenden Leiche sprechen zu lassen? Oder schlimmer noch, Kerzen anzünden und Messen für eine Seele sprechen zu lassen, die jetzt im Schlund der Hölle brennt, wenn der Herr Gerechtigkeit kennt? Nein, Sir, das werde ich nicht!«

Grey betrachtete sie mit Interesse - und einem gewissen Maß an Bewunderung -, dann richtete er den Blick auf den Apotheker, um zu sehen, wie er diese Rede aufnahm. Scanion war einen Schritt zurückgetreten; seine Augen waren auf das verletzte Gesicht der Frau geheftet, seine Stirn hatte sich leicht gerunzelt.

Grey schob sich die silberne Halsberge zurecht, dann beugte er sich vor, nahm die Börse vom Tisch und ließ sie auf seiner Handfläche klimpern.

»Wie Ihr wünscht, Madam. Möchtet Ihr dann auch die Pension ablehnen, die Euch als Witwe eines Sergeanten zusteht?« Eine solche Pension war ohnehin gering, doch in Anbetracht der Lage, in der sich die Frau befand...

Einen Moment stand sie unentschlossen da, dann hob sich ihr Kopf wieder.

»Die nehme ich an«, sagte sie und schenkte ihm einen glitzernden Blick aus ihrem zugeschwellenen Auge. »Ich habe sie mir verdient.«

Oh, welch verworrenes Netz wir weben...

Es blieb ihnen nichts anderes übrig als die Angelegenheit zu Protokoll zu geben. Jemanden zu finden, der sie zu Protokoll nahm, war schon schwieriger; da das Regiment für seinen neuen Posten aufgestockt und ausgestattet wurde, herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Die übliche Parade war vorerst ausgesetzt, und niemand war, wo er sein sollte. Es war kurz nach Sonnenuntergang am folgenden Tag, als Grey endlich auf Quarry stieß, und zwar im Rauchersalon des »Beefsteaks«.

»Meint Ihr, sie haben die Wahrheit gesagt?« Quarry spitzte die Lippen und blies nachdenklich einen Rauchkringel in die Luft. »Scanion und die Frau?«

Grey, der sich darauf konzentrierte, seine frische Cheroot-Zigarre zum Ziehen zu bringen, schüttelte den Kopf. Als die Zigarre ordentlich zu brennen schien, entfernte er sie von seinen Lippen, um zu antworten.

»Sie ja - zum Großteil. Er nicht.«

Quarry zog die Augenbrauen hoch, dann runzelte er die Stirn.

»Seid Ihr sicher? Ihr habt gesagt, er war nervös; könnte das nicht einfach daran liegen, dass er nicht wollte, dass Ihr Mrs. O'Connell entdeckt - und damit seine Beziehung zu ihr?«

»Doch«, sagte Grey. »Aber auch nachdem wir mit ihr gesprochen hatten... ich kann nicht genau sagen, *worüber* Scanion gelogen hat - oder auch nur, dass er tatsächlich gelogen hat. Aber er wusste etwas über O'Connells Tod, das er nicht geradeheraus erzählt hat, oder ich fresse einen Besen.«

Quarry grunzte als Antwort und lehnte sich in seinem Sessel

zurück. Er zog heftig an seiner Zigarre und starrte konzentriert zur Decke. Von Natur aus träge, hasste Quarry es zu denken, doch er konnte es, wenn er musste.

Aus Respekt vor der Mühe, die ihm dies abforderte, sagte Grey nichts und zog nur dann und wann an der spanischen Zigarre, die Quarry, der eine Vorliebe für dieses exotische Kraut hegte, ihm aufgedrängt hatte. Er selbst rauchte normalerweise nur zu medizinischen Zwecken, wenn ihn ein schwerer Schnupfen plagte, doch der Rauchersalon des »Beefsteaks« bot ihnen um diese Tageszeit die beste Gelegenheit zu einer Unterredung unter vier Augen, da die meisten Mitglieder jetzt beim Abendessen waren.

Greys Magen knurrte bei dem Gedanken an Abendessen, doch er ignorierte das. Später war noch genug Zeit zum Essen.

Quarry nahm die Zigarre gerade so lange aus dem Mund, dass er »Zum Teufel mit Eurem Bruder« sagen konnte, dann steckte er sie wieder hinein und nahm seine Betrachtung der pastoralen Szene an der Stuckdecke über ihren Köpfen wieder auf.

Grey nickte, denn er stimmte mit dieser Aussage zutiefst überein. Hal war Oberst des Regiments und Oberhaupt der Greyschen Familie. Hal war in Frankreich - seit einem Monat. Seine vorübergehende Abwesenheit erwies sich jetzt als unangenehme Bürde für jene, deren Pflicht es war, die Verantwortung zu schultern, die normalerweise die seine war. Doch daran war nichts zu ändern; Pflicht war Pflicht.

In Hals Abwesenheit oblag das Kommando über das Regiment dessen beiden regulären Obersten, Harry Quarry und Bernard Sydell. Grey zögerte keine Sekunde bei seiner Entscheidung, wem er Bericht erstatten sollte. Sydell war ein älterer Herr, mürrisch und streng, der nur wenig über seine Soldaten wusste und sich noch weniger für sie interessierte.

Einer der ewig wachsamen Bediensteten, der das sich abzeichnende Inferno beobachtete, trat wortlos vor und setzte

Quarry ein kleines Porzellanschälchen auf die Brust, bevor die qualmende Zigarrenasche seine Weste in Brand setzen konnte. Quarry ignorierte ihn und schmauchte rhythmisch vor sich hin, wobei er ab und zu leise aufgrollte.

Greys Zigarre war ausgegangen, als Quarry schließlich das Porzellanschälchen von seiner Brust entfernte und die nassen Überreste seiner Zigarre aus dem Mund nahm. Er setzte sich gerade hin und seufzte tief.

»Es hilft alles nicht«, sagte er. »Ihr müsst es erfahren.«

»Was denn?«

»Wir glauben, dass O'Connell ein Spion war.«

Erstaunen und Bestürzung wetteiferten mit einem gewissen Gefühl der Genugtuung um einen Platz in Greys Brust. Er hatte gewusst, dass an der Brewster's Alley etwas nicht stimmte.

»Spion für wen?« Sie waren allein; der allgegenwärtige Bedienstete war momentan verschwunden, doch Grey sah sich dennoch um und senkte seine Stimme.

»Wir wissen es nicht.« Quarry drückte seinen Zigarrenstummel in das Schälchen und stellte es beiseite. »Das war der Grund, warum Euer Bruder sich entschieden hat, ihn erst einmal in Ruhe zu lassen, nachdem uns der Verdacht gekommen war - in der Hoffnung, seinen Auftraggeber zu entdecken, sobald das Regiment wieder in London war.«

Das leuchtete ein; zwar war es gut möglich, dass O'Connell unterwegs gut nützliche militärische Informationen gesammelt hatte, doch es musste ihm sehr viel einfacher gefallen sein, diese im wimmelnden Ameisenhaufen Londons weiterzugeben, wo sich tagaus, tagein Menschen aus aller Herren Länder in den Fluten des Handels tummelten, die die Themse entlang geflossen kamen, als in der Beengtheit des Militärlagers.

»Oh, ich verstehe«, sagte Grey und warf Quarry einen scharfen Blick zu, als ihm ein Licht aufging. »Hal hat die

Gerüchteküche über den neuen Standort des Regiments ausgenutzt, nicht wahr? Stubbs hat mir nach dem Essen erzählt, er habe von DeVries gehört, dass wir definitiv wieder nach Frankreich geschickt würden - wahrscheinlich nach Calais. Ich nehme an, das war eine Finte, die O'Connells wegen gelegt wurde?«

Quarry sah ihn ausdruckslos an.

»Gab keine offizielle Verlautbarung, oder?«

»Nein. Und wir können davon ausgehen, dass das Zusammenfallen einer solchen inoffiziellen Entscheidung mit Sergeant O'Connells plötzlichem Ableben hinreichend, äh... interessant ist?«

»Geschmackssache, würde ich sagen«, sagte Quarry mit einem erneuten tiefen Seufzer. »Ich würde es ein verflixtes Ärgernis nennen.«

Der Bedienstete kam lautlos wieder in das Zimmer und trug einen Humidor in der einen Hand, einen Pfeifenständer in der anderen. Die Zeit des Abendessens ging zu Ende, und jene Mitglieder, die gern ein Verdauungspfeifchen rauchten, würden in Kürze den Flur entlangkommen, um ihre Pfeifen an sich zu nehmen und sich auf ihrem Lieblingssessel niederzulassen.

Grey saß einen Augenblick stirnrunzelnd da.

»Warum ist der... fragliche Gentleman denn... unter Verdacht geraten?«

»Erratet Ihr das denn nicht selbst?« Quarry zog eine Schulter hoch und ließ es im Unklaren, ob seine Schweigsamkeit in seinem eigenen Unwissen oder in offizieller Diskretion begründet lag.

»Verstehe. Dann ist mein Bruder also vielleicht in Frankreich - und vielleicht auch nicht?«

Ein schwaches Lächeln ließ die weiße Narbe auf Quarrys Wange zucken.

»Das müsst Ihr doch besser wissen als ich, Grey.«

Der Bedienstete war wieder aus dem Zimmer gegangen, um die anderen Humidore zu holen; mehrere Clubmitglieder bewahrten ihre persönlichen Tabak- und Schnupftabakmischungen hier auf. Er konnte schon hören, wie im Speisezimmer die Nachtsich-Gespräche lauter wurden. Grey beugte sich vor, bereit aufzustehen.

»Aber Ihr habt ihn natürlich beschatten lassen - O'Connell. Jemand muss ihn in London genau beobachtet haben.«

»Oh, ja.« Quarry schüttelte sich, um seine Kleider ansatzhaft zu ordnen, strich sich die Asche von den Knien seiner Hose und zog seine zerknitterte Weste glatt. »Hal hat einen Mann gefunden. Sehr diskret und in guter Position. Einen Diensten, der bei einem Freund der Familie angestellt ist - das heißt, Eurer Familie.«

»Und dieser Freund ist -?«

»Der Ehrenwerte Joseph Trevelyan.« Quarry stand umständlich auf und ging als Erster aus dem Raucherzimmer. Grey blieb es überlassen, ihm nach bestem Vermögen zu folgen, während ihm mehr als nur der Tabakqualm die Sinne betäubte.

Auf grauenhafte Weise war das Ganze einleuchtend, dachte er, während er Quarry zum Ausgang folgte. Trevelyan und Greys Familien standen seit zwei Jahrhunderten in enger Verbindung, und zum Teil war es Joseph Trevelyan's Freundschaft mit Hal, die überhaupt zu seiner Verlobung mit Olivia geführt hatte.

Es war keine enge Freundschaft; eine, die in gemeinsamen Bekannten, Clubs und politischen Interessen begründet lag, nicht aber in persönlicher Zuneigung. Dennoch, wenn Hal auf der Suche nach einem diskreten Mann war, den er auf O'Connells Spur ansetzen konnte, hatte er außerhalb der Armee suchen müssen - denn wer wusste schon, mit wem sich

O'Connell zusammengetan hatte, sowohl innerhalb als auch außerhalb des Regiments? Also hatte er offenbar seinen Freund Trevelyan angesprochen, der ihm seinen eigenen Diensthofen empfohlen hatte... und es war einfach nur perfide Ironie, dass er, Grey, gerade jetzt wiederum gezwungen war, sich in Trevelyan's Privatangelegenheiten einzumischen.

Vor dem »Beefsteak« hatte der Türsteher eine Mietdroschke angehalten; Quarry war bereits eingestiegen und winkte Grey ungeduldig.

»Kommt schon, kommt schon! Ich verhungere. Wir fahren zu Kettrick's, ja? Da machen sie eine exzellente Aalpastete. Darauf hätte ich jetzt Lust, und vielleicht ein oder zwei Eimer Starkbier dazu. Um den Qualm herunterzuspülen, was?«

Grey nickte und legte seinen Hut neben sich auf den Sitz, damit er nicht zerdrückt wurde. Quarry steckte den Kopf zum Fenster hinaus und rief dem Fahrer etwas zu, dann zog er ihn ein und ließ sich seufzend auf die schmutzigen Polster sinken.

»Also«, fuhr Quarry mit etwas lauterer Stimme fort, um sich im Rattern und Quietschen der Kutsche Gehör zu verschaffen, »dieser Mann, Trevelyan's Diensthofe - Byrd ist sein Name, Jack Byrd -, hat ein Zimmer gegenüber der Schlampe gemietet, mit der O'Connell zusammengelebt hat. Ist dem Sergeant in den letzten sechs Wochen auf Schritt und Tritt durch London gefolgt.«

Grey blickte aus dem Fenster; sie hatten seit einigen Tagen schönes Wetter, doch es war im Begriff umzuschlagen. Donner grollte in der Ferne, und er konnte den nahenden Regen in der Luft spüren, die ihm das Gesicht kühlte und die Lungen erfrischte.

»Was sagt dieser Byrd denn, was in der Nacht geschehen ist, als O'Connell umgebracht wurde?«

»Nichts.« Quarry setzte sich die Perücke fester auf, und ein feuchter Windstoß fuhr durch die Kutsche.

»Er hat O'Connell aus den Augen verloren?«

Quarrys kantige Gesichtszüge verzogen sich ironisch.

»Nein, wir haben Jack Byrd aus den Augen verloren. Seit der Nacht, in der O'Connell umgekommen ist, hat man von ihm nichts mehr gehört oder gesehen.«

Die Droschke wurde langsamer, und der Kutscher trieb seine Pferde erneut an, als sie in die Straße am Fluss einbogen. Grey zog sich in Erwartung ihrer Ankunft seinen Umhang um die Schultern und ergriff seinen Hut.

»Auch kein Leichenfund?«

»Nein. Was sehr darauf hindeutet, dass das, was O'Connell zugestoßen ist, keine einfache Wirtshausrauferei war.«

Grey rieb sich das Gesicht und spürte das Kratzen der Bartstoppeln an seinem Kinn. Er hatte Hunger, und sein Leinenhemd war schmutzig nach dem anstrengenden Tag. Es war klamm, und er fühlte sich schäbig und gereizt.

»Was wiederum darauf hindeutet, dass das, was geschehen ist, nicht Scanions Schuld war - denn warum sollte er sich für Byrd interessieren?« Er war sich nicht sicher, ob ihn diese Schlussfolgerung freuen sollte oder nicht. Er *wusste*, dass der Apotheker ihn angelogen hatte - doch gleichzeitig hatte er Mitgefühl mit Mrs. O'Connell. Es würde ihr schlecht ergehen, wenn Scanion wegen Mordes festgenommen und verurteilt wurde - und noch schlechter, wenn man sie der Mitwisserschaft bezichtigte.

Die gegenüberliegende Sitzbank wurde in Licht und Schatten getaucht, als sie nun langsam an einigen Fackelträgern vorbeiklapperten, die einer Gruppe von Fußgängern heim leuchteten. Er sah, wie Quarry mit den Achseln zuckte. Offenbar machte ihn der Hunger genauso reizbar wie ihn selbst.

»Wenn Scanion gesehen hatte, dass Byrd O'Connell beschattet hat, ist es gut möglich, dass er Byrd auch aus dem

Weg geschafft hat - doch warum sollte er sich die Mühe machen, es zu verheimlichen? Eine Prügelei kann doch genauso gut mit mehreren Leichen enden wie mit einer. Kommt weiß Gott oft genug vor.«

»Aber wenn es jemand anders war?«, sagte Grey langsam. »Jemand, der O'Connell entweder aus dem Weg schaffen wollte, weil der zu viele Fragen stellte, oder aus Angst, verraten zu werden...?«

»Sein Auftraggeber? Oder zumindest jemand, der in dessen Auftrag gehandelt hat. Könnte sein. Und wiederum - warum die Leiche verstecken, wenn er Byrd auch auf dem Gewissen hat?«

Die Alternative lag auf der Hand.

»Er hat Byrd nicht umgebracht. Er hat ihn gekauft.«

»Verdammt wahrscheinlich. Als ich von O'Connells Tod erfahren habe, habe ich sofort einen Mann auf sein Zimmer geschickt, aber er hat nicht das Geringste gefunden. Und Stubbs hat sich genau in der Wohnung der Witwe umgesehen, als Ihr dort wart - nichts, sagt er. Nicht ein Fetzen Papier.«

Er hatte Stubbs herumstöbern sehen, während er die Absprachen zur Auszahlung von O'Connells Pension an dessen Witwe traf, hatte jedoch zum damaligen Zeitpunkt nicht besonders darauf geachtet. Doch es stimmte; Mrs. O'Connells Zimmer war spartanisch möbliert und enthielt keinerlei Bücher oder sonstige Papiere.

»Wonach haben sie denn gesucht?«

Das Bärengrollen, das als Erwiderung aus dem Dunklen kam, hätte von Quarry stammen können, hätte aber auch nur sein Magen sein können, der seinem Hunger Ausdruck verlieh.

»Ich weiß nicht mit Gewissheit, wie es aussieht«, räumte Quarry zögerlich ein. »Aber es muss ein Schriftstück sein.«

»Ihr wisst es nicht? Was ist es - oder darf ich das nicht wissen?«

Quarry betrachtete ihn, während seine Finger bedächtig neben ihm auf den Sitz trommelten. Dann zuckte Quarry mit den Achseln; zum Teufel mit der offiziellen Diskretion.

»Kurz vor unserer Rückkehr aus Frankreich hat O'Connell die Ausrüstungsnachforderungen nach Calais gebracht. Er war spät dran - alle anderen Regimenter hatten ihre Bestellungen schon seit Tagen eingereicht. Der verdammte Idiot, der sie entgegengenommen hat, hat das Ganze einfach auf seinem Schreibtisch liegen gelassen, falls Ihr Euch das vorstellen könnt! Das Büro war zwar abgeschlossen, aber trotzdem...«

Als er aus seiner ausgedehnten Mittagspause zurückkam, hatte der Schreiber die Tür aufgebrochen vorgefunden, den Schreibtisch leer geräumt - und auch der letzte Fetzen Papier war aus dem Büro verschwunden.

»Ich hätte nicht gedacht, dass ein Einzelner so viel Papier tragen könnte, wie sich normalerweise in einem solchen Büro ansammelt«, sagte Grey halb im Scherz.

Quarry machte eine ungeduldige Handbewegung.

»Es war nur so ein Schreiberloch, nicht das eigentliche Büro. Es war sonst nichts von Wichtigkeit darin - bis auf die vierteljährlichen Bedarfsmeldungen für jedes britische Regiment zwischen Calais und Prag...!«

Grey spitzte die Lippen und nickte beipflichtend. Die Sache war ernst. Informationen über Truppenbewegungen und -aufstellungen waren streng geheim, aber solche Pläne ließen sich ändern, wenn bekannt wurde, dass die Information in die falschen Hände gefallen war. Der Munitionsbedarf eines Regiments konnte nicht geändert werden - und die Summe dieser Informationen konnte einem Feind fast bis auf das einzelne Gewehr genau verraten, wie stark jedes einzelne Regiment war und über welche Waffen es verfügte.

»Trotzdem«, sagte er. »Es muss eine riesige Menge Papier gewesen sein. Nichts, was ein Mann einfach so verborgen am

Körper tragen könnte.«

»Nein, es war schon ein großer Rucksack oder Seesack - etwas in der Art - notwendig, um es fortzuschaffen. Aber genau das hat irgendjemand getan.«

Natürlich war sofort Alarm geschlagen und eine Durchsuchung in die Wege geleitet worden, doch Calais war ein mittelalterlicher Bienenstock, und man hatte nichts gefunden.

»Unterdessen war O'Connell verschwunden - buchstäblich; er hatte drei Tage Urlaub, nachdem er die Bedarfsanforderungen eingereicht hatte. Wir haben ihm nachgestellt; haben ihn am dritten Tag gefunden. Er hat nach Alkohol gestunken und so ausgesehen, als hätte er die ganze Zeit nicht geschlafen.«

»Was ja nichts Besonderes wäre.«

»Das ist wahr. Aber man kann davon ausgehen, dass ein Mann auch so aussieht, wenn er zwei Tage und Nächte in einem gemieteten Zimmer gegessen hat und eine Zusammenfassung dieser Papiermenge hergestellt hat, um sie in etwas sehr viel Kleineres und Transportableres zu verwandeln - und die Bestellungen dann ins Feuer geworfen hat.«

»Dann hat man sie also nie gefunden - die Originale?«

»Nein. Wir haben O'Connell genau beobachtet; er hat danach keine Gelegenheit mehr gehabt, die Information an irgendjemanden weiterzugeben - und wir halten es für unwahrscheinlich, dass er sie übergeben hat, bevor wir ihn gefunden haben.«

»Weil er jetzt tot ist - und weil Jack Byrd verschwunden ist.«

»*Rem acu tetigisti*«, erwiderte Quarry und prustete dann selbstzufrieden vor sich hin.

Grey musste lächeln. Es bedeutete, »du hast die Angelegenheit mit einer Nadel berührt« - den Nagel auf den Kopf getroffen. Wahrscheinlich das einzige lateinische Zitat, das Quarry aus seiner Schulzeit behalten hatte, abgesehen von *cave canem*.

»Und war O'Connell der einzige Verdächtige?«

»Nein, verdammt. Das war ja das Problem. Wir konnten ihn nicht einfach festnehmen und die Wahrheit aus ihm herauspressen, ohne einen anderen Beweis zu haben als die Tatsache, dass er dort war. Mindestens sechs andere Männer - alle aus anderen Regimentern, verflucht! - waren zum nämlichen Zeitpunkt ebenfalls dort.«

»Ich verstehe. Also stellen die anderen Regimenter jetzt in aller Stille Nachforschungen über *ihre* schwarzen Schafe an?«

»Genau. Andererseits«, fügte Quarry folgerichtig hinzu, »sind die anderen fünf noch am Leben. Was uns ja möglicherweise etwas sagt, nicht wahr?«

Die Droschke kam zum Stehen, und die Geräusche und Gerüche von Kettrick's Eel-Pye House drangen zum Fenster herein: Gelächter und Gespräche, brutzelndes Essen und klappernde Holzteller. Der Salzwassergeruch eingelegter Aale, Bieraroma und der Trost herrlicher Pasteten umspülten sie warm und beruhigend.

»Wissen wir mit Sicherheit, wie O'Connell umgebracht worden ist? Hat sich irgendjemand aus dem Regiment die Leiche angesehen?«, fragte Grey plötzlich, während Quarry schwerfällig auf den Bürgersteig trat.

»Nein«, sagte Quarry, der sich nicht umsah, sondern unbeirrt auf den Eingang zuhielt. »Das werdet Ihr morgen tun, bevor sie den Kerl beerdigen.«

Grey wartete, bis ihre Pasteten serviert waren, bevor er den Versuch unternahm, Widerspruch gegen Quarrys Ankündigung einzulegen, dass er, Grey, von Stund an seiner anderen Dienstpflichten enthoben sei, um die Ermittlungen bezüglich der Tätigkeiten und des Todes von Sergeant Timothy O'Connell zu leiten.

»Warum ich? Die Sache ist doch mit Sicherheit ernst genug, um den ranghöchsten Offizier auf den Plan zu rufen - das seid Ihr, Harry«, sagte er, »oder möglicherweise auch Bernard.«

Quarry, der den Mund voller Aalpastete hatte, hatte für einen glückseligen Moment die Augen geschlossen. Er kaute genüsslich, schluckte, dann öffnete er widerstrebend die Augen.

»Bernard - haha! Sehr witzig.« Er strich sich die Krümel von der Brust. »Was mich angeht... normalerweise wäre es wohl meine Sache. Es ist aber so - ich war auch in Calais, als die Listen gestohlen wurden. Ich könnte es selbst gewesen sein. Natürlich war ich es nicht, aber möglich wäre es.«

»Aber Euch würde doch bestimmt kein vernünftiger Mensch verdächtigen, Harry.«

»Ihr haltet das Kriegsministerium also für vernünftig?« Quarry zog zynisch die Augenbrauen hoch und hob seinen Löffel.

»Verstehe. Aber trotzdem...«

»Crenshaw hatte Heimaturlaub«, führte Quarry den Namen eines anderen Hauptmanns an. »Hätte in England sein sollen, aber wer kann sagen, ob er nicht heimlich nach Calais zurückgefahren ist?«

»Und Hauptmann Wilmot? Ihr könnt doch nicht alle Urlaub gehabt haben!«

»Oh, Wilmot war im Feldlager, wo er hingehörte, über jeden Verdacht erhaben. Aber er hatte letzte Woche in seinem Club eine Art Anfall. Apoplexie, sagt der Quacksalber. Kann nicht laufen, kann nicht sprechen, kann keine Leichen begutachten.« Quarry zeigte kurz mit dem Löffel auf Greys Brust. »Tja. Euch hat's erwischt.«

Grey öffnete den Mund, um weiterzudiskutieren, doch da ihm kein gutes Argument mehr einfiel, schob er stattdessen ein Stück Pastete hinein und kaute mürrisch darauf herum.

Mit der üblichen Ironie des Schicksals befreite ihn der Skandal, der ihn in Ungnade nach Ardsmuir verschlagen hatte, jetzt von jedem Verdacht, da er der einzige einsatzfähige, ranghohe Offizier des Regiments war, der unmöglich etwas mit dem Verschwinden der Listen aus Calais zu tun haben konnte. Harry war ein Genie, wenn es darum ging, unangenehme Aufgaben zu vermeiden, aber in der gegenwärtigen Situation musste Grey zugeben, dass Harry nicht allein daran schuld war.

Wie immer war das Wirtshaus voller Menschen, doch sie hatten eine Bank in einer abgelegenen Ecke gefunden, und ihre Uniformen hielten die anderen Gäste auf Sicherheitsabstand. Das Klappern der Löffel und Pastetenformen, das Rumpeln und Schaben des Bänkerückens und der Lärm der Gespräche, der von den Balken der niedrigen Decke abprallte, lieferte ihnen mehr als genug Deckung für eine Unterhaltung unter vier Augen. Dennoch beugte sich Grey dichter zu Quarry hinüber und senkte die Stimme.

»Weiß der Gentleman aus Cornwall, von dem wir vorhin gesprochen haben, dass sein Diensthote nicht zu finden ist?«, fragte Grey umsichtig.

Quarry nickte, während er sich mit großem Eifer über seine Aalpastete hermachte. Er hustete, um einen Pastetenkrümel aus seiner Kehle zu lösen, dann trank er einen großen Schluck Bier.

»O ja. Wir dachten, der besagte Diensthote hätte vielleicht angesichts dessen, was dem Sergeant zugestoßen ist, Angst bekommen - in welchem Fall es seine natürliche Reaktion gewesen wäre... zu seinem Arbeitgeber zurückzuschleichen.« Quarry sah Grey mit gerunzelter Stirn an, um anzuzeigen, dass er die Notwendigkeit zur Diskretion schon verstand - hielt ihn Grey etwa für begriffsstutzig?

»Habe Stubbs losgeschickt, um nach ihm zu fragen keine Spur von ihm. Trevelyan ist bestürzt.«

Grey nickte, und das Gespräch wurde vorübergehend

unterbrochen, weil sich beide Männer auf ihre Mahlzeit konzentrierten. Grey schabte gerade mit einem Stück Brot durch seine leere Pastetenform, um sich nur ja keinen Tropfen der herzhaften Brühe entgehen zu lassen, als Quarry, der zwei Pasteten und drei große Humpen Bier verdrückt hatte, gemütlich rülpste und beschloss, zum geselligen Teil überzugehen.

»Wo wir gerade von Gentlemen aus Cornwall sprechen, was habt Ihr in Bezug auf Euren Schwager in spe unternommen? Habt Ihr den Bordellausflug schon arrangiert?«

»Er sagt, er geht nicht ins Bordell«, erwiderte Grey mürrisch, weil er sich nur ungern an das Thema der Hochzeit seiner Cousine erinnerte. Himmel, waren Spionage und Mordverdacht denn nicht genug?

»Und Ihr lasst ihn Eure Cousine heiraten?« Quarry runzelte die Stirn. »Woher wisst Ihr denn, dass er nicht impotent ist oder Sodomit, von krank gar nicht zu reden?«

»Ich bin mir hinreichend sicher«, sagte Lord John und unterdrückte den plötzlichen, wahnwitzigen Drang anzumerken, dass der Ehrenwerte Mr. Trevelyan schließlich nicht *ihn* beim Pinkeln beobachtet hatte.

Er hatte Trevelyan früher am Tag besucht und ihn zum Abendessen und diversen libidinösen Zerstreuungen eingeladen, um einen zünftigen Junggesellenabschied zu feiern. Trevelyan hatte die Einladung zum Abendessen dankend angenommen, jedoch behauptet, er habe seiner Mutter auf dem Totenbett versprochen, sich niemals mit Prostituierten einzulassen.

Quarrys buschige Augenbrauen schossen in die Höhe.

»Was für eine Mutter redet denn auf dem Totenbett über Huren? Das würde Eure Mutter aber nicht tun, oder?«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Grey. »Die Gelegenheit hat sich zum Glück noch nicht ergeben. Aber ich gehe davon aus«, sagte er, um vom Thema abzulenken, »dass es tatsächlich Männer gibt, die auf derlei Vergnügungen verzichten...«

Quarry warf ihm einen Blick voll zynischem Zweifel zu.

»Verdammt wenige«, sagte er. »Und Trevelyan gehört nicht dazu.«

»Ihr scheint Euch da ja sehr sicher zu sein«, sagte Grey leicht pikiert.

»Das bin ich auch.« Quarry lehnte sich zurück und machte ein selbstzufriedenes Gesicht. »Hab mich ein bisschen umgehört - nein, nein, ich war ganz diskret, kein Grund zur Sorge. Trevelyan besucht ein Haus in der Meacham Street. Eine gute Wahl; bin selbst schon dort gewesen.«

»Oh!« Grey schob seine leere Pastetenform beiseite und zog interessiert eine Augenbraue hoch. »Ich frage mich, warum er dann nicht mit mir hingehen will.«

»Hat vielleicht Angst, dass Ihr es Olivia erzählt und dem Mädchen seine Illusionen raubt.« Quarry zog seine breite Schulter hoch, und damit waren Trevelyan's mögliche Motive abgetan. »Wie auch immer - wie wär's mit einem Besuch bei den Huren dort? Der Kerl, mit dem ich gesprochen habe, sagt, er sieht Trevelyan mindestens zweimal im Monat dort - also kann Euch das Mädchen, das er zuletzt hatte, mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, ob er die Syph hat oder nicht.«

»Ja, vielleicht«, sagte Grey langsam. Quarry fasste dies als spontane Zustimmung auf, spülte die Überreste seines letzten Biers hinunter und rülpste leise, als er den Krug abstellte.

»Vortrefflich. Dann gehen wir übermorgen.«

»Übermorgen?«

»Muss morgen zum Abendessen zu meinem Bruder - bei meiner Schwägerin steht Lord Worplesdon auf dem Programm.«

»Gedünstet, gekocht oder *en crouste* gebacken?«

Quarry prustete los, und sein ohnehin rotes Gesicht nahm vor angestrengter Belustigung einen noch kräftigeren Farbton an.

»Oh, der war gut, Johnny! Ich werde ihn Amanda erzählen -

apropos, soll ich sie bitten, Euch einzuladen? Sie mag Euch schließlich sehr.«

»Nein, nein«, sagte Grey hastig. Auch er mochte Quarrys Schwägerin, Lady Joffrey, war sich aber nur zu gut bewusst, dass sie ihn nicht nur als Freund betrachtete, sondern auch als Beute - als potenziellen Ehemann für eine ihrer Myriaden von Schwestern und Cousinen. »Ich habe morgen schon etwas vor. Aber dieses Bordell, das Ihr entdeckt habt-«

»Tja, am besten würden wir das sofort erledigen, da habt Ihr Recht«, sagte Harry und schob seine Bank zurück. »Aber Ihr braucht heute Nacht Euren Schlaf, wenn Ihr morgen früh auf Leichenschau gehen wollt. Außerdem«, fügte er hinzu, während er sich seinen Umhang um die Schultern schlang, »bin ich nicht der Beste im Bett, wenn ich Aalpastete gegessen habe. Davon muss ich furzen. «

Ein Hausdiener kommt

Am nächsten Morgen saß Grey unrasiert in Nachthemd und Pantoffeln in seinem Schlafzimmer und trank Tee, während er mit sich selbst debattierte, ob der durch das Tragen seiner Uniform erreichte Autoritätsgewinn die möglichen Konsequenzen - sowohl für seine eigene Person als auch für seinen Schneider - überwog, wenn er sich so in die Slums von London begab, um eine drei Tage alte Leiche zu inspizieren. Er wurde bei diesen Überlegungen durch seinen neuen Leibdiener, den Privatgefreiten Adams, unterbrochen, der die Schlafzimmertür öffnete und ohne Umschweife eintrat.

»Eine Person, Mylord«, berichtete Adams und nahm militärische Haltung an.

Grey, der früh am Morgen niemals in bester Verfassung war, trank mürrisch einen Schluck Tee und nahm diese Ankündigung mit einem Kopfnicken entgegen. Adams, der erst seit kurzem als Hausdiener arbeitete und neu bei Grey war, fasste dies als Erlaubnis auf und trat beiseite, um die wartende Gestalt mit einer Geste hereinzubitten.

»Wer seid Ihr denn?« Grey sah den jungen Mann, der nun zum Vorschein kam, mit verständnislosem Erstaunen an.

»Tom Byrd, Mylord«, sagte der junge Mann und verbeugte sich respektvoll, den Hut in der Hand. Er war gedrungen und kräftig, hatte einen Kopf wie eine Kanonenkugel und war so jung, dass er noch Sommersprossen auf den blassen Wangen und auf seiner Stupsnase hatte. Trotz seiner Jugend strahlte er allerdings bemerkenswerte Entschlossenheit aus.

»Byrd. Byrd. Oh, Byrd!« Lord Johns träge Gehirnwindungen setzten sich langsam in Bewegung. Tom Byrd. Wahrscheinlich war dieser junge Mann ja mit dem verschwundenen Jack Byrd verwandt. »Warum seid Ihr - oh. Schickt Euch vielleicht Mr. Trevelyan?«

»Ja, Mylord. Oberst Quarry hat ihm gestern Abend eine Note geschickt und ihm geschrieben, man hätte Euch damit betraut, Euch um... ähhem.« Er räusperte sich übertrieben mit einem Blick auf Adams, der zum Rasierpinsel gegriffen hatte und angestrengt damit in der Seifenschale rührte, um reichlich Rasierschaum zu produzieren. »Mr. Trevelyan hat gesagt, ich solle Euch aufsuchen und Euch zur Hand gehen, wobei auch immer Eure Lordschaft Hilfe braucht.«

»Was? Verstehe; wie freundlich von ihm.« Byrds würdevolles Benehmen amüsierte Grey, doch seine Diskretion sprach für ihn. »Welchen Dienst versteht Ihr denn normalerweise in Mr. Trevelyans Haushalt, Tom?«

»Ich bin Hausdiener, Sir.« Byrd richtete sich so gerade auf, wie er konnte, und hob das Kinn, um noch ein oder zwei Zentimeter hinzuzufügen; Dienstboten wurden normalerweise ebenso sehr nach ihrem Aussehen wie nach ihren Fähigkeiten ausgesucht und waren meistens hoch gewachsen und gut gebaut. Byrd entsprach nicht gerade der Norm, aber die fehlende Körperlänge machte er durch seinen Eifer wett.

Grey rieb sich die Oberlippe, dann stellte er seine Teetasse beiseite und warf einen Blick auf Adams, der die Seifenschale hingestellt hatte und jetzt in der einen Hand das Rasiermesser hielt, in der anderen den Streichriemen, anscheinend unsicher, wie er beides am besten wirksam zur Anwendung brachte. »Sagt mir, Byrd, habt Ihr irgendwelche Erfahrung als Leibdiener?«

»Nein, Mylord - aber ich kann jemanden rasieren.« Tom Byrd vermied es mit Bedacht, Adams anzusehen, der den Streichriemen weggelegt hatte und jetzt mit gerunzelter Stirn am

Rand seiner Schuhsohle ausprobierte, wie scharf die Klinge war.

»Aha?«

»Ja, Mylord. Mein Vater ist Barbier, und wir Jungs mussten den abgebrühten Schweinen, die er kaufte, die Borsten abrasieren, aus denen er Pinsel gemacht hat. Zum Üben.«

»Hmmm.« Grey betrachtete sich im Spiegel über der Kommode. Sein Bart war nur ein oder zwei Töne dunkler als sein blondes Haar, aber er wuchs kräftig, und die dichten Stoppeln glänzten wie Weizenstroh im Morgenlicht. Nein, er konnte wirklich nicht auf seine Rasur verzichten.

»Nun gut«, sagte er resigniert. »Adams - gebt Tom das Rasiermesser, bitte. Dann bürstet meine älteste Uniform ab und sagt dem Kutscher, dass ich ihn brauche. Mr. Byrd und ich werden uns eine Leiche anschauen.«

Eine Nacht im Wasser des Puddle Docks und zwei Tage in einem Schuppen hinter dem Gefängnis von Clapham hatten Timothy O'Connells Erscheinung, die sowieso nie seine besondere Stärke gewesen war, auch nicht weiter gut getan. Immerhin konnte man ihn aber noch erkennen, was man von dem Gentleman, der an der Wand auf einem Stück Leinen lag, nicht behaupten konnte. Anscheinend hatte er sich erhängt.

»Bitte dreht ihn auf den Bauch«, sagte Grey knapp durch sein Taschentuch, das er mit Wintergrünöl getränkt hatte und sich vor die untere Gesichtshälfte hielt.

Die beiden Häftlinge, die dazu abgestellt worden waren, ihn in diese provisorische Leichenhalle zu begleiten, machten aufmüpfige Gesichter - sie waren bereits gezwungen worden, O'Connell aus seinem billigen Sarg zu holen und sein Leichentuch zu entfernen, damit Grey ihn untersuchen konnte -, doch auf ein schroffes Wort des befehlshabenden Konstablers setzten sie sich widerwillig in Bewegung.

Immerhin war er grob gewaschen worden. Die Spuren seiner letzten Schlacht waren deutlich zu sehen, obwohl die Leiche

aufgedunsen und ihre Haut stark verfärbt war.

Das Taschentuch fest an sein Gesicht gepresst, beugte sich Grey dichter darüber, um die Prellungen zu begutachten, die den Rücken bedeckten. Er winkte Tom Byrd, der sich dicht an die Wand des Schuppens gedrückt hielt. Seine Sommersprossen zeichneten sich dunkel auf seinem blassen Gesicht ab.

»Seht Ihr das?« Grey deutete auf die schwarzen Flecken auf dem Rücken und den Gesäßbacken der Leiche. »Ich glaube, dass man auf ihn eingetreten hat und auf ihm herumgetrampelt ist.«

»Ja, Sir?«, sagte Byrd schwach.

»Ja. Ihr seht doch, dass die Haut im ganzen Dorsalbereich verfärbt ist.«

Byrd warf ihm einen Blick zu, der besagte, dass er nicht das Geringste sah, einschließlich eines Grundes für seine eigene Existenz.

»Sein Rücken«, verbesserte sich Grey. »*Dorsum* ist das lateinische Wort für Rücken.«

»Oh, aye«, sagte Byrd, der jetzt begriff. »Das sehe ich ganz deutlich, Mylord.«

»Es bedeutet, dass er nach seinem Tod einige Zeit auf dem Rücken gelegen hat. Ich habe schon öfter gesehen, wie Männer zur Beerdigung von einem Schlachtfeld geholt worden sind; die Teile des Körpers, die unten gelegen haben, sind fast immer so verfärbt.«

Byrd, der aussah, als sei ihm etwas übel, nickte.

»Aber Ihr habt ihn mit dem Gesicht nach unten im Wasser gefunden, ist das richtig?«, wandte sich Grey an den Konstabler.

»Ja, Mylord.«

»Er hatte keine schwere Verletzung an der Vorderseite seines Körpers, die seinen Tod verursacht haben könnte, und ich sehe auch hier keine solche Verletzung - Ihr, Byrd? Nicht erstochen, nicht erschossen, nicht mit einer Garotte erwürgt...«

Byrd schwankte leicht, fing sich jedoch, und man konnte hören, wie er etwas murmelte, das wie »... Kopf vielleicht?« klang.

»Vielleicht. Hier, haltet das.« Grey drückte Byrd das Taschentuch in die feuchte Hand, dann hielt er den Atem an und begann, vorsichtig in O'Connells Haar herumzutasten. Er stellte mit Interesse fest, dass jemand, der darin nicht viel Übung besaß, versucht hatte, das Haar der Leiche zu einem anständigen Soldatenzopf zu flechten, der um ein Polster aus Schafwolle gewickelt und mit einem Lederriemen zusammengebunden war. Doch wer es auch immer getan hatte, hatte keinen Reispuder gehabt, um das Werk zu vollenden. Jemand, dem an dem Toten lag, hatte die Leiche zurechtgemacht - nicht Mrs. O'Connell, dachte er, aber irgendjemand.

Die Kopfhaut hatte ihre Spannung verloren und verschob sich unangenehm unter seinen tastenden Fingern. Der Kopf hatte diverse Beulen, die wahrscheinlich von Tritten oder Hieben stammten... ja, da. Und da. An zwei Stellen gab der Schädelknochen nach innen nach, sodass ihm übel wurde. Hervortretende Flüssigkeit befeuchtete Greys Fingerspitzen.

Byrd machte ein leises Würgegeräusch, als Grey seine Hand zurückzog, und stürzte ins Freie, das Taschentuch immer noch vor sein Gesicht gepresst.

»Hatte er seine Uniform an, als man ihn gefunden hat?«, fragte Grey den Konstabler. Seines Taschentuchs beraubt, wischte er sich die Finger gründlich am Leichentuch ab und wies die beiden Häftlinge kopfnickend an, die Leiche wieder in ihre ursprüngliche Lage zu drehen.

»Nein, Sir.« Der Konstabler schüttelte den Kopf. »Bis aufs Hemd ausgezogen. Aber wir haben an seinen Haaren erkannt, dass er einer von uns war, und mit etwas Nachfragen haben wir jemanden gefunden, der seinen Namen und sein Regiment kannte.«

Bei diesen Worten spitzte Grey die Ohren.

»Soll das heißen, dass er in der Gegend, in der man ihn gefunden hat, bekannt war?«

Der Konstabler runzelte die Stirn.

»Ich nehm's an«, sagte er und rieb sich das Kinn, als könnte er so besser denken. »Lasst mich nachdenken... Ja, Sir, ich bin mir sicher, dass es so war. Als wir ihn aus dem Wasser gezogen haben und ich gesehen habe, dass er Soldat war, bin ich ins ›Oak & Oyster‹ gegangen, um dort Erkundigungen einzuholen - das ist das nächste Wirtshaus, in das viele Soldaten gehen. Habe ein paar von den Gästen mitgenommen, damit sie einen Blick auf ihn werfen konnten; soweit ich mich erinnere, war es die Kellnerin aus dem ›Oyster‹, die ihn erkannt hat.«

Die Leiche war umgedreht worden, und einer der Häftlinge, der die Lippen fest gegen den Geruch zusammengepresst hatte, zog gerade das Leichentuch wieder hoch, als Grey ihn mit einer Handbewegung aufhielt. Er beugte sich stirnrunzelnd über den Sarg und zeichnete die Markierung auf O'Connells Stirn nach. Es war tatsächlich der Abdruck eines Absatzes, der sich deutlich auf der hellen Haut abzeichnete. Er konnte die Nagelköpfe zählen.

Er nickte vor sich hin und richtete sich auf. Die Leiche war fortbewegt worden, das stand fest. Aber von wo? Wenn der Sergeant bei einer Prügelei umgekommen war, wie es der Fall zu sein schien, war ein solches Vorkommnis vielleicht zur Anzeige gebracht worden.

»Könnte ich ein Wort mit Eurem Vorgesetzten sprechen, Sir?«

»Das ist Konstabler Magruder, Sir - im Zimmer vorne links. Seid Ihr mit der Leiche fertig, Sir?« Er wies die beiden verdrossenen Sträflinge bereits mit Gesten an, O'Connell wieder zu verhüllen und den Sargdeckel festzunageln.

»Oh... ja. Ich glaube schon.« Grey hielt inne und überlegte.

War einem Waffenkameraden gegenüber vielleicht eine Art zeremonieller Abschiedsgeste angebracht? Doch O'Connells ausdrucksloses, geschwollenes Gesicht hatte nichts an sich, was zu einer solchen Geste eingeladen hätte, und den Konstabler kümmerte es mit Sicherheit nicht. Schließlich nickte er der Leiche kaum merklich zu, gab dem Konstabler einen Shilling für seine Mühen und ging.

Konstabler Magruder war ein kleiner, gerissen aussehender Mann, dessen schmale Augen unablässig von der Tür zu seinem Schreibtisch und wieder zurückhuschten, damit ihm auch ja nichts entging. Grey empfand dies als ermutigend, weil es Anlass zu der Hoffnung gab, dass dem Konstabler und seinen Mannen tatsächlich kaum etwas entging.

Der Konstabler kannte den Grund für sein Kommen; Grey sah den Argwohn, der im Hintergrund seiner Schlitzaugen lauerte - und seinen raschen Blick in Richtung des Magistratsbüros nebenan. Es war offensichtlich, dass er Angst hatte, Grey könnte den Magistrat, Sir John Fielding, aufsuchen, was beträchtlichen Ärger nach sich ziehen konnte.

Grey kannte Sir John nicht persönlich, war sich jedoch einigermaßen sicher, dass seine Mutter ihn kannte. Allerdings gab es bis jetzt keinen Grund, ihn in die Sache hineinzuziehen. Da er begriff, was Magruder dachte, gab sich Grey alle Mühe, entspannte Freundlichkeit und ergebene Dankbarkeit für die anhaltende Unterstützung des Konstablers zu demonstrieren.

»Ich danke Euch, Sir, für den reibungslosen Ablauf. Ich zögere etwas, Eure Großzügigkeit noch weiter in Anspruch zu nehmen - aber wenn ich Euch ein oder zwei Fragen stellen könnte?«

»Oh, aye, Sir.« Der Ausdruck des Argwohns wich nicht aus Magruders Gesicht, doch er entspannte sich ein wenig, offenbar erleichtert, dass man ihn wohl nicht darum bitten würde,

zeitaufwändige und wahrscheinlich fruchtlose Ermittlungen anzustellen.

»Wie ich höre, ist Sergeant O'Connell wahrscheinlich Samstagabend umgebracht worden. Ist Euch bekannt, ob es an diesem Abend in der Gegend irgendwelche Raufereien gegeben hat?«

Magruder's Gesicht zuckte.

»Raufereien, Sir? Das ganze Viertel ist nach Anbruch der Dunkelheit eine einzige Rauferei. Raubüberfälle, Taschendiebstahl, Prügeleien und Straßenkämpfe, Unstimmigkeiten zwischen Huren und ihren Kunden, Einbrüche, Diebstahl, Kneipenstreitereien, grober Unfug, Brandstiftung, Pferdediebstahl, Vandalismus, wahllose Angriffe auf Unschuldige...«

»Ja, ich verstehe. Aber wir sind uns doch hinreichend sicher, dass niemand Sergeant O'Connell in Brand gesteckt oder ihn mit einer Bordsteinschwalbe verwechselt hat.« Grey lächelte, um jeden Verdacht auf Sarkasmus von sich zu weisen. »Ich versuche nur, die Möglichkeiten einzugrenzen, versteht Ihr, Sir?« Er breitete entschuldigend die Hände aus. »Nur meine Pflicht, nicht wahr?«

»Oh, aye.« Magruder war nicht ohne Humor; ein schwaches Glänzen ließ jetzt seine schmalen Augen aufleuchten und die schroffen Linien seines Gesichts weicher wirken. Er blickte von den Papieren auf seinem Schreibtisch zum Flur, in dem Rufe und Gerumpel aus dem Gefängnis im hinteren Gebäudeteil widerhallten, dann wieder zu Grey.

»Ich muss mit dem Nachtkonstabler sprechen und die Protokolle durchsehen. Wenn ich etwas finde, das Euch bei Euren Ermittlungen nützen könnte, Major, schicke ich Euch eine Notiz, ja?«

»Ich wäre Euch sehr dankbar, Sir.« Grey erhob sich prompt, und die beiden Männer verabschiedeten sich unter

Versicherungen gegenseitiger Wertschätzung.

Tom Byrd saß draußen auf dem Bordstein. Er war zwar noch blass, doch es ging ihm besser. Auf Greys Geste hin sprang er auf und setzte sich hinter ihm in Bewegung.

Würde Magruder irgendetwas Hilfreiches zutage fördern?, fragte sich Grey. Es gab so viele Möglichkeiten. Raubüberfall, hatte Magruder gemeint. Vielleicht... aber angesichts dessen, was er über O'Connells reizbares Temperament wusste, neigte er nicht zu der Annahme, dass eine Räuberbande ihn zufällig ausgewählt hätte - es gab wirklich Hühner, die einfacher zu rupfen waren.

Doch was, wenn es O'Connell gelungen war, seinen Auftraggeber zu treffen - falls es einen solchen gab, ermahnte sich Grey zur Ordnung - und er seine Dokumente übergeben und eine Geldsumme erhalten hatte?

Er zog die Möglichkeit in Betracht, dass der Auftraggeber O'Connell dann ermordet hatte, um sich sein Geld zurückzuholen oder einen Risikofaktor auszuschalten doch warum hatte er O'Connell dann nicht gleich umgebracht und die Dokumente an sich genommen? Nun... wenn O'Connell so klug gewesen war, die Dokumente nicht bei sich zu tragen und sein Auftraggeber das wusste, hatte er wohl darauf geachtet, zuerst die Waren in die Hände zu bekommen, bevor er weitere Schritte zur Beseitigung des Überbringers unternahm.

Doch es war genauso gut möglich, dass jemand anders entdeckt hatte, dass sich O'Connell im Besitz einer Geldsumme befand und ihn im Verlauf eines Raubüberfalls umgebracht hatte, der nichts mit den gestohlenen Unterlagen zu tun hatte. Doch das Ausmaß der Verletzungen, die man ihm beigebracht hatte, deutete darauf hin, dass der Täter, wer er auch immer war, hatte sicher gehen wollen, dass O'Connell tot war. Zufällige Räuber hätte das nicht interessiert; sie hätten O'Connell eins über den Schädel gebrummt und sich davongemacht, ohne sich

im Geringsten darum zu kümmern, ob er lebte oder starb.

Ein Spion wäre wahrscheinlich sichergegangen. Und doch - hätte sich ein solcher Auftraggeber auf die Dienste von Komplizen verlassen? Denn O'Connell hatte sich eindeutig mehr als einem Angreifer gegenüber gesehen und dem Zustand seiner Hände nach hatte auch er seine Spuren bei ihnen hinterlassen.

»Was meint Ihr, Tom?«, sagte er, mehr um seine eigenen Gedanken zu ordnen als um Byrds Meinung zu hören. »Wenn es auf Geheimhaltung angekommen wäre, wäre es dann nicht vernünftiger gewesen, eine Waffe zu benutzen? Einen Mann zu Tode zu prügeln ist mit Sicherheit eine laute Angelegenheit, die eine Menge unerwünschter Aufmerksamkeit erregt, meint Ihr nicht auch?«

»Ja, Mylord. Ich nehme es an. Obwohl, was das angeht...«

»Ja?« Er sah sich nach Byrd um, der seine Schritte ein wenig beschleunigte, um zu Grey aufzuschließen.

»Nun ja, es ist nur - ich hab' natürlich noch nie gesehen, wie ein Mann zu Tode geprügelt wurde. Aber wenn man ein Schwein schlachtet, gibt es nur dann furchtbares Gekreische, wenn man es falsch macht.«

»Falsch macht?«

»Ja, Mylord. Wenn man es richtig macht, braucht man nur einen gezielten Schlag. Das Schwein merkt gar nicht, was es getroffen hat, und es gibt kaum Lärm. Aber wenn es ein Mann macht, der nicht weiß, was er tut, oder nicht genug Kraft hat -« Byrd verzog das Gesicht bei dem Gedanken an derartige Inkompetenz. »Genug Lärm, um die Toten zu erwecken. Gegenüber dem Geschäft meines Vaters ist eine Metzgerei«, erklärte er. »Ich habe schon oft gesehen, wie Schweine geschlachtet werden.«

»Das ist ein sehr gutes Argument, Tom«, sagte Grey langsam. Wenn es um Raub oder Mord gegangen wäre, hätte man es mit sehr viel weniger Theater vollbringen können. Also war das,

was Tim O'Connell zugestoßen war, wahrscheinlich ein Unfall... und doch war die Leiche einige Zeit nach dem Tod transportiert worden. Warum?

Seine Überlegungen wurden durch die Geräusche eines heftigen Wortwechsels in der Gasse unterbrochen, die zur Rückseite des Gefängnisses führte.

»Was machst du denn hier, du irische Hure?«

»Ich habe das Recht, hier zu sein - im Gegensatz zu dir, du schäbige Diebin!«

»Hexe!«

»Miststück!«

Als er den Streitgeräuschen in die Gasse hinein folgte, sah Grey Timothy O'Connells versiegelten Sarg auf dem Boden liegen, umringt von Menschen. Inmitten der Menge stand Mrs. O'Connells schwangere Gestalt in Kampfhaltung einer anderen, ihm unbekannten Frau gegenüber.

Die Damen waren nicht allein, wie er sah; der Apotheker Scanion versuchte vergeblich, Mrs. O'Connell zu bewegen, von ihrer Gegnerin abzulassen. Dabei stand ihm ein hoch gewachsener, grobknochiger Ire zur Seite. Die zweite Dame hatte ebenfalls Verstärkung dabei, und zwar in Person eines kleinen, fetten Klerikers, der einen steifen Kragen und einen roten Rock trug und den dieser Austausch von Freundlichkeiten eher zu amüsieren als zu bestürzen schien. Hinter beiden Frauen war die Gasse mit einer Reihe weiterer Leute bevölkert; wahrscheinlich Trauergäste, die bei Sergeant O'Connells Beerdigung helfen wollten.

»Nimm deine verdorbenen Freunde mit und mach dich davon! Er war mein Ehemann, nicht deiner!«

»Oh, und was für eine wunderbare Frau du ihm gewesen bist! Hast dich nicht einmal genug um ihn gesorgt, um ihm den Dreck aus dem Gesicht zu waschen, als sie ihn aus dem Graben

gezogen haben! Ich war's, die ihn anständig zurechtgemacht hat, und ich werd ihn auch begraben, dankeschön! Ehefrau! Ha!«

Tom Byrd stand mit offenem Mund unter dem Dachvorsprung des Schuppens und beobachtete das Geschehen. Er blickte mit großen Augen zu Grey auf.

»Und ich war's, die für seinen Sarg bezahlt hat - meinst du, den lasse ich dich mitnehmen? Am Ende gibst du die Leiche noch zum Abdecker und verkaufst die Kiste, du gieriges Stück! Nimmt einer Frau den Mann weg, damit sie ihm das Mark aus den Knochen saugen kann -«

»Halt die Klappe!«

»Selber!«, bellte die Witwe O'Connell und holte zu einem wilden Schlag nach der anderen Frau aus, die geschickt auswich. Grey, der plötzliche Bewegung unter den Trauernden auf beiden Seiten sah, schob sich zwischen die beiden Frauen.

»Madam«, begann er und ergriff Mrs. O'Connell entschlossen am Arm. »Ihr dürft -« Seine Ermahnung wurde durch einen raschen Ellbogenhieb in seine Magengrube unterbrochen, der ihn völlig unvorbereitet traf. Er stolperte einen Schritt rückwärts und trat versehentlich auf den Zeh ihres Begleiters, der auf einem Bein hin und her hüpfte und dabei kurze Flüche in einer Sprache ausstieß, von der Grey vermutete, dass es Irisch war, da es keine Form des Französischen war.

Diese gingen jedoch rapide in den Gotteslästerungen unter, die sich die beiden Damen - wenn das denn der richtige Begriff war, dachte Grey grimmig - in einer zusammenhanglosen Salve von Beleidigungen an den Kopf warfen.

Das Pistolenschussgeräusch einer Ohrfeige erscholl, und dann explodierte die Gasse in schrillum Kreischen, als die beiden Frauen mit Krallenfingern und Fußtritten übereinander herfielen. Grey griff nach dem Ärmel der anderen Frau, der ihm jedoch entrissen wurde, und er wurde heftig gegen eine Mauer gestoßen. Jemand stellte ihm ein Bein, und er stürzte. Er

schleuderte gegen die Wand des Schuppens und prallte wieder von ihr ab, bevor er sich aufrappeln konnte.

Grey gewann stolpernd das Gleichgewicht zurück und landete auf den Fußballen. Er zog sein Schwert in einem großen Bogen, der das Metall singen ließ. Der helle Klang durchschnitt das Lärmen in der Gasse wie ein Messer, das durch Butter fährt, trennte die Kampfhähne und ließ die Frauen stolpernd auseinander fahren. In dem Augenblick der Stille, der nun folgte, trat Grey bestimmt zwischen die Frauen und funkelte sie abwechselnd an.

Als er sicher war, dass er die Schlacht zumindest vorübergehend aufgehalten hatte, wandte er sich an die unbekannte Frau. Sie war eine stabil gebaute Person mit schwarzen Locken, die extrem streitlustig wirkte.

»Darf ich mich nach Eurem Namen erkundigen, Madam? Und danach, was Ihr hier wollt?«

»Sie ist eine Schlampe, wie sie im Buche steht, was sonst?« Mrs. O'Connells Stimme erklang hinter ihm, brüchig vor Verachtung, aber kontrolliert. Er schnitt die wütende Antwort der anderen Frau mit einer gebieterischen Bewegung seines Schwertes ab und blickte gereizt hinter sich.

»Ich habe die Dame selbst gefragt - wenn Ihr gestattet, Mrs. O'Connell.«

»Mrs. Scanion - wenn *Ihr* gestattet, Mylord.« Die Stimme des Apothekers war mehr als höflich, hatte aber einen Unterton, der beinahe selbstzufrieden klang.

»Verzeihung?« Überrascht drehte er sich vollständig um, sodass er Scanion und der Witwe gegenüberstand. Die andere Frau war offensichtlich genauso schockiert, denn außer einem lauten »Was?« sagte sie nichts.

Scanion hielt Francine O'Connell am Arm; er ergriff sie etwas fester und verbeugte sich vor Grey.

»Ich habe die Ehre, Euch meine Frau vorzustellen, Sir«, sagte er würdevoll. »Sind gestern Abend getraut worden, per Ausnahmeerlaubnis, und Vater Doyle hat uns persönlich die Ehre erwiesen.« Er nickte dem Iren an seiner Seite zu, der das Nicken erwiderte, dabei jedoch Greys Schwertspitze argwöhnisch im Auge behielt.

»Du konntest wohl nicht einmal warten, bis der arme alte Tim kalt war, was? Wer ist denn hier die Schlampe, du mit deinem Bauch kurz vorm Platzen!«

»Ich bin eine verheiratete Frau - *zweimal* verheiratet! Und du, ohne Namen und ohne Anstand -«

»Ach, Francie, Francie -« Scanion legte die Arme um seine aufgebrachte Frau und hielt sie mit aller Kraft zurück. »Lass doch, Liebste, lass doch. Du willst doch nicht, dass dem Kleinen etwas zustößt, oder?«

Auf diese Weise an ihren empfindlichen Zustand erinnert, gab Francine nach, obwohl sie sich weiter aufplusterte und dabei stark an einen Bullen erinnerte, der einen Haufen Eindringlinge von einer Wiese vertrieben hat und sicher gehen will, dass sie auch vertrieben bleiben.

Grey wandte sich wieder der anderen Frau zu, just als diese erneut den Mund öffnete. Er hielt ihr die Schwertspitze mitten vor die Brust und verkürzte ihre Argumentation zu einem knappen, erschrockenen »Iiek!«

»Wer zum Teufel seid Ihr?«, fragte er entschlossen, denn seine Geduld war jetzt erschöpft.

»Iphigenia Stokes«, erwiderte sie brüskiert. »Wie könnt Ihr es wagen, Euch an meiner Person zu vergreifen, Ihr?« Sie trat einen Schritt zurück und hieb mit einer Hand nach seinem Schwert. Diese war zwar mit einem schwarzen Spitzenhandschuh bekleidet, doch der konnte nicht verbergen, wie kräftig und rot sie war.

»Und wer seid *Ihr*?« Grey fuhr zu dem kleinen Geistlichen

herum, der sich hinter einem Fass in Sicherheit gebracht und die Vorstellung in aller Ruhe genossen hatte.

»Ich?« Der geistliche Herr machte ein überraschtes Gesicht, verbeugte sich jedoch bereitwillig. »Reverend Mr. Cobb, Sir, Hilfspfarrer von St. Giles. Ich bin gebeten worden herzukommen und die Obsequien für den verstorbenen Mr. O'Connell zu sprechen, im Auftrag von Mrs. Stokes, die, wie ich höre, mit dem Verbliebenen persönlich befreundet gewesen ist.«

»Ihr was? Ein verdammter *Protestant*?« Francine O'Connell-Scanion richtete sich zu voller Größe auf und zitterte erneut vor Wut. Mr. Cobb betrachtete sie argwöhnisch, schien sich jedoch an seinem Rückzugsort hinreichend sicher zu fühlen, denn er verbeugte sich höflich vor ihr.

»Die Bestattung soll im Kirchhof von St. Giles stattfinden, Ma'am - wenn Ihr und Euer Gatte teilnehmen möchtet?«

Bei diesen Worten drängte sich das gesamte irische Kontingent nach vorn, offenbar in der Absicht, den Sarg zu ergreifen und ihn mit Gewalt wegzuschleppen. Ohne sich davon einschüchtern zu lassen, rückte Mrs. Stokes' Eskorte mit Feuereifer vor, wobei sich einige der Herren Bretter von einem baufälligen Zaun abrissen, um sie als Knüppel zu benutzen.

Mrs. Stokes feuerte ihre Truppen mit »Katholische-Hure!«-Rufen an, während Mr. Scanion, der einen unentschlossenen Eindruck machte, seine Frau aus der Gefahrenzone zerrte und gleichzeitig die freie Faust in Richtung der Protestanten schüttelte und allerhand irische Beschimpfungen brüllte.

Da er einen blutigen Aufstand kommen sah, sprang Grey auf den Sarg und schwang sein Schwert heftig hin und her, um die Anstürmenden zurückzutreiben.

»Tom!«, rief er. »Hol die Konstabler!«

Tom Byrd hatte nicht auf Anweisungen gewartet, sondern war anscheinend schon während der Anfänge der Rauferei verschwunden, um Verstärkung zu holen; Grey hatte das Wort

»Konstabler« kaum ausgesprochen, als auf der Straße das Geräusch rennender Schritte erklang. Konstabler Magruder und zwei seiner Männer kamen in die Gasse geschossen und hielten ihre Knüppel und Pistolen bereit, während Tom Byrd keuchend die Nachhut bildete.

Angesichts dieses Eintreffens bewaffneter Autoritäten trennten sich die verfeindeten Trauergesellschaften augenblicklich, ihre Messer verschwanden wie von Zauberhand, und die Knüppel wurden mit der größten Beiläufigkeit fallen gelassen.

»Seid Ihr in Schwierigkeiten, Major?«, rief Konstabler Magruder, der ein deutlich amüsiertes Gesicht machte, als er zuerst die Teilnehmerinnen des Witwenwettstreits und dann Grey auf seiner wackeligen Insel betrachtete.

»Nein, Sir, ich danke Euch«, erwiderte Grey höflich und schnappte nach Luft. Er spürte die billigen Bretter des Sarges unheilvoll ächzen, als er das Gewicht verlagerte, und der Schweiß rann ihm an der Wirbelsäule entlang. »Wenn es Euch aber nichts ausmachen würde, noch einen Moment dort stehen zu bleiben...?«

Er holte tief Luft und trat vorsichtig von seinem Podest. Er war durch eine Pfütze gerollt; sein Hosenboden war nass, und er konnte spüren, dass der Rocksäum unter seinem rechten Arm aufgeplatzt war. Zum Kuckuck, was nun?

Er tendierte zu einem schlichten Salomonsurteil, das jeder Frau eine Hälfte Tim O'Connells zugestand, und verwarf den Gedanken nur deshalb, weil es zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte und sein Rapier für eine solche Teilung vollkommen ungeeignet war. Doch wenn die Witwen ihm weiter Schwierigkeiten machten, das schwor er sich, dann würde er Tom auf der Stelle losschicken, um ein Metzgersbeil zu holen.

Grey seufzte, steckte sein Schwert ein und rieb sich mit dem Zeigefinger über die Stelle zwischen seinen Augenbrauen.

»Mrs.... Scanion.«

»Ave.« Die Schwellung ihres Gesichtes war etwas zurückgegangen; jetzt waren es Argwohn und Wut, die ihre funkelnden Augen verengten.

»Als ich Euch vor zwei Tagen besucht habe, habt Ihr das Geschenk zurückgewiesen, das Euch die Waffenkameraden Eures Mannes machen wollten, mit der Begründung, dass Ihr Euren Gatten in der Hölle wähntet und kein Geld für Messen und Kerzen verschwenden wolltet. Ist es nicht so?«

»So ist es«, sagte sie zurückhaltend. »Aber -«

»Nun denn. Wenn Ihr glaubt, dass er sich derzeit in der Unterwelt befindet«, argumentierte Grey, »so ist dies eindeutig ein Dauerzustand. Der bloße Akt, seine Leiche an einem bestimmten Ort oder nach katholischem Ritual zu beerdigen, wird nichts an seinem unglücklichen Schicksal ändern.«

»Wir können aber doch nicht mit Gewissheit sagen, ob die Seele eines Sünders in die Hölle gefahren ist«, wandte der irische Priester ein, der plötzlich seine Aussicht auf Bezahlung für O'Connells Beerdigung schwinden sah. »Gottes Wege sind uns Armen verborgen, und wer weiß, ob nicht Tim O'Connell am Ende seine Schlechtigkeit bereut hat, seine Sünden eingestanden hat und direkt ins Paradies und in die Arme der Engel aufgenommen worden ist!«

»Exzellent!« Grey stürzte sich auf diese unvorsichtige Spekulation wie ein Leopard auf seine Beute. »Wenn er im Paradies ist, bedarf er der irdischen Intervention noch viel weniger. Also -« Er verbeugte sich förmlich vor den Scanions und ihrem Priester. »Euch zufolge kann der Verstorbene entweder verdammt oder gerettet sein, befindet sich jedoch mit Sicherheit in einem dieser beiden Zustände. Wohingegen *Ihr* -«, er wandte sich an Miss Stokes, »- der Meinung seid, dass sich Tim O'Connell vielleicht in einem Übergangszustand befindet, in welchem ihm ein Akt der Fürsprache von Nutzen sein

könnte?»

Miss Stokes betrachtete ihn einen Moment mit leicht geöffnetem Mund.

»Ich möchte nur, dass er anständig beerdigt wird«, sagte sie und klang plötzlich kleinlaut. »Sir.«

»Nun denn. Ich bin der Auffassung, dass Ihr, Madam -«, er warf einen scharfen Blick auf die frisch gebackene Mrs. Scanion, »- Eure gesetzlichen Ansprüche in dieser Angelegenheit weitgehend verwirkt habt, da Ihr nun mit Mr. Scanion verheiratet seid. Wäre es für Euch akzeptabel, wenn Miss Stokes Euch die Kosten des Sarges zurückerstatten würde?«

Grey betrachtete die irische Abordnung und sah, dass sie mürrische Mienen zog, aber schwieg. Scanion sah erst den Priester an, dann seine Frau und schließlich Grey. Er nickte kaum merklich.

»Nehmt ihn mit«, sagte Grey zu Miss Stokes und trat zurück, wobei er mit einer knappen Geste auf den Sarg wies.

Er schritt gezielt auf Scanion zu, die Hand an seinem Schwertknauf, doch obwohl in den Reihen der Iren Unruhe herrschte, Unmutsbekundungen laut wurden und hier und dort auf den Boden gespuckt wurde, schien keiner von ihnen vorzuhaben, über gemurmelte Beleidigungen hinauszugehen, als Miss Stokes' Begleiter die umstrittenen Überreste in Besitz nahmen.

»Darf Ich Euch zu Eurer Eheschließung gratulieren?«, sagte er höflich.

»Ich danke Euch, Sir«, sagte Scanion ebenso höflich. Francine stand an seiner Seite und kochte vor Zorn unter ihrem Hut.

Dann standen sie alle schweigend da und sahen zu, wie Tim O'Connell fortgetragen wurde. Iphigenia Stokes wusste mit ihrem Triumph überraschend getragen umzugehen; sie würdigte

die besieigten Iren weder eines Blickes noch eines Wortes, und ihre Helfer folgten ihrem Beispiel und nahmen den Sarg schweigend an sich. Miss Stokes nahm die Position der Haupttrauernden ein, und die kleine Prozession bewegte sich davon. An ihrem Schluss riskierte Reverend Mr. Cobb einen kurzen Blick zurück und winkte Grey kaum merklich zu.

»Gott lasse seine Seele ruhen«, sagte Vater Doyle fromm und bekreuzigte sich, als der Sarg in der Gasse verschwand.

»Gott lasse ihn verrotten«, sagte Francine O'Connell. Sie spuckte kräftig auf den Boden. »Und sie.«

Es war noch nicht Mittagszeit, und die Wirtshäuser waren größtenteils leer. Konstabler Magruder und seine Helfer nahmen die Einladung auf ein Getränk im »Blue Swan« als Belohnung für ihre Hilfe dankend an und kehrten danach zu ihren Pflichten zurück, während Grey einigermaßen zurückgezogen seinen Rock ablegen und sich an die Reparatur seiner Garderobe begeben konnte.

»Sieht so aus, als könntet Ihr nicht nur mit dem Rasiermesser, sondern auch mit der Nadel gut umgehen, Tom.« Grey lümmelte sich gemütlich auf einer Bank in der verlassenen Gaststube und nährte seine Lebensgeister mit einem zweiten Starkbier. »Ganz zu schweigen davon, dass Ihr schnell denken und laufen könnt. Hättet Ihr Magruder nicht genau rechtzeitig geholt, läge ich jetzt wahrscheinlich da in der Gasse, so kalt wie der Steinbutt von gestern.«

Tom Byrd saß blinzelnd über dem roten Rock, den er im alles andere als perfekten Licht des Buntglasfensters flickte. Er blickte nicht von seiner Arbeit auf, doch es schien, als breitete sich ein schwaches, zufriedenes Leuchten über seine rundlichen Gesichtszüge.

»Nun, ich konnte ja sehen, dass Ihr die Lage gut im Griff hattet, Mylord«, sagte er taktvoll, »aber die Iren waren so

verflucht viele, ganz zu schweigen von den Franzmännern.«

»Franzmänner?« Grey hielt sich die Faust vor den Mund, um einen aufsteigenden Rülps zu unterdrücken. »Was, Ihr glaubt, die Freunde von Miss Stokes waren Franzosen? Warum?«

Byrd blickte überrascht auf.

»Na, sie haben sich doch auf Französisch unterhalten zumindest ein paar von ihnen. Zwei schwarzhaarige Lockenköpfe, sahen so aus, als wären sie mit dieser Miss Stokes verwandt.«

Nun war Grey überrascht und runzelte konzentriert die Stirn, während er sich an eventuelle französische Bemerkungen im Verlauf des unglücklichen Zusammentreffens zu erinnern versuchte, jedoch ohne Erfolg. Er hatte die beiden dunkelhäutigen Personen bemerkt, die Tom beschrieben hatte und die sich bedrohlich hinter ihrer Schwester? Cousine? - Tom hatte mit Sicherheit Recht; die Ähnlichkeit war unverkennbar - aufgebaut hatten, doch sie hatten eher ausgesehen wie...

»Oh«, sagte er, denn ihm kam ein Gedanke. »Hat es sich vielleicht so ähnlich angehört wie das hier?« Er rezitierte einen kurzen Vers von Homer, den er mit einem groben englischen Akzent unterlegte, so gut er konnte.

Toms Gesicht erhellte sich, und er nickte heftig, das Fadenende im Mund.

»Ich hatte mich schon gefragt, wie sie an den Namen Iphigenia gekommen ist«, sagte Grey lächelnd. »Es ist schließlich nicht sehr wahrscheinlich, dass ihr Vater ein Kenner der Klassiker ist. Es ist Griechisch, Tom«, erläuterte er angesichts des verständnislosen Stirnrunzeins seines jungen Bediensteten. »Wahrscheinlich haben Miss Stokes und ihre Brüder - wenn sie das sind - eine griechische Mutter oder Großmutter, denn Stokes ist ja wohl auf heimischem Mist gewachsen.«

»Oh, griechisch«, sagte Tom unsicher, da ihm offenbar die

Unterschiede zwischen dieser und anderen Formen des Französischen nicht klar waren. »Natürlich, Mylord.« Er entfernte behutsam ein Stück Faden, das ihm an der Lippe klebte, und schüttelte den Rock aus. »Hier, Mylord; ich würde zwar nicht sagen, dass er so gut wie neu ist, aber Ihr könnt Ihn zumindest tragen, ohne dass das Futter hervorlugt.«

Grey nickte zum Dank und schob einen vollen Bierkrug in Toms Richtung. Er zog den geflickten Rock vorsichtig an und betrachtete den aufgerissenen Saum. Es war zwar nicht gerade Schneiderqualität, aber die Reparatur sah ganz stabil aus.

Er fragte sich, ob Iphigenia Stokes wohl eine nähere Betrachtung lohnte; wenn sie tatsächlich Familienbande in Frankreich gehabt hätte, hätte dies sowohl ein Motiv für O'Connells Verrat - wenn er denn ein Verräter gewesen war - als auch einen Abnehmer für die in Calais erschlichene Information liefern können. Aber griechisch... das ließ darauf schließen, dass Vater Stokes vielleicht Seemann gewesen war. Wahrscheinlich eher auf einem Handelsschiff als bei der Marine, wenn er eine Frau aus der Fremde heimgebracht hatte.

Ja, er war doch der Meinung, dass man einen Blick auf die Familie Stokes werfen sollte. Der Hang zur Seefahrt war erblich, und er hatte zwar unter den gegebenen Umständen nur flüchtig hinsehen können, doch er glaubte, dass ein oder zwei Männer aus der Gruppe um Miss Stokes wie Seeleute ausgesehen hatten; einer hatte einen goldenen Ohrring, da war er sich sicher. Und Seeleute waren in einer guten Position, um Information aus Großbritannien hinauszuschmuggeln, obwohl in diesem Fall »Mylord?«

»Ja, Tom?« Er runzelte leicht die Stirn, weil er in seinen Gedankengängen unterbrochen wurde, antwortete jedoch höflich.

»Es ist nur, dass ich gedacht habe... als ich den toten Burschen da gesehen habe, meine ich -«

»Ihr meint Sergeant O'Connell?«, verbesserte Grey, der es nicht gern hörte, dass man einen toten Kameraden als »den toten Burschen da« bezeichnete, ob er nun ein Verräter war oder nicht.

»Ja, Mylord.« Tom trank einen großen Schluck Bier, dann blickte er auf und sah Grey direkt an. »Glaubt Ihr, mein Bruder ist auch tot?«

Das traf ihn. Er rückte den Rock auf seinen Schultern zurecht und überlegte, was er sagen sollte. Er glaubte eigentlich nicht, dass Jack Byrd tot war - er war mit Harry Quarry einer Meinung, dass Byrd entweder zu O'Connells Mörder übergelaufen war - oder dass er den Sergeant selbst umgebracht hatte. Keine dieser Überlegungen war jedoch angetan, Jack Byrds Bruder zu beruhigen.

»Nein«, sagte er bedächtig. »Das glaube ich nicht. Wenn er von Sergeant O'Connells Mördern umgebracht worden wäre, glaube ich, dass man seine Leiche in der Nähe gefunden hätte. Es kann doch keinen guten Grund geben, sie zu verstecken, oder?«

Die stocksteifen Schultern des jungen Mannes entspannten sich ein wenig, und er schüttelte den Kopf, bevor er noch einen Schluck Bier trank.

»Nein, Mylord.« Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Nur - wenn er nicht tot ist, was glaubt Ihr, wo er sein könnte?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Grey aufrichtig. »Ich hoffe, das finden wir bald heraus.« Ihm kam ein Gedanke. Wenn Jack Byrd London noch nicht verlassen hatte, konnte sein Bruder - wissentlich oder unwissentlich - dabei helfen, seinen Aufenthaltsort herauszufinden.

»Fällt Euch etwas ein, wo Euer Bruder hingegangen sein könnte? Vielleicht wenn er - Angst hätte? Oder das Gefühl hätte, in Gefahr zu sein?«

Tom Byrd sah ihn scharf an, und er begriff, dass der Junge um einiges intelligenter war, als er zunächst angenommen hatte.

»Nein, Mylord. Wenn er Hilfe brauchte - nun, wir Jungs sind zu sechst, dazu kommt mein Vater und ich und die beiden Brüder meines Vaters und ihre Jungs; wir kümmern uns um die Unseren. Aber er ist nicht zu Hause gewesen; das weiß ich.«

»Das ist ja ein ganzes Nest von Byrds, wie es scheint. Dann habt Ihr also mit Eurer Familie gesprochen?« Grey fühlte vorsichtig unter seine Rockschoße; da er feststellte, dass seine Hose so gut wie trocken war, setzte er sich Byrd gegenüber hin.

»Ja, Mylord. Meine Schwester - ich habe nur eine - ist letzten Sonntag mit einer Nachricht für Jack zu Mr. Trevelyan gekommen. Da hat Mr. Trevelyan gesagt, er hätte seit dem Abend vor Mr. O'Connells Tod nichts mehr von Jack gehört.«

Der Junge schüttelte den Kopf.

»Wenn es so gewesen wäre, dass Jack in etwas hineingeraten wäre, das zu groß für ihn ist und das Pa und wir nicht regeln könnten, wäre er, glaube ich, zu Mr. Trevelyan gegangen. Aber er hat es nicht getan. Wenn etwas passiert ist, muss es plötzlich gekommen sein, glaube ich.«

Ein Klappern im Durchgang kündete von der Rückkehr der Kellnerin und hielt Grey von einer Antwort ab - was auch nicht weiter schlimm war, da er keine brauchbare Antwort hatte.

»Seid Ihr hungrig, Tom?« Die frischen Pastetchen auf dem Tablett, das die Frau trug, waren zweifellos sehr schmackhaft, doch Greys Nase war noch vom Wintergrün betäubt, und die Erinnerung an O'Connells Leiche war so frisch, dass sie ihm den Appetit verdarb.

Das Gleiche schien auch für Byrd zu gelten, denn er schüttelte heftig den Kopf.

»Nun denn. Gebt der Dame ihre Nadel wieder - und etwas für ihre Freundlichkeit -, und dann gehen wir.«

Grey hatte die Droschke nicht warten lassen, und so gingen sie zu Fuß in Richtung Bow Street, um dort ein Transportmittel zu suchen. Byrd schlenderte ein wenig hinter Grey her und trat nach Kieselsteinen; offenbar lagen ihm die Gedanken an seinen Bruder schwer auf der Seele.

»Hat Euer Bruder Mr. Trevelyan regelmäßig Bericht erstattet?«, fragte Grey und blickte sich um. »Solange er Sergeant O'Connell beobachtet hat, meine ich?«

Tom zuckte mit den Achseln und machte ein unglückliches Gesicht.

»Ich weiß nicht, Mylord. Jack hat nichts davon erzählt, wie seine Aufgabe ausgesehen hat, nur dass es ein besonderer Auftrag von Mr. Joseph war und dass er deswegen eine Zeit lang nicht im Haus sein würde.«

»Aber jetzt wisst Ihr es doch? Was seine Aufgabe war und warum?«

Ein Ausdruck des Argwohns huschte durch die Augen des Jungen.

»Nein, Mylord. Mr. Trevelyan hat nur gesagt, dass ich Euch helfen soll. Er hat nicht ausgeführt, wobei.«

»Ich verstehe.« Grey fragte sich, wie viel er von der Situation offen legen sollte. Es war vor allem der besorgte Ausdruck in Tom Byrds Gesicht, der ihn zu der Entscheidung bewog, den Jungen vollständig einzuweihen. Das hieß, vollständig bis auf die präzise Natur der Unterschlagungen, deren man O'Connell verdächtigte, und Greys eigene Schlüsse in Bezug auf die Rolle, die Jack Byrd bei der Sache spielte.

»Dann glaubt Ihr also nicht, dass der tote - Sergeant O'Connell, meine ich -, Ihr glaubt nicht, dass er zufällig erschlagen worden ist, Mylord?« Byrd ließ nicht länger den Kopf hängen; seine Wangen sahen nicht mehr so klamm aus, und er ging jetzt schnellen Schrittes, fasziniert von den Details in Greys Bericht.

»Nun, seht Ihr Tom, das kann ich noch nicht mit Gewissheit sagen. Ich hatte gehofft, dass wir vielleicht eine bestimmte Verletzung an der Leiche entdecken würden, an der deutlich werden würde, dass jemand Sergeant O'Connell mit Absicht ermordet hatte, und ich habe nichts dergleichen gefunden. Andererseits...«

»Andererseits hatte der Mann, der ihm ins Gesicht getreten hat, nicht besonders viel für ihn übrig«, ergänzte Tom schlaun. »Das war kein Zufall, Mylord.«

»Nein, das war es nicht«, pflichtete Grey ihm trocken bei. »Es ist nach dem Tod geschehen, nicht in der Wut des Augenblicks.«

Toms Augen wurden ganz rund.

»Woher wisst Ihr das? Mylord«, fügte er hastig hinzu.

»Habt Ihr Euch den Abdruck des Absatzes einmal genau angesehen? Ein paar der Nagelköpfe hatten die Haut durchdrungen - und doch gab es kein Extravasat.«

Tom sah ihn mit einer Mischung aus Verwirrung und Argwohn an, denn offenbar hatte er den Verdacht, dass Grey das Wort spontan erfunden hatte, und zwar einzig und allein in der Absicht, ihn zu quälen, docher sagte nur: »Oh?«

»Oh, in der Tat.« Grey war etwas zerknirscht, weil er unfreiwillig eine Schwachstelle in Toms Vokabular aufgezeigt hatte, wollte den wunden Punkt jedoch nicht noch vertiefen, indem er sich entschuldigte.

»Tote bluten nicht, wisst Ihr - es sei denn, sie hätten eine schwere Verletzung wie den Verlust einer Gliedmaße und werden kurz darauf gefunden. Dann tropft es natürlich, aber das Blut verdickt sich beim Abkühlen, und -« Als er sah, dass Toms Gesicht seinen bleichen Farbton wieder annahm, hustete er und versuchte es auf einem anderen Weg.

»Ihr denkt sicher, dass die Nagelspuren geblutet haben, das

Blut aber weggewischt worden ist.«

»Oh. Äh... ja«, sagte Tom schwach.

»Möglich«, räumte Grey ein, »aber nicht wahrscheinlich. Kopfverletzungen bluten ausgesprochen heftig - wie das sprichwörtliche angestochene Schwein.«

»Jeder, der das sagt, hat noch nie ein angestochenes Schwein gesehen«, sagte Tom, der sich tapfer zusammenriss. »Ich schon. Das Blut strömt in wahren Fluten. Genug, um ein Fass damit zu füllen - oder zwei!«

Grey nickte und stellte fest, dass es eindeutig nicht der Gedanke an Blut an sich war, der den Jungen beunruhigte.

»So ist es. Ich habe sehr genau hingesehen und habe kein Blut in den Haaren der Leiche oder auf ihrer Gesichtshaut gefunden - obwohl sie ansonsten nur sehr oberflächlich gewaschen worden zu sein schien. Daher, nein, ich bin mir ziemlich sicher, dass dieser Abdruck entstanden ist, als der Sergeant schon einige Zeit nicht mehr geatmet hat.«

»Nun, es war aber nicht Jack, der ihn hinterlassen hat.«

Grey sah ihn verblüfft an. Aha, jetzt wusste er, was den Jungen beunruhigte; abgesehen von der simplen Sorge über das Verschwinden seines Bruders fürchtete Tom offenbar, dass Jack Byrd einen Mord auf dem Gewissen haben könnte - oder man ihn zumindest verdächtigen könnte.

»Das habe ich auch nicht gemeint«, erwiderte er vorsichtig.

»Aber ich weiß, dass er es nicht war! Ich kann es beweisen, Mylord!« Ganz außer sich von seiner leidenschaftlichen Rede, packte ihn Byrd am Ärmel.

»Jacks Schuhe haben quadratische Absätze, Mylord! Wer auch immer den toten Kerl getreten hat, hatte runde! Außerdem waren sie aus Holz, und Jacks Schuhe haben Lederabsätze!«

Er hielt inne und keuchte fast vor Aufregung, während er Greys Gesicht mit großen Augen nach einem Zeichen der

Zustimmung absuchte.

»Ich verstehe«, sagte Grey langsam. Der Junge hatte ihn immer noch am Arm gepackt. Er legte seine Hand auf die des Jungen und drückte sacht zu. »Es freut mich, das zu hören, Tom. Wirklich.«

Byrd sah ihn noch einen weiteren Moment suchend an, dann fand er offenbar, was er gesucht hatte, denn er holte tief Luft und ließ Greys Ärmel mit einem zaghaften Kopfnicken los.

Kurz darauf erreichten sie die Bow Street, und Grey winkte eine Droschke herbei. Er war froh, das Gespräch abbrechen zu können. Denn obwohl er sich sicher war, dass Tom in Bezug auf die Schuhe seines Bruders die Wahrheit sagte, änderte dies nichts an der einen Tatsache: Jack Byrds Verschwinden war nach wie vor der Hauptgrund für die Annahme, dass O'Connells Tod kein Unfall gewesen war.

Harry Quarry aß an seinem Schreibtisch zu Mittag und erledigte dabei Büroarbeiten, schob aber Teller und Papiere beiseite, um sich Greys Schilderung von Sergeant O'Connells dramatischem Abgang anzuhören.

»Wie könnt Ihr es wagen, Euch an meiner Person zu vergreifen, Ihr?« Das hat sie wirklich gesagt?« Er wischte sich keuchend die Tränen der Belustigung aus den Augenwinkeln. »Himmel, Johnny, Euer Tag war um Längen unterhaltsamer als meiner!«

»Ihr könnt mit dem persönlichen Teil der Ermittlungen gern jederzeit selbst fortfahren«, versicherte ihm Grey und beugte sich vor, um ein Radieschen aus den verwüsteten Überresten von Quarrys Mahlzeit zu picken. Er hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen und war dem Verhungern nahe. »Mich wird das nicht stören.«

»Nein, nein«, beruhigte ihn Quarry. »Würde mir im Traum nicht einfallen, Euch um diese Gelegenheit zu bringen. Was

haltet Ihr davon, dass Scanion und die Witwe so aufgetaucht sind, um O'Connell zu beerdigen?«

Grey zuckte mit den Achseln und kaute auf dem Radieschen herum, während er sich die getrockneten Schlammgespritzer von den Rockschoßen strich.

»Er hatte gerade O'Connells Witwe geheiratet, nur ein paar Tage nach dem Tod des Sergeant. Ich vermute, dass er Verdächtigungen zuvorkommen wollte. Hat wohl angenommen, dass die Leute ihn kaum verdächtigen würden, den Mann umgebracht zu haben, wenn er die Dreistigkeit besaß, mit frommer Miene betend bei seinem Begräbnis zu erscheinen, komplett mit Priester und Beiwerk.«

»Mm.« Quarry nickte und ergriff eine gebutterte Spargelstange, die er sich ganz in den Mund steckte. »Unseieschu?«

»Scanions Schuhe? Ich hatte keine Gelegenheit, einen Blick darauf zu werfen, solange diese beiden Harpyien versuchten, sich gegenseitig umzubringen. Aber Stubbs hat sich seine Hände angesehen, als wir in der Apotheke waren. Wenn Scanion O'Connell auf dem Gewissen hat, hat jemand anders die Schwerstarbeit erledigt.«

»Glaubt Ihr, er hat es getan?«

»Das weiß Gott. Habt Ihr vor, das Törtchen da zu essen?«

»Ja«, sagte Quarry und biss hinein. Nachdem er das Törtchen mit zwei Bissen verspeist hatte, lehnte er sich zurück und blinzelte den Teller an, weil er hoffte, noch etwas Essbares darauf zu entdecken.

»Euer neuer Leibdiener sagt also, dass sein Bruder es nicht getan haben kann? Nun, das ist doch klar, oder?«

»Vielleicht - aber das Gleiche gilt auch für Scanion; für den Mord an O'Connell war mehr als ein Mann nötig. Soweit wir wissen, war Jack Byrd ganz auf sich gestellt - und ich kann mir

nicht vorstellen, dass ein simpler Hausdiener allein zu dem in der Lage ist, was man Tim O'Connell angetan hat.«

Da er nichts Substanzielleres mehr finden konnte, brach Quarry einen abgenagten Hühnerknochen entzwei und saugte das Knochenmark heraus.

»Also«, fasste er zusammen, während er sich die Finger ableckte, »es läuft darauf hinaus, dass O'Connell von zwei oder mehr Männern umgebracht worden ist, woraufhin ihm jemand das Gesicht zertreten und ihn dann ein Weilchen liegen gelassen hat. Einige Zeit später hat ihn jemand - vielleicht derselbe Jemand wie der Mörder, vielleicht jemand anders - mitgenommen und ihn am Puddle Dock in den Fluss geworfen.«

»Genau so. Ich habe den verantwortlichen Konstabler gebeten, seine Berichte durchzusehen, um festzustellen, ob in der Todesnacht irgendwo eine Prügelei gemeldet worden ist. Ansonsten -« Grey rieb sich die Stirn, um gegen die Erschöpfung anzukämpfen. »Ich glaube, wir sollten uns Iphigenia Stokes und ihre Familie einmal näher ansehen.«

»Ihr glaubt wohl, sie hat's getan, wie? Die geschmähte Frau und so weiter - und ihre Brüder sind Seeleute. Seeleute tragen stets Holzabsätze; mit Leder rutscht man an Deck.«

Grey sah ihn überrascht an.

»Woher wisst Ihr das, Harry?«

»Bin einmal mit neuen Schuhen und Lederabsätzen von Edinburgh nach Frankreich gesegelt«, sagte Harry und hob ein Salatblatt auf, um einen hoffnungsvollen Blick darunter zu werfen. »Eine Windbö nach der anderen, und ich hätte mir beinahe ein halbes Dutzend Mal das Bein gebrochen.«

Grey pflückte Quarry das Salatblatt aus der Hand und aß es.

»Gut mitgedacht«, sagte er und schluckte. »Und es würde auch die persönliche Feindseligkeit erklären, die dem Verbrechen sichtlich anhaftet. Aber nein, ich kann mir nicht

vorstellen, dass Miss Stokes den Sergeant hat ermorden lassen. Scanion fällt es gewiss leicht, sich den Anschein frommer Betroffenheit zu geben, um Verdächtigungen zuvorkommen - doch ihr nicht. Ihr war es absolut ernst mit ihrem Wunsch, O'Connell anständig unter die Erde zu bringen, da bin ich mir sicher.«

»Mmm.« Quarry rieb sich nachdenklich über die Narbe auf seiner Wange. »Möglich. Aber könnte es nicht auch sein, dass ihre männlichen Verwandten herausgefunden haben, dass O'Connell verheiratet war, und ihn um der Ehre willen beseitigt haben? Wenn ja, ist es denkbar, dass sie ihr nichts davon gesagt haben.«

»Daran habe ich gar nicht gedacht«, gab Grey zu. Er grübelte über dieser Idee nach, die ihm aus verschiedenen Gründen sehr gefiel. Sie lieferte eine wunderbare Erklärung für die physischen Todesumstände; nicht nur die Prügel, die O'Connell von mehreren Personen bezogen hatte, sondern auch die Heftigkeit des Absatzabdruckes und wenn der Mord in der Nähe von Miss Stokes' Wohnsitz geschehen war, hatte man die Leiche natürlich in sicherer Entfernung loswerden müssen, womit auch der Transport nach dem Tod erklärt gewesen wäre.

»Das ist gar keine dumme Idee, Harry. Kann ich Stubbs, Calvert und Jobbs haben, um mir bei den Ermittlungen zu helfen?«

»Nehmt, wen Ihr wollt. Und natürlich haltet Ihr weiter nach Jack Byrd Ausschau.«

»Ja.« Grey tauchte den Zeigefinger in die kleine Saucenpfütze, die das Einzige war, was sich noch auf dem Teller befand, und lutschte ihn sauber. »Ich bezweifle, dass wir viel davon haben werden, wenn wir den Scanions weiter zu Leibe rücken, aber ich hätte nichts dagegen, etwas über seine nächsten Bekannten zu erfahren und darüber, wo sie wohl Samstagabend gewesen sind. Und schließlich - was ist mit

diesem hypothetischen Auftraggeber?«

Quarry blies die Luft aus seinen Wangen und seufzte tief.

»Da habe ich etwas in die Wege geleitet - ich sag's Euch später, wenn etwas dabei herauskommt. Unterdessen«, er schob seinen Stuhl zurück, erhob sich und strich sich die Krümel von der Weste, »muss ich zu einer Dinnergesellschaft.«

»Sicher, dass Ihr noch Appetit habt?«, fragte Grey bissig.

»Haha«, sagte Quarry, der sich jetzt die Perücke auf den Kopf setzte und sich niederbeugte, um in den Spiegel zu schauen, den er neben dem Schreibtisch an der Wand hängen hatte. »Ihr glaubt doch nicht, dass man bei einer Dinnergesellschaft etwas zu essen bekommt?«

»Doch, diesen Eindruck hatte ich. Irre ich mich etwa?«

»Nun, man bekommt etwas«, räumte Quarry ein, »aber erst nach Stunden. Nichts als ein Schlückchen Wein und kleine Toasthäppchen mit Kapern vor dem Dinner davon würde nicht einmal ein Vogel satt.«

»Was denn für ein Vogel?«, sagte Grey und betrachtete Quarrys muskulöses, aber massives Hinterteil. »Eine Riesentrappe?«

»Möchtet Ihr vielleicht mit?« Quarry richtete sich auf und schlüpfte in seinen Rock. »Ist noch nicht zu spät.«

»Ich danke Euch, nein.« Grey stand auf und reckte sich. Er spürte, wie jeder Knochen in seinem Rücken vor Anstrengung ächzte. »Ich gehe nach Hause, bevor ich verhungere.«

Eine kleine Nachtmusik

Es war längst dunkel, als Grey zum Haus seiner Mutter an der Jermyn Street zurückkehrte. Trotz seines Hungers hatte er sich absichtlich Zeit gelassen, da er weder seine Mutter noch Olivia zu sehen wünschte, bevor er seine Vorgehensweise in Bezug auf Joseph Trevelyan festgelegt hatte.

Allerdings nicht spät genug. Zu seiner Bestürzung sah er in sämtlichen Fenstern helles Licht, und am Säuleneingang stand ein Diensthote in Livree, der offensichtlich die Aufgabe hatte, eingeladene Gäste vorzulassen und die Ungebetenen abzuweisen. Innen hatte sich eine Stimme zu einem Lied erhoben, begleitet von Flöten- und Cembaloklängen.

»O Gott. Heute ist doch nicht Mittwoch, oder, Hardy?«, sagte er flehend, als er die Treppe hinauf auf den Bediensteten zuing, der bei seinem Anblick lächelte und sich verbeugte, während er die Tür öffnete.

»Doch, Mylord. Schon den ganzen Tag, fürchte ich.«

Normalerweise genoss er die allwöchentlichen Musikabende seiner Mutter sehr. Doch momentan war ihm nicht danach, sich in Gesellschaft zu begeben. Am besten fuhr er zurück und verbrachte die Nacht im »Beefsteak« - doch das bedeutete einen anstrengenden Weg durch ganz London, und er war kurz vor dem Verhungern.

»Ich schlüpfe nur in die Küche durch«, sagte er zu Hardy.
»Sagt der Gräfin *nicht*, dass ich hier bin.«

»Bestimmt nicht, Mylord.«

Er stahl sich auf leisen Sohlen ins Foyer, wo er kurz stehen

blieb, um das Terrain auszukundschaften. Dank des warmen Wetters standen die Flügeltüren zum großen Salon offen, damit die Insassen nicht erstickten. Die Musik - ein melancholisches, deutsches Duett - würde seine Schritte übertönen, doch während der ein oder zwei Sekunden, die er benötigte, um durch das Foyer in den Flur zur Küche zu spurten, würde er für jedermann sichtbar sein.

Er schluckte und das Wasser lief ihm im Mund zusammen, als er die Braten- und Fleischpuddingaromen roch, die aus dem hinteren Teil des Hauses kamen.

Ein anderer Bediensteter, Thomas, war in der halb geöffneten Tür der Bibliothek zu sehen, die dem Salon gegenüberlag. Er stand mit dem Rücken zur Tür und hatte einen deutschen Militärhelm in der Hand, der mit Gold verziert und mit einem enormen, gefärbten Federbusch versehen war. Offenbar fragte er sich, wo er diesen lächerlichen Gegenstand ablegen sollte.

Grey drückte sich an die Wand und rückte weiter ins Foyer vor. Er hatte einen Plan. Wenn er Thomas auf sich aufmerksam machen konnte, konnte er den Diensthofen bei der Durchquerung des Foyers als Schild benutzen, sich so auf der Treppe in Sicherheit bringen und es in den Schutz seines Zimmers schaffen, während Thomas ihm diskret ein Tablett aus der Küche holte.

Dieser Fluchtplan wurde jedoch dadurch vereitelt, dass seine Cousine Olivia oben auf der Treppe erschien, elegant in bernsteinfarbener Seide, das blond glänzende Haar mit einer Spitzenhaube bedeckt.

»John!«, rief sie und strahlte bei seinem Anblick. »Da bist du ja! Ich hatte so gehofft, dass du rechtzeitig kommen würdest.«

»Rechtzeitig wozu?«, fragte er mit einer bösen Vorahnung.

»Um zu singen natürlich.« Sie hüpfte die Treppe herunter und nahm ihn liebevoll beim Arm. »Wir haben einen deutschen Abend - und du singst so schön, Johnny!«

»Schmeicheleien werden dir nicht helfen«, sagte er und lächelte unwillkürlich. »Ich kann nicht singen; ich verhungere. Außerdem muss es doch fast vorbei sein, oder?« Er wies kopfnickend auf die Standuhr an der Treppe, die ein paar Minuten nach elf anzeigte. Das Nachtmahl wurde fast immer um halb zwölf serviert.

»Wenn du singst, warten sie bestimmt, um dich zu hören. Essen kannst du hinterher. Tante Bennie hat einen großartigen Imbiss aufgetischt - den größten Fleischpudding, den ich je gesehen habe, mit Wacholderbeeren, und Lammkoteletts mit Spinat und einen *Coq au vin* und diese absolut widerlichen Würste - für die Deutschen, weißt du...«

Bei dieser verlockenden Auflistung der Genüsse knurrte Greys Magen laut. Dennoch hätte er abgelehnt, hätte er nicht in dieser Sekunde durch die offene Flügeltür des Salons eine ältere Frau erspäht, die eine Straußenfeder in ihrer Perücke trug.

Die Menge brach in Applaus aus, doch als spürte sie den Ruck, mit dem er sie erkannte, wandte die Dame ihren Kopf zur Tür, und ihr Gesicht leuchtete vor Freude, als sie ihn entdeckte.

»Sie hat gehofft, dass du kommen würdest«, murmelte Olivia hinter ihm.

Es war nicht zu ändern. Mit ausgesprochen gemischten Gefühlen ergriff er Olivias Arm und führte sie die restlichen Stufen hinunter, während Hectors Mutter aus dem Salon eilte, um ihn zu begrüßen.

»Lady Mumford! Stets zu Diensten, Ma'am.« Er lächelte und beugte sich über ihre Hand, doch sie wollte von solcher Förmlichkeit nichts wissen.

»Unsinn, mein Lieber«, sagte sie mit jener warmen, kehligen Stimme, in der ein Echo der Stimme ihres toten Sohnes nachklang. »Kommt und gebt mir einen anständigen Kuss, so ist's ein guter Junge.«

Er richtete sich auf und küsste sie gehorsam auf die Wange.

Sie legte ihre Hände auf seine Wangen und küsste ihn geradewegs auf den Mund. Die Umarmung erinnerte ihn Gott sei Dank *nicht* an Hectors Kuss, aber sie war auch so enervierend genug.

»Ihr seht gut aus, John«, sagte Lady Mumford und trat einen Schritt zurück, um ihn mit Hectors blauen Augen prüfend anzusehen. »Aber müde. Viel zu tun, nehme ich an, nachdem sich das Regiment auf den Umzug vorbereitet?«

»Sehr viel«, pflichtete er ihr bei und fragte sich, ob wohl ganz London wusste, dass das 47ste einen neuen Posten beziehen würde. Doch natürlich hatte Lady Mumford einen Großteil ihres Lebens im Umfeld des Regiments verbracht; obwohl ihr Mann und ihr Sohn tot waren, hegte sie weiterhin ein mütterliches Interesse.

»Indien, habe ich gehört«, fuhr Lady Mumford fort und runzelte sacht die Stirn, während sie den Stoff seines Uniformärmels befühlte. »Ich hoffe doch, Ihr habt Euch schon neue Uniformen bestellt? Einen schönen, leichten Tropenstoff für Rock und Weste und Leinenhosen. Ihr wollt doch den Sommer unter der indischen Sonne nicht bis zum Hals in englische Wolle gepackt verbringen! Glaubt es mir, mein Lieber; ich habe Mumford begleitet, als er '35 dort stationiert war. Die Hitze, die Fliegen und das Essen haben uns beide fast umgebracht. Ich habe einen ganzen Sommer im Hemd verbracht und mich von unseren Dienern mit Wasser übergießen lassen; der arme, alte Wally hatte weniger Glück und musste in voller Montur vor sich hinschwitzen, hat die Flecken nie herausbekommen. Hat nur Whisky und Kokosmilch getrunken merkt Euch das, mein Lieber, wenn es so weit ist. Nahrhaft und anregend, wisst Ihr, und so viel besser für den Magen als Branntwein.«

Da er begriff, dass er nur der Stellvertreter für die wahren Empfänger ihrer einsamen Zuneigung war - die Schatten Hectors und seines Vaters -, ertrug er diesen Überfall mit

Geduld. Er wusste, dass es für Lady Mumford wichtig war zu reden; wie die Erfahrung ihn jedoch gelehrt hatte, war es eigentlich nicht wichtig, ob er zuhörte.

Er nahm ihre Hand voll Zuneigung zwischen die seinen, nickte und äußerte dann und wann kleine Laute des Interesses und der Zustimmung, während er mit kurzen Blicken über Lady Mumfords in Spitze gehüllte Schultern hinweg den Rest der Anwesenden betrachtete.

Zum Großteil die übliche Mischung aus Gesellschaft und Militär sowie ein paar Außenseiter aus der literarischen Welt Londons. Seine Mutter liebte Bücher und hatte einen Hang zum Sammeln von Schreiberlingen, die in bunten Scharen zu ihren Einladungen strömten und sich mit tintenfleckigen Manuskripten - und dem einen oder anderen gedruckten Buch -, die ihrer großzügigen Schutzherrschaft gewidmet waren, für die Reichhaltigkeit ihrer Tafel revanchierten.

Grey sah sich argwöhnisch nach der langen, ausgemergelten Gestalt Dr. Johnsons um, der das besondere Talent besaß, beim Essen das Wort zu ergreifen, um mit der Deklamation eines neuen, in der Entstehung befindlichen Epos' zu beginnen und dabei sämtliche Tiefen der Komposition mit weiten, Krümel versprühenden Gesten zu untermalen. Doch der Wortkundler war glücklicherweise abwesend. Das war gut, dachte Grey mit vorübergehend aufgefrischtem Lebensgeistern. Er liebte Lady Mumford, und er liebte die Musik, doch ein Diskurs über die Etymologie der Vulgärsprache war nach dem Tag, den er hinter sich hatte, schlicht zu viel des Guten.

Er erspähte seine Mutter am anderen Ende des Zimmers, wo sie die Serviertische im Blick behielt und sich dabei mit einem hoch gewachsenen Herrn in militärischer Aufmachung unterhielt - seiner Uniform nach der hannoveranische Besitzer der gefiederten Scheußlichkeit, die Grey in der Bibliothek gesehen hatte.

Benedicta, verwitwete Gräfin Melton, war etliche Zentimeter kleiner als ihr jüngster Sohn, sodass sie etwas unglücklich den mittleren Westenknopf des Hannoveraners auf Augenhöhe hatte. Als sie einen Schritt zurücktrat, um ihren Nacken zu entspannen, erblickte sie John, und ihr Gesicht erhellte sich.

Sie ruckte mit dem Kopf, riss die Augen auf und presste die Lippen in einem Ausdruck mütterlicher Befehlsgewalt zusammen, der klarer als jedes Wort sagte: *»Komm her und unterhalte dich mit dieser fürchterlichen Person, sodass ich mich um die anderen Gäste kümmern kann!«*

Grey antwortete mit einer ähnlichen Grimasse und einem kaum sichtbaren Achselzucken, um anzuzeigen, dass ihn die Höflichkeit erst einmal an seinen derzeitigen Standpunkt fesselte.

Seine Mutter verdrehte entnervt die Augen und sah sich dann hastig nach einem anderen Opfer um. Er folgte der Richtung ihres drohenden Blickes und sah, dass er sich auf Olivia geheftet hatte, die den Zeusgleichen Befehl ihrer Tante richtig deutete, ihren Begleiter mit einem Wort stehen ließ und der Gräfin gehorsam zur Rettung eilte.

»Ihr solltet allerdings warten und Euch Eure Unterwäsche in Indien anfertigen lassen«, instruierte ihn Lady Mumford gerade. »Man bekommt Baumwolle in Bombay zu einem Bruchteil des Londoner Preises. Und der pure Luxus der Baumwolle direkt auf der Haut, mein Lieber, vor allem, wenn man sehr schwitzt... Ihr wollt Euch doch keinen bösen Ausschlag holen, oder?«

»Nein, natürlich nicht«, murmelte er, obwohl er kaum auf ihre Worte achtete. Denn zu diesem ungünstigen Zeitpunkt fiel sein Blick auf den verlassenen Begleiter seiner Cousine - einen Herrn in grünem Brokadestoff und gepuderter Perücke, der ihr mit nachdenklich gespitzten Lippen nachsah.

»Oh, ist das nicht Mr. Trevelyan?« Als sie sah, dass er seinen Blick starr über ihre Schulter hinweg geheftet hatte, hatte Lady

Mumford sich umgedreht, um den Grund für seine mangelnde Aufmerksamkeit festzustellen. »Warum in aller Welt steht er denn ganz allein da?«

Bevor Grey antworten konnte, hatte Lady Mumford ihn am Arm ergriffen und schleppte ihn entschlossen auf den Herrn zu.

Trevelyan war wie üblich spektakulär herausgeputzt; seine Knöpfe waren vergoldet mit je einem kleinen Smaragd in der Mitte, seine Manschetten mit Goldspitze gesäumt und sein Hemd mit einem zarten Hauch von Lavendel parfümiert. Grey trug nach wie vor seine älteste Uniform, die von seinen Exkursionen arg zerknittert und beschmutzt war, und er trug zwar auch sonst keine Perücke, doch hatte er jetzt nicht einmal die Gelegenheit gehabt, sein Haar zu ordnen, geschweige denn, es ordentlich zusammenzubinden oder zu pudern. Er konnte spüren, dass ihm eine lose Strähne hinter dem Ohr hing.

Grey, der sich eindeutig im Hintertreffen sah, verbeugte sich und murmelte oberflächliche Höflichkeiten, während Lady Mumford begann, Trevelyan einem detaillierten Verhör in Bezug auf seine bevorstehende Eheschließung zu unterziehen.

Angesichts von Trevelyans weltmännischem Gebaren fiel es Grey zunehmend schwerer zu glauben, dass er tatsächlich gesehen hatte, was er über dem Nachtgeschirr zu sehen geglaubt hatte. Trevelyan war freundlich und höflich und legte nicht das geringste Anzeichen innerer Unruhe an den Tag. Vielleicht hatte Quarry ja doch Recht gehabt; eine Täuschung des Lichts, Einbildung, ein harmloser Kratzer, vielleicht ein Muttermal...

»Ho, Major Grey! Wir sind uns, glaube ich, noch nicht begegnet? Ich bin von Namtzen.«

Als bereitete ihm Trevelyans Gegenwart noch nicht genug Kopfzerbrechen, fiel an diesem Punkt ein Schatten auf Grey. Als er aufblickte, stellte er fest, dass der hünenhafte Hannoveraner zu ihnen gestoßen war, die falkengleichen Gesichtszüge zu einer Grimasse der Herzlichkeit verzogen. Hinter von Namtzens

Rücken sah Olivia Grey mit hilflos verdrehten Augen an.

Da Grey sich nicht wohl fühlte, wenn ihn jemand so überragte, trat er höflich einen Schritt zurück, doch es nützte nichts. Der Deutsche näherte sich voller Enthusiasmus und umfing ihn in einer brüderlichen Umarmung.

»Wir sind Verbündete!«, proklamierte von Namtzen dramatisch, sodass es das ganze Zimmer hören konnte. »Wer will vor dem Löwen von England und dem hannoverschen Hengst bestehen?« Er ließ Grey los, und dieser stellte gereizt fest, dass seine Mutter irgendetwas an der Situation sehr witzig zu finden schien.

»Also! Major Grey, ich hatte heute Nachmittag die Ehre, mir in Begleitung Eures Obersten Quarry das Übungsfeuer Eurer Artillerie im Arsenal von Woolrich anzusehen!«

»Ist das so?«, murmelte Grey und stellte fest, dass einer seiner Westenknöpfe zu fehlen schien. Hatte er ihn während der Auseinandersetzung vor dem Gefängnis verloren, fragte er sich, oder durch die Hand dieses federgeschmückten Wahnsinnigen?

»Welch ein Donner! Ich war betäubt, ganz betäubt«, versicherte von Namtzen der versammelten Gesellschaft strahlend. »Ich habe auch schon die russischen Kanonen in St. Petersburg gehört - pah! Sie sind nichts im Vergleich, nur Fürze.«

Eine der Damen kicherte hinter ihrem Fächer. Dies schien von Namtzen zu ermuntern, und er begann mit einer Exegese des soldatischen Charakters und tat seine unverhüllte Meinung über die Tugenden des Militärs verschiedener Nationen kund. Zwar waren die Bemerkungen des Hauptmanns scheinbar an Grey gerichtet und ab und zu mit einem eingeworfenen »Meint Ihr nicht auch, Major?« gewürzt, doch seine Stimme war resonant genug, um jegliche Konversation im näheren Umfeld zu ersticken. In der Folge war er bald von einer Ansammlung aufmerksamer Zuhörer umringt. Grey konnte sich zu seiner

Erleichterung unauffällig zurückziehen.

Diese Erleichterung war jedoch nur von kurzer Dauer; als er ein Glas Wein von einem Tablett nahm, das man ihm hinhielt, stellte er fest, dass er erneut direkt neben Joseph Trevelyan stand und diesmal mit dem Mann allein war, da sich sowohl Lady Mumford als auch Olivia unglücklicherweise zur Essenstafel zurückgezogen hatten.

»Die Engländer?«, deklamierte von Namtzen gerade als Antwort auf eine Frage von Mrs. Haseltine. »Fragt einen Franzosen, was er von der englischen Armee hält, und er wird Euch sagen, dass der englische Soldat zwei linke Hände hat und ein ungehobelter Klotz ist.«

Grey traf Trevelyans Blick mit unerwartetem Mitgefühl, und die beiden Männer waren sich auf der Stelle einig, was ihre unausgesprochene Meinung von dem Hannoveraner anging.

»Man könnte auch einen englischen Soldaten fragen, was er von den Franzosen hält«, murmelte Trevelyan Grey ins Ohr. »Aber ich bezweifle, dass die Antwort das Richtige für einen Salon wäre.«

Grey lachte überrascht. Das war ein taktischer Fehler, weil es von Namtzens Aufmerksamkeit erneut auf ihn lenkte.

»Jedoch«, fügte von Namtzen hinzu und nickte Grey über die Köpfe der Menge hinweg wohlwollend zu, »was man auch immer sonst über sie sagen kann, die Engländer sind... ohne Ausnahme tollkühn.«

Grey hob höflich sein Glas in von Namtzens Richtung, ohne seine Mutter zu beachten, die hochrot angelaufen war, weil sie ihre Gefühle kaum noch unterdrücken konnte.

Er wandte sich halb von dem Schwaben und der Gräfin ab, womit er dann Trevelyan direkt gegenüberstand; unter den gegebenen Umständen eine peinliche Position. Da er einen Vorwand für ein Gespräch brauchte, dankte er Trevelyan dafür, dass er so großzügig gewesen war und ihm Byrd geschickt hatte.

»Byrd?«, sagte Trevelyan überrascht. »Jack Byrd? Ihr habt ihn gesehen?«

»Nein.« Jetzt war Grey verblüfft. »Ich habe Tom Byrd gemeint. Auch einer Eurer Hausdiener - wobei er sagt, dass er Jacks Bruder ist.«

»Tom Byrd?« Trevelyan runzelte erstaunt die Stirn. »Natürlich ist er Jacks Bruder - aber er ist kein Hausdiener. Außerdem... habe ich ihn nirgendwo hingeschickt. Wollt Ihr mir etwa sagen, dass er sich Euch aufgedrängt und behauptet hat, ich hätte ihn geschickt?«

»Er hat gesagt, Oberst Quarry habe Euch eine Nachricht geschickt und Euch von den... jüngsten Ereignissen in Kenntnis zu setzen«, sagte Grey, um Zeit zu schinden, und erwiderte das Kopfnicken eines vorübergehenden Bekannten. »Und daraufhin hättet Ihr ihn zu mir geschickt, um mir bei meinen Ermittlungen behilflich zu sein.«

Trevelyan sagte etwas, wovon Grey annahm, dass es ein Fluch im Dialekt seiner Heimat Cornwall war, und seine hageren Wangen wurden unter dem Gesichtspuder rot. Er sah sich um, dann zog er Grey zur Seite und senkte seine Stimme.

»Harry Quarry hat mir eine Mitteilung geschickt - aber ich habe nichts zu Byrd gesagt. Tom Byrd ist der Junge, der bei uns die Schuhe putzt, zum Kuckuck! Ihn würde ich wohl kaum ins Vertrauen ziehen.«

»Ich verstehe.« Grey rieb sich mit dem Fingerknöchel über die Oberlippe und unterdrückte sein unwillkürliches Lächeln bei der Erinnerung daran, wie sich Tom Byrd zu seiner vollen Größe aufgerichtet hatte, als er behauptete, ein Hausdiener zu sein. »Ich schätze, dann hat er irgendwie selbst davon Kenntnis bekommen, dass ich mit... gewissen Ermittlungen betraut bin. Zweifellos sorgt er sich um das Wohlergehen seines Bruders«, fügte er hinzu, als er an das bleiche Gesicht und die Bedrückung des jungen Mannes dachte, als sie das Gefängnis von Clapham

verlassen hatten.

»Das tut er ohne Zweifel«, sagte Trevelyan, für den dies eindeutig kein mildernder Umstand war. »Aber das ist wohl kaum eine Entschuldigung. Ein solches Benehmen ist einfach unglaublich. Selbst Kenntnis bekommen - Gott, er ist in mein Privatbüro eingedrungen und hat meine Korrespondenz gelesen - welch infernalische Dreistigkeit! Ich sollte ihn festnehmen lassen. Und dann ohne Erlaubnis mein Haus zu verlassen und hierher zu kommen, um Euch etwas vorzuspielen... was für eine Zumutung! Wo ist er? Bringt ihn sofort zu mir! Er wird ausgepeitscht und ohne Zeugnis entlassen!«

Trevelyan wurde mit jeder Sekunde bleicher. Seine Wut war sicherlich gerechtfertigt, und doch stellte Grey fest, dass es ihm seltsam widerstrebte, Tom Byrd der Justiz zu übergeben. Der Junge musste sich darüber im Klaren gewesen sein, dass er durch seine Handlungsweise seine Stellung - und sehr wahrscheinlich auch seine Haut opferte, aber er hatte nicht gezögert zu handeln.

»Einen Moment bitte, Sir.« Er verbeugte sich vor Trevelyan und ging zu Thomas hinüber, der mit einem Getränketablett durch die Menge ging - und das keine Sekunde zu früh.

»Wein, Mylord?« Thomas senkte sein Tablett.

»Ja, wenn Ihr nichts Stärkeres habt.« Grey nahm sich irgendein Glas und leerte es auf eine Weise, die krasse Respektlosigkeit vor dem edlen Tropfen an den Tag legte, aber für seinen Geisteszustand unabdingbar war, und nahm sich dann ein weiteres. »Ist Tom Byrd im Haus?«

»Ja, Mylord. Ich habe ihn gerade in der Küche gesehen.«

»Ah. Nun, würdet Ihr bitte dafür sorgen, dass er dort bleibt?«

»Ja, Mylord.«

Nachdem er Thomas mit seinem Tablett devongeschickt hatte, kehrte Grey langsam zu Trevelyan zurück, in jeder Hand ein

Glas Wein.

»Ich bedaure«, sagte er und bot Trevelyan eines der beiden Gläser an. »Der Junge scheint verschwunden zu sein. Hatte wohl Angst, bei seiner Hochstapelei erwischt zu werden.«

Trevelyan war nach wie vor rot vor Wut, wenn auch seine guten Manieren inzwischen die Oberhand über sein Temperament gewonnen hatten.

»Ich muss mich entschuldigen«, sagte er steif. »Ich bedaure diese abscheuliche Situation zutiefst. Dass einer meiner Bediensteten Euch einen solchen Streich gespielt haben soll - ich finde einfach keine Entschuldigung für eine solch unverzeihliche Aufdringlichkeit.«

»Nun, er hat mir ja keinerlei Schwierigkeiten verursacht«, sagte Grey nachsichtig, »und ist mir sogar in gewisser Weise behilflich gewesen.« Er strich sich unauffällig mit dem Daumen über das Kinn und stellte fest, dass es immer noch glatt war.

»Das spielt keine Rolle. Er ist ab sofort aus meinen Diensten entlassen«, sagte Trevelyan, und sein Mund verhärtete sich. »Und ich bitte Euch, meine Entschuldigung für diese maßlose Aufdringlichkeit anzunehmen.«

Grey war nicht überrascht über Trevelyans Reaktion. Er *war* überrascht über das, was er über Tom Byrds Verhalten erfahren hatte; der Junge musste seinen Bruder sehr lieben - und unter diesen Umständen war Grey geneigt, Mitgefühl zu empfinden. Außerdem beeindruckte ihn, mit wie viel Fantasie sich der Junge seinen Plan ausgedacht hatte - ganz zu schweigen davon, wie unerschrocken er ihn ausgeführt hatte.

Er tat Trevelyans Entschuldigung mit einer Geste ab und versuchte, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

»Hat Euch die Musik heute Abend gefallen?«, fragte er.

»Musik?« Trevelyans Miene war verständnislos, dann fand er seine Manieren wieder. »Ja, natürlich. Eure Mutter hat einen

exquisiten Geschmack - richtet ihr das doch bitte von mir aus.«

»Natürlich. Ehrlich gesagt bin ich etwas erstaunt, dass meine Mutter die Zeit für solche gesellschaftlichen Zerstreuungen findet«, sagte Grey freundlich und winkte dem Harfenisten zu, der wieder zu spielen begonnen hatte und jetzt die Konversation beim Abendessen untermalte. »Die Damen in meiner Verwandtschaft sind in letzter Zeit so besessen von den Hochzeitsvorbereitungen, dass ich gedacht hatte, sie würden jede andere Art von Beschäftigung von sich weisen.«

»Oh?« Trevelyan runzelte die Stirn, in Gedanken sichtlich noch mit den Byrds beschäftigt. Dann klärte sich seine Miene auf, und er lächelte, was sein Gesicht völlig verwandelt aussehen ließ. »Oh, ja, so ist es wohl. Frauen lieben Hochzeiten sehr.«

»Das Haus ist vom Dachboden bis zum Keller mit Brautjungfern, feinen Spitzenballen und Näherinnen angefüllt«, fuhr Grey sorglos fort und suchte Trevellyans Gesicht mit scharfem Blick nach irgendwelchen Anzeichen von Schuld oder Zurückhaltung ab. »Ich kann mich nirgendwo hinsetzen, ohne befürchten zu müssen, dass ich von einer verirrten Nadel aufgespießt werde. Aber bei Euch sieht es doch wahrscheinlich nicht anders aus, oder?«

Trevelyan lachte, und Grey konnte sehen, dass er trotz seiner gewöhnlichen Gesichtszüge einen gewissen Charme besaß.

»So ist es«, gab er zu. »Mit Ausnahme der Brautjungfern. Wenigstens das bleibt mir erspart. Aber es wird ja bald alles vorüber sein.« Während er das sagte, blickte er zu Olivia hinüber, und ein Hauch von Sehnsucht in seinem Gesichtsausdruck überraschte Grey genauso sehr, wie er ihn beruhigte.

Das Gespräch endete mit einem Austausch von Höflichkeiten, und Trevelyan verabschiedete sich freundschaftlich, um dann das Zimmer zu durchqueren und vor seinem Aufbruch noch mit

Olivia zu sprechen. Grey sah ihm nach und bewunderte widerstrebend die Eleganz seiner Manieren, während er sich fragte, ob ein Mann, der wusste, dass er die Franzosenkrankheit hatte, wohl mit solcher Unbekümmertheit über seine bevorstehende Hochzeit plaudern konnte. Doch andererseits hatte Quarry das Haus an der Meacham Street gefunden - ein Fund, der in krassem Widerspruch zu Trevelyans frommem Versprechen am Sterbebett seiner Mutter stand.

»Gott sei Dank, endlich ist er fort.« Seine eigene Mutter war näher gekommen, ohne dass er es bemerkt hatte, und stand jetzt neben ihm und befächerte sich voller Genugtuung, während sie zusah, wie Hauptmann von Namtzens Federn aus der Bibliothek zur Eingangstür entschwebten.

»Entsetzlicher Hunne«, bemerkte sie, während sie sich lächelnd vor Mr. und Mrs. Hartsell verneigte, die ebenfalls aufbrachen. »Hast du *gerochen*, was für eine grässliche Pomade er benutzt hat? Was war das nur, ein widerliches Parfüm wie Patchouli? Zibet vielleicht?« Sie hob ihren blauen Samtärmel an ihre Nase und schnüffelte argwöhnisch daran. »Der Mann riecht, als sei er frisch aus dem Bordell gekommen, das schwöre ich. Und er hat mich *dauernd* berührt, der Schweinehund.«

»Was weißt du denn von Bordellen?«, wollte Grey wissen. Dann sah er den Schabernack in den Augen der Gräfin aufblitzen, und ihre Lippen kräuselten sich sacht. Nichts, was seine Mutter lieber tat, als rhetorische Fragen zu beantworten.

»Nein, sag's mir nicht«, sagte er hastig. »Ich will es gar nicht wissen.« Die Gräfin zog einen hübschen Schmollmund, dann schloss sie klatschend ihren Fächer und presste ihn als Zeichen der Verschwiegenheit an ihre Lippen.

»Hast du etwas gegessen, Johnny?«, fragte sie und öffnete den Fächer wieder.

»Nein«, sagte er, und plötzlich fiel ihm wieder ein, dass er dem Verhungern nahe war. »Ich hatte noch keine Gelegenheit

dazu.«

»Nun denn.« Die Gräfin winkte einen Bediensteten herbei, wählte ein Pastetchen von seinem Tablett und reichte es ihrem Sohn. »Ja, ich habe gesehen, wie du dich mit Lady Mumford unterhalten hast. Lieb von dir, das gute alte Ding hängt sehr an dir.«

Das gute alte Ding. Lady Mumford war höchstens ein Jahr älter als die Gräfin. Grey murmelte eine Antwort, bei der ihm jedoch die Pastete im Weg war. Steak mit Pilzen in köstlichem Blätterteig.

»Aber worüber hast du dich denn so angeregt mit Joseph Trevelyan unterhalten?«, fragte die Gräfin und hob ihren Fächer als Abschiedsgeste von den Damen Humber. Sie wandte sich wieder ihrem Sohn zu und zog eine Augenbraue hoch, dann lachte sie. »Oh, du bist ja ganz rot geworden, Johnny - man könnte glauben, Mr. Trevelyan hätte dir einen zweideutigen Antrag gemacht!«

»Haha«, sagte Grey mit belegter Stimme und schob sich den Rest seiner Pastete in den Mund.

Ein Besuch im Konvent

Schließlich kamen sie erst am Samstagabend dazu, das Bordell an der Meacham Street zu besuchen. Der Türsteher zeigte mit einem freundlichen Kopfnicken an, dass er Quarry wieder erkannte - eine Begrüßung, die dann durch die Puffmutter fortgesetzt wurde, eine breittlippige Frau mit einem ausladenden Hintern, die ein grünes Samtkleid trug und deren Kopf eine überraschend respektabel aussehende, spitzengesäumte Haube zierte, die genau wie ihr Halstuch zu den Spitzeneinsätzen ihres Mieders passte.

»Na, wenn das nicht der hübsche Harry ist!«, rief sie mit einer Stimme aus, die fast genauso tief war wie Quarrys. »Ihr habt uns vernachlässigt, alter Knabe.« Sie versetzte Quarry einen freundschaftlichen Hieb zwischen die Rippen und kräuselte ihre Oberlippe wie ein betagtes Pferd, sodass zwei große, gelbe Zähne zum Vorschein kamen, welche die letzten verbleibenden Exemplare in ihrem Oberkiefer zu sein schienen.

»Aber wir müssen Euch wohl trotzdem verzeihen, nicht wahr, wo Ihr uns doch so'n süßes Kerlchen wie den hier mitgebracht habt!«

Sie wandte Grey ihr merkwürdig sympathisches Lächeln zu, während ihr gewiefter Blick auf Anhieb die Silberknöpfe an seinem Rock und den feinen Kambricstoff seiner Hemdrüschen registrierte.

»Und wie ist Euer Name, Kindchen?«, fragte sie, packte ihn fest beim Arm und zog ihn hinter sich her in einen kleinen Salon. »Ich weiß, dass Ihr noch nie hier gewesen seid; an ein

hübsches Gesicht wie das Eure würde ich mich erinnern!«

»Das ist Lord John Grey, Mags«, sagte Quarry. Er legte seinen Mantel ab und warf ihn über einen Stuhl, als wäre er zu Hause. »Ein guter Freund von mir, klar?«

»Oh, natürlich, natürlich. Nun, nun, ich frage mich, wer wohl zu ihm passen...?« Maggie schätzte Grey mit dem Geschick eines Pferdehändlers am Markttag ab; ihm wurde eng um die Brust, und er wich ihrem Blick aus, indem er vortäuschte, sich für die Ausstattung des Zimmers zu interessieren, die gelinde gesagt exzentrisch war.

Er war schon zuvor in Bordellen gewesen, wenn auch nicht oft. Dieses hier war nobler als der Durchschnittspuff, mit Gemälden an den Wänden und einem guten Orientteppich vor dem prachtvollen Kaminsims, auf dem sich eine Sammlung von Daumenschrauben, Eisen, Zungenbohrern und anderen Gerätschaften befand, deren Zweck er sich lieber nicht vorstellte. Zwischen diesen Dekorationsstücken lag eine gescheckte Katze, die die Augen geschlossen hatte und eine Pfote träge über dem Feuer baumeln ließ.

»Gefällt Euch wohl, meine Sammlung, wie?« Maggies stand neben ihm und wies auf den Kaminsims. »Das da stammt aus Newgate, und die Eisen hab' ich vom Pranger in Bridewell, wo sie letztes Jahr 'nen neuen aufgestellt haben.«

»Sie werden nicht benutzt«, murmelte Quarry ihm in das andere Ohr. »Nur Zierrat. Obwohl, wenn Ihr an so etwas Geschmack habt, gibt es hier ein Mädchen namens Josephine...«

»Was für eine prächtige Katze«, sagte Grey übertrieben laut. Er streckte den Zeigefinger aus und kraulte das Tier unterm Kinn. Es ließ sich diese Zuwendung einen Moment lang gefallen, dann öffnete es die leuchtend gelben Augen und biss ihn fest.

»Mit Batty müsst Ihr vorsichtig sein«, sagte Maggies, als

Grey seine Hand mit einem Schmerzensausruf zurückriss. »Sie ist hinterlistig.« Sie schüttelte den Kopf mit einem wohlwollenden Blick auf die Katze und schenkte zwei große Gläser Portwein ein, die sie ihren Gästen reichte.

»Nun, Nan haben wir leider seit Eurem letzten Besuch verloren«, sagte sie zu Quarry. »Aber ich habe ein liebes Mädchen aus Devonshire namens Peg, die werdet Ihr bestimmt mögen.«

»Blond?«, fragte Quarry interessiert.

»Oh, natürlich! Und Titten wie Melonen.«

Quarry leerte prompt sein Glas und stellte es mit einem leichten Rülps ab.

»Hervorragend.«

Grey gelang es, Quarrys Blick auf sich zu lenken, als dieser sich umdrehte, um Maggies zur Salontür zu folgen.

»Was ist mit Trevelyan?«, fragte er lautlos.

»Später«, hauchte Quarry zurück und klopfte auf seine Tasche. Mit einem Augenzwinkern verschwand er im Korridor.

Grey saugte mürrisch an seinem verletzten Finger. Quarry hatte zweifelsohne Recht; die Chancen, an Informationen zu gelangen, waren besser, wenn die gesellschaftlichen Gepflogenheiten erst einmal mithilfe von Geld aufgelockert worden waren - und es war natürlich vernünftig, die Huren zu fragen; möglich, dass die Mädchen unter vier Augen Dinge ausplauderten, welche die Puffmutter mit professioneller Diskretion hüten würde. Er hoffte nur, dass Quarry nicht vergessen würde, seine Blondine nach Trevelyan zu fragen.

Er steckte seinen verletzten Finger in das Glas Portwein und warf einen stirnrunzelnden Blick auf die Katze, die sich jetzt auf dem Rücken zwischen den Daumenschrauben räkelte und unachtsame Besucher einlud, ihr den pelzigen Bauch zu streicheln.

»Was man nicht alles für die liebe Familie tut«, murmelte er säuerlich und ergab sich in das Schicksal eines Abends von zweifelhaftem Vergnügen.

Er fragte sich, warum Quarry diesen Ausflug vorgeschlagen hatte. Er hatte keine Ahnung, wie viel Harry von seinen eigenen Vorlieben wusste oder ahnte; im Lauf der Affäre im Hellfire Club war zwar das eine oder andere Wort gefallen... doch er wusste nicht, wie viel Harry bei dieser Gelegenheit mitgehört hatte, oder wenn ja, welche Schlüsse er daraus gezogen hatte.

Andererseits war es angesichts dessen, was er über Quarrys Charakter und Vorlieben wusste, unwahrscheinlich, dass dieser irgendwelche Hintergedanken hatte. Harry mochte Huren einfach gern - nun, eigentlich alle Frauen; er war nicht wählerisch.

Als die Puffmutter kurz darauf zurückkehrte, traf sie Grey bei der faszinierten Betrachtung der Gemälde an. Von mythologischer Natur und mediokrer Ausführung, zeugten die Gemälde dennoch von bemerkenswerter Erfindungsgabe seitens des Künstlers. Grey riss sich von einer großformatigen Studie los, die einen Zentauren bei der amourösen Paarung mit einer äußerst willigen, jungen Frau zeigte, und kam Maggies Vorschlägen zuvor.

»Jung«, sagte er mit fester Stimme. »Sehr jung. Aber kein Kind«, fügte er hastig hinzu. Er zog seinen Finger aus dem Glas, leckte ihn ab und verzog das Gesicht. »Und ordentlichen Wein bitte. In rauen Mengen.«

Zu seiner großen Überraschung *war* der Wein ordentlich; ein vollmundiger, fruchtiger Rotwein, dessen Herkunft er nicht erkannte. Die Hure war jung, wie er es gewünscht hatte, jedoch ebenfalls eine Überraschung.

»Es macht Euch doch nichts aus, dass sie Schottin ist, Herzchen?« Mags schwang die Zimmertür auf und gab den

Blick auf ein schwächtiges, dunkelhaariges Mädchen frei, das auf dem Bett hockte und in ein wollenes Schultertuch gehüllt war, obwohl im Kamin ein schönes Feuer brannte. »Manche Männer fühlen sich von ihrem barbarischen Akzent abgestoßen, aber sie ist ein liebes Mädchen, unsere Nessie - sie wird *staad* sein, wenn Ihr das sagt.«

Die Puffmutter stellte Dekanter und Gläser auf einen kleinen Tisch und lächelte der Hure ebenso fröhlich wie drohend zu, wofür sie einen feindselig funkelnden Blick erntete.

»Ganz und gar nicht«, murmelte Grey und verwies die Puffmutter mit einer höflichen Verbeugung des Zimmers.

»Ich bin mir sicher, dass wir prächtig miteinander auskommen werden.«

Er schloss die Tür und wandte sich dem Mädchen zu. Trotz seiner äußerlichen Selbstbeherrschung verspürte er ein seltsames Gefühl in der Magengrube.

»*Staad*?«, fragte er.

»Es ist ein süddeutsches Wort für still«, sagte das Mädchen und betrachtete ihn mit Argusaugen. Sie wies mit einem Ruck ihres Kopfes zur Tür, hinter der die Puffmutter verschwunden war. »Sie ist Deutsche, obwohl man das nicht denken würde. Ihr Name ist Magda. Aber sie nennt den Türsteher *Staad* - und er ist wirklich stumm. Wollt Ihr also, dass ich den Mund halte?« Sie hielt sich eine Hand vor den Mund, und die Schlitzaugen, die darüber hervorlugten, erinnerten ihn an die Katze, kurz bevor sie ihn gebissen hatte.

»Nein«, sagte er. »Ganz und gar nicht.«

In Wirklichkeit hatte der Klang ihres Akzents einen außergewöhnlichen - und vollkommen unerwarteten - Gefühlstumult in ihm entfesselt. Eine verrückte Mischung aus Erinnerung, Erregung und Erschrecken, die nicht unbedingt angenehm war - doch er wünschte, dass sie um jeden Preis weiterredete.

»Nessie«, sagte er, während er ihr ein Glas Wein einschenkte. »Ich habe diesen Namen schon einmal gehört aber nicht als Bezeichnung für eine Person.«

Ihr Blick blieb argwöhnisch, doch sie nahm den Wein an.

»Ich bin aber eine Person, oder? Es ist kurz für Agnes.«

»Agnes?« Er lachte, so sehr erheiterte ihn ihre bloße Gegenwart. Nicht nur ihr Akzent - dieser schlitzäugige Blick voll mürrischen Argwohns war so unnachahmlich *schottisch*, dass er sich an einen anderen Ort versetzt fühlte. »Ich dachte, so nennen die Einheimischen ein legendäres Monster, das im Loch Ness leben soll.«

Die Schlitzaugen wurden erstaunt aufgerissen.

»Ihr habt davon gehört? Ihr seid schon einmal in Schottland gewesen?«

»Ja.« Er trank einen großen Schluck von seinem Wein, der ihm warm und rau über die Zunge glitt. »Im Norden. Ein Ort namens Ardsmuir. Kennt Ihr ihn?«

Offenbar tat sie das; sie kletterte aus dem Bett und wich vor ihm zurück, das Weinglas in der einen Hand so fest umklammert, dass er glaubte, sie würde es zerbrechen.

»Hinaus mit Euch«, sagte sie.

»Was?« Er startete sie verständnislos an.

»Hinaus!« Ein mageres Ärmchen schoss aus den Falten ihres Schultertuchs hervor, und ihr Finger wies zur Tür.

»Aber -«

»Soldaten sind eine Sache und wirklich schlimm genug - aber ich nehme keinen von Cumberlands Schlächtern, und damit genug!«

Ihre Hand verschwand wieder unter dem Schultertuch und brachte einen kleinen, glänzenden Gegenstand zum Vorschein. Lord John erstarrte.

»Meine liebe junge Dame«, begann er, während er langsam die Hand ausstreckte, um sein Weinglas abzustellen, ohne das Messer aus den Augen zu lassen. »Ich fürchte, Ihr verwechselt mich. Ich -«

»Oh, nein, ich verwechsle Euch nicht.« Sie schüttelte den Kopf, und ihre dunklen Locken plusterten sich um ihren Kopf wie ein Heiligenschein. Ihre Augen waren jetzt wieder geschlitzt, und ihr Gesicht war bleich. Nur über ihren Wangenknochen brannten zwei hektische Flecken.

»Mein Pa und zwei Brüder sind in Culloden gestorben, *duine a galladh!* Holt Euren englischen Schwanz aus der Hose, und ich schwöre Euch, ich schneide ihn Euch an der Wurzel ab!«

»Ich habe nicht die geringste Absicht, das zu tun«, versicherte er ihr und hob beide Hände, um ihr zu signalisieren, dass er nicht vorhatte, sie anzurühren. »Wie alt seid Ihr?« Klein und dünn, wie sie war, sah sie aus wie ungefähr elf, doch wenn ihr Vater in Culloden umgekommen war, musste sie etwas älter sein.

Diese Frage schien sie zu verblüffen. Sie schürzte unsicher die Lippen, doch die Hand mit dem Messer blieb, wo sie war.

»Vierzehn. Aber Ihr braucht nicht zu glauben, dass ich nicht weiß, wie man hiermit umgeht!«

»Ich würde Euch niemals der Unfähigkeit in irgendeinem Bereich verdächtigen, das versichere ich Euch, Madam.«

Es folgte ein Moment des Schweigens, das sich in Verlegenheit verwandelte, als sie einander argwöhnisch betrachteten, beide unsicher, wie sie weiter verfahren sollten. Er hätte am liebsten gelacht; sie war so voller Zweifel, und doch war es ihr bitterernst. Gleichzeitig verbat sie sich durch ihre Leidenschaftlichkeit jede Art von Respektlosigkeit. Nessie leckte sich die Lippen und wies mit einer unsicheren Stoßbewegung ihres Messers auf ihn.

»Ich habe gesagt, Ihr sollt gehen!« Ohne seinen

argwöhnischen Blick von ihrem Messer abzuwenden, senkte er langsam die Hände und griff nach seinem Weinglas.

»Glaubt mir, Madam, wenn Euch nicht danach ist, bin ich der Letzte, der Euch zu irgendetwas zwingen würde. Es wäre allerdings eine Schande, einen solch exzellenten Wein zu verschwenden. Wollt Ihr nicht wenigstens Euer Glas austrinken?«

Sie hatte das Glas, das sie in der anderen Hand hielt, vergessen. Sie blickte überrascht darauf hinab, dann sah sie zu ihm auf.

»Ihr wollt nicht mit mir ins Bett?«

»Absolut nicht«, versicherte er ihr vollkommen aufrichtig. »Ich wäre Euch allerdings dankbar, wenn Ihr mir die Ehre einer kurzen Unterhaltung erweisen würdet. Das heißt - ich gehe doch davon aus, dass Ihr nicht wünscht, dass ich auf der Stelle Mrs. Madga hole?«

Er wies mit hochgezogener Augenbraue auf die Tür, und sie biss sich auf die Unterlippe. Er mochte ja nicht viel Erfahrung mit Bordellen haben, doch er war sich hinreichend sicher, dass eine Puffmutter eine Hure, die nicht nur ihre Dienste verweigerte, sondern auch noch ohne direkte Provokation mit dem Messer auf ihre Kunden losging, nicht besonders schätzen würde.

»Mmpfm«, machte sie und ließ die Klinge widerstrebend sinken.

Ohne jede Vorwarnung spürte er einen unerwarteten Stoß der Erregung und wandte sich von ihr ab, um dies zu verbergen. Himmel, er hatte dieses wunderliche schottische Geräusch seit Monaten nicht mehr gehört - nicht mehr seit seinem letzten Besuch in Helwater -, und er hatte erst recht nicht damit gerechnet, dass es eine so machtvolle Wirkung ausüben würde, obwohl es in einer weinerlichen Mädchentonlage ausgestoßen wurde, nicht in jenem Tonfall schroffer Bedrohung, den er

gewohnt war.

Er schluckte seinen Wein hinunter und beschäftigte sich, indem er sich ein weiteres Glas einschenkte und dabei über seine Schulter hinweg beiläufig fragte: »Sagt mir, wie es kommt - angesichts der unzweifelhaften Stärke und Berechtigung Eurer Gefühle gegenüber englischen Soldaten -, dass Ihr Euch in London befindet?«

Ihre Lippen pressten sich zu einem Saum zusammen, und sie senkte die dunklen Augenwimpern, doch einen Moment später entspannte sie sich genügend, um ihr Glas zu heben und daran zu nippen.

»Ihr wollt nicht wissen, wie ich zu einer Hure geworden bin - nur, warum ich hier bin?«

»Ich würde sagen, dass die erste Frage, so interessant sie zweifellos sein mag, Eure eigene Angelegenheit ist«, sagte er höflich. »Doch da die zweite Frage meine eigenen Interessen berührt - ja, das möchte ich wissen.«

»Ihr seid wirklich ein seltsamer Vogel.« Sie legte den Kopf zurück und trank den Wein schnell aus, ohne ihren argwöhnischen Blick von ihm abzuwenden. Als sie das Glas sinken ließ, atmete sie zufrieden tief aus und leckte sich die rot befleckten Lippen.

»Das ist kein schlechtes Gesöff«, sagte sie und klang ein wenig verduzt. »Aus Mrs. Magdas Privatvorrat - deutscher Wein, aye. Dann gebt uns noch ein Glas, und ich erzähl's Euch, wenn Ihr es so unbedingt wissen wollt.«

Er gehorchte und füllte auch sein eigenes Glas nach. Es *war* ein guter Wein; so gut, dass er einem Magen und Glieder erwärmte, ohne den Verstand übermäßig zu vernebeln. Er spürte, wie die Anspannung, die er seit dem Betreten des Bordells in Hals und Schultern gehabt hatte, unter seinem wohltätigen Einfluss allmählich schwand.

Auf die schottische Hure schien er ähnlich zu wirken. Sie

nippte mit einer graziösen Gier, die sie ihr Glas zweimal leeren ließ, während sie ihre Geschichte erzählte - eine Geschichte, die sie, wie er aus den zahlreichen Nebensächlichkeiten und dramatischen Anekdoten schloss, schon öfter erzählt hatte. Doch alles in allem war sie ganz simpel; da sie sich nach Culloden und Cumberland's Verwüstungen in den Highlands nicht mehr ernähren konnten, war ihr überlebender Bruder zur See gegangen, und sie und ihre Mutter waren nach Süden gezogen und hatten um ihr tägliches Brot gebettelt, wobei sich ihre Mutter dann und wann zu der Maßnahme gezwungen gesehen hatte, ihren Körper zu verkaufen, wenn die Bettelei nichts brachte.

»Dann hat sie sich mit *ihm* eingelassen«, sagte sie und zog bei dem Wort eine mürrische Grimasse, »in Berwick.« *Er* war ein englischer Soldat namens Harte gewesen, der frisch aus der Armee entlassen war und sie »in seinen Schutz« genommen hatte - eine Formulierung, die Harte in die Tat umsetzte, indem er Nessies Mutter in einer kleinen Kate unterbrachte, wo sie seine Armeekameraden ganz bequem und zurückgezogen unterhalten konnte.

»Er hat gesehen, welchen Profit er damit machen konnte, also ist er dann und wann auf die Jagd gegangen und mit einem armen Mädchen zurückgekommen, das er halb verhungert auf der Straße gefunden hatte. Er hat ihnen freundlich zuredet, ihnen Schuhe gekauft und sie wieder rund gefüttert, und bevor sie wussten, was ihnen geschah, haben sie dreimal pro Nacht die Beine für die Soldaten breit gemacht, die ihren Ehemännern eine Kugel durch den Kopf gejagt hatten - und innerhalb von zwei Jahren konnte Bob Harte vierspännig umherkutschieren.«

Vielleicht war es ja in etwa die Wahrheit - vielleicht auch nicht.

Da er keinen Grund hatte, sich selbst etwas vorzumachen, war es Grey klar, dass der Beruf einer Hure sich auf Lügen aufbaute. Und wenn man einer Hure schon grundsätzlich nicht glauben

konnte, auch wenn darüber nie gesprochen wurde, dann konnte man wohl erst recht kein großes Vertrauen in ihre Worte setzen.

Dennoch, es war eine faszinierende Geschichte - was ja auch beabsichtigt war, dachte er zynisch. Doch er unterbrach sie nicht; abgesehen davon, dass er ihr Vertrauen gewinnen musste, wenn er Informationen von ihr bekommen wollte, war es schlicht und ergreifend so, dass er es genoss, sie reden zu hören.

»Als wir Bob Harte begegnet sind, war ich nicht älter als fünf«, sagte sie und hielt sich die Faust vor den Mund, um einen Rülpsen zu unterdrücken. »Er hat gewartet, bis ich elf war - als ich angefangen habe zu bluten -, und dann...« Sie hielt inne und kniff die Augen zu, als suchte sie nach Inspiration.

»Und dann hat Eure Mutter, die Eure Tugend schützen wollte, ihn gemeuchelt, um Euch zu verschonen«, meinte Grey. »Natürlich hat man sie festgenommen und gehängt, woraufhin Ihr Euch durch die Umstände gezwungen saht, genau jenes Schicksal auf Euch zu nehmen, vor dem sie Euch durch ihr Opfer bewahren wollte?« Er hob sein Glas, prostete ihr ironisch zu und lehnte sich auf seinem Sessel zurück.

Zu seiner großen Überraschung brach sie in Gelächter aus.

»Nein«, sagte sie und wischte sich mit der Hand über die Nase, die ganz rot geworden war, »aber das ist gar nicht so schlecht. Besser als die Wahrheit, aye? Ich werd's mir merken.« Sie hob ihr Glas und erwiderte die Geste, dann legte sie den Kopf zurück und leerte es.

Er griff nach der Flasche und stellte fest, dass sie leer war. Verblüfft merkte er, dass die andere ebenfalls leer war.

»Ich hole noch mehr«, sagte Nessie prompt. Sie hüpfte vom Bett und war zur Tür hinaus, bevor er Protest einlegen konnte. Er sah, dass sie das Messer zurückgelassen hatte; es lag auf dem Tisch neben einem zugedeckten Korb. Als er sich hinüberbeugte und das Tuch hob, entdeckte er, dass es ein Gefäß mit einer schlüpfrigen Salbe und diverse interessante Gerätschaften

enthielt, deren Funktion bei einigen offensichtlich, bei anderen aber höchst mysteriös war.

Er hatte gerade eins der eindeutigeren Geräte in der Hand und bestaunte seine kunstvolle Ausführung, die bis hin zu den vorstehenden Venen auf der Bronzeoberfläche - bemerkenswert detailliert war, als sie zurückkam, einen Krug an ihre Brust geklammert.

»Oh, ist es das, was Ihr mögt?«, fragte sie und wies kopfnickend auf den Gegenstand in seiner Hand.

Sein Mund öffnete sich, doch zum Glück kamen keine Worte heraus. Er ließ den schweren Gegenstand fallen, der ihn schmerzhaft am Bein traf, bevor er rumpelnd auf dem Teppich landete.

Nessie schenkte zwei frische Gläser Wein ein und trank einen Schluck aus dem ihren, bevor sie sich bückte, um das Gerät aufzuheben.

»Oh, gut, Ihr habt ihn ein wenig vorgewärmt«, sagte sie beifällig. »Die Bronze ist schrecklich kalt.« Sie hielt das Glas vorsichtig in der einen Hand und den künstlichen Phallus in der anderen, während sie auf Knien über das Bett rutschte und es sich auf den Kissen bequem machte. Sie nippte an ihrem Wein und umfasste mit der anderen Hand das Gerät, dessen Spitze sie benutzte, um ihr Nachthemd genüsslich Zentimeter um Zentimeter an ihren dünnen Oberschenkeln hochzuschieben.

»Soll ich etwas sagen?«, erkundigte sie sich in geschäftsmäßigem Tonfall. »Oder wollt Ihr einfach nur zusehen, und ich tue so, als wärt Ihr gar nicht da?«

»Nein!« Grey, der plötzlich aus seinem Zustand der Sprachlosigkeit erwachte, sprach lauter als beabsichtigt. »Ich meine - nein. Bitte. Lasst... das sein.«

Sie machte erst ein verdutztes, dann ein leicht gereiztes Gesicht, ließ den Gegenstand jedoch los und setzte sich auf.

»Nun, was denn dann?« Sie schob ihr wirres Haar zurück und betrachtete ihn spekulativ. »Ich könnte es vielleicht mit dem Mund machen«, sagte sie widerstrebend. »Aber nur, wenn Ihr ihn zuerst gut wascht. Und zwar mit Seife, klar?«

Grey, der plötzlich das Gefühl hatte, eine ganze Menge getrunken zu haben, und zwar sehr viel schneller als beabsichtigt, schüttelte den Kopf und tastete in seinem Rock herum.

»Nein, das auch nicht. Was ich möchte -« Er zog eine Miniatur hervor, die Joseph Trevelyan zeigte und die er aus dem Schlafzimmer seiner Cousine entwendet hatte, und legte sie vor ihr auf das Bett. »Ich möchte wissen, ob dieser Mann krank ist. Kein Tripper - Syphilis.«

Nessies Augen, die bis jetzt zusammengekniffen gewesen waren, wurden rund vor Überraschung. Sie sah zuerst das Bild an, dann Grey.

»Ihr meint, das kann ich seinem *Gesicht* ansehen?«, erkundigte sie sich ungläubig.

Nachdem sie eine ausführlichere Erklärung erhalten hatte, hockte sich Nessie hin und blinzelte die Miniatur Trevelyans nachdenklich an.

»Ihr wollt also nicht, dass er Eure Cousine heiratet, wenn er die Krankheit hat, wie?«

»So sieht die Sache aus, ja.«

Sie nickte Grey ernst zu.

»Das ist aber sehr liebenswert von Euch. Und das, obwohl Ihr Engländer seid!«

»Engländer sind durchaus zur Loyalität imstande«, versicherte er ihr trocken. »Zumindest ihren Familien gegenüber. Kennt Ihr den Mann?«

»Ich hatte ihn noch nicht als Kunden, aber, aye, ich glaube,

ich habe ihn ein- oder zweimal gesehen.« Sie kniff ein Auge zu und betrachtete das Porträt erneut. Sie schwankte leicht, und Grey begann zu fürchten, dass er mit seiner Weinstrategie über das Ziel hinausgeschossen war.

»Hm!«, sagte sie und nickte vor sich hin. Sie steckte die Miniatur in den Halsausschnitt ihres Hemdes - angesichts ihrer mageren Gestalt konnte er sich nicht vorstellen, was das Bild dort festhielt -, dann glitt sie vom Bett und nahm einen weichen, blauen Morgenrock vom Kleiderhaken.

»Ein paar von den Mädchen werden jetzt beschäftigt sein, aber ich werde ein Wort mit denen wechseln, die noch im Salon sind, ja?«

»Im... oh, im Salon. Ja, das wäre sehr hilfreich. Aber könnt Ihr Eure Nachforschungen diskret anstellen?«

Sie richtete sich voll beschwipster Würde auf.

»Natürlich kann ich das. Lasst mir etwas von dem Wein über, aye?« Sie wies auf den Krug, zog den Morgenrock um sich und schwankte auf eine übertriebene Weise aus dem Zimmer, die besser zu einer Frau mit Hüften gepasst hätte.

Grey lehnte sich seufzend in seinem Sessel zurück und schenkte sich noch ein Glas Wein ein. Er hatte keine Ahnung, was der Tropfen ihn kosten würde, doch er war es wert.

Er hielt sein Glas ans Licht und betrachtete es. Wunderbare Farbe, und das Bouquet war exzellent - fruchtig und dunkel. Er trank noch einen Schluck und dachte über seine bisherigen Fortschritte nach. So weit, so gut. Mit etwas Glück würde er seine Antwort in Bezug auf Trevelyan beinahe sogleich erhalten - obwohl es notwendig werden konnte, noch einmal wiederzukommen, falls es Nessie jetzt nicht möglich war, mit den Mädchen zu sprechen, die zuletzt mit ihm zusammengewesen waren.

Die Aussicht auf eine Rückkehr in das Bordell bereitete ihm jedoch keine Gewissensbisse, da es dieses unausgesprochene

Einvernehmen zwischen ihm und Nessie gab.

Er fragte sich, was sie wohl getan hätte, wenn er tatsächlich an Stelle einer Auskunft an einer körperlichen Eskapade interessiert gewesen wäre. Ihre Einwände dagegen, einem von Cumberlands Männern dienstbar zu sein, schienen ihm zutiefst ernst gewesen zu sein - und ganz ehrlich gesagt fand er diese Einwände nicht unverständlich.

Der Feldzug in den Highlands nach der Schlacht von Culloden war sein erster gewesen, und in seinem Verlauf hatte er Dinge gesehen, bei deren Anblick er sich geschämt hätte, Soldat zu sein, wenn er damals in der geistigen Verfassung gewesen wäre, sie zu begreifen. So jedoch war er taub vor Schrecken gewesen, und als er schließlich an wirklichen Kampfhandlungen teilnahm, war er längst in Frankreich und kämpfte gegen einen ehrbaren Feind - und nicht gegen die Frauen und Kinder eines besiegten Gegners.

Culloden war in gewisser Weise seine erste Schlacht gewesen - wenn er auch dort nicht gekämpft hatte, dank der Skrupel seines älteren Bruders, der ihn zwar mitgenommen hatte, damit er Militärluft schnuppern konnte, jedoch bei der Teilnahme an Kampfhandlungen die Grenze zog.

»Wenn du glaubst, ich gehe das Risiko ein, Mutter deine verstümmelte Leiche heimbringen zu müssen, dann bist du von Sinnen«, hatte Hal ihm grimmig mitgeteilt. »Du hast noch kein Offizierspatent; du bist noch nicht verpflichtet, dir den Hintern wegpusten zu lassen, also wirst du es auch nicht tun. Wage dich mit einem Fuß aus dem Lager - und ich werde dich vor dem versammelten Regiment von Sergeant O'Connell auspeitschen lassen, das verspreche ich dir.«

Narr, der er mit sechzehn gewesen war, hatte er dies als monströse Ungerechtigkeit betrachtet. Als man ihm schließlich nach der Schlacht erlaubt hatte, das Schlachtfeld zu betreten, war er mit hämmerndem Puls hinausgegangen, die Pistole kalt

in der verschwitzten Hand.

Er hatte vorher mit Hector darüber gesprochen. Sie hatten in einem Nest aus Frühlingsgras dicht beieinander unter dem Sternenhimmel gelegen, ein wenig abseits von den anderen. Hector hatte zwei Männer Auge in Auge getötet - weiß Gott wie viele andere im Rauch der Schlacht.

»Man kann es nie genau sagen«, hatte ihm Hector erzählt, der ihm immerhin vier beeindruckende Jahre voraus war und schon das zweite Leutnantspatent sein eigen nannte. »Nicht, wenn es nicht Auge in Auge geschieht, zum Beispiel mit einem Bajonett oder Schwert. Ansonsten ist überall schwarzer Rauch und Lärm, und man weiß gar nicht, was man eigentlich tut - man behält nur seinen Offizier im Auge und rennt, wenn er es sagt, feuert und lädt neu - und manchmal sieht man einen Schotten zu Boden gehen, aber man weiß nie, ob es der eigene Schuss war, der ihn erwischt hat. Es ist genauso gut möglich, dass er nur in ein Maulwurfsloch getreten ist!«

»Aber wenn es dicht bei dir passiert - weißt du es.« Er hatte Hector kräftig mit dem Knie gestoßen. »Wie ist es denn gewesen? Dein Erster? Und sag mir jetzt bloß nicht, dass du dich nicht daran erinnerst!«

Hector hatte nach ihm getastet und seinen Oberschenkelmuskel gedrückt, bis er wie ein Karnickel gequitscht hatte, dann hatte er ihn an sich gezogen und Johns Gesicht in seine Schulterbeuge gedrückt.

»Na gut, ich erinnere mich daran. Aber warte.« Er schwieg einen Moment, und sein warmer Atem bewegte die Haare über Johns Ohr. Es war noch zu früh im Jahr für Mücken, doch der Wind wehte frisch und kühl über sie hinweg und kitzelte ihre Haut mit den Spitzen des wogenden Grases.

»Es ist - na ja, es ist schnell gegangen. Leutnant Bork hatte mich und einen Kameraden um eine Baumgruppe herumgeschickt, um nachzusehen, ob dort etwas los war, und

ich bin vorausgegangen. Ich habe eine Art Schlag und ein Husten hinter mir gehört, und ich dachte, Meadows - er war hinter mir -, ich dachte, er sei gestolpert. Ich habe mich umgedreht, um ihm zu sagen, dass er still sein sollte. Und da lag er auf dem Boden, den ganzen Kopf voll Blut, und ein Schotte ließ gerade den Steinbrocken fallen, mit dem er Meadows getroffen hatte, und bückte sich, um sein Gewehr aufzuheben. Sie sind wie Tiere, weißt du; nichts als wilde Bärte und Dreck, meistens barfuß und halb nackt dazu. Dieser hat aufgeblickt und mich gesehen. Er hat also versucht, das Gewehr aufzuheben und es mir über den Schädel zu ziehen, aber Meadows war darauf gefallen und ich - nun, ich habe einfach nur losgebrüllt und mich auf ihn gestürzt. Ich habe nicht eine Sekunde darüber nachgedacht; es war genau wie beim Exerzieren - es hat sich nur ganz anders angefühlt, als das Bajonett ihn durchbohrt hat.«

John spürte, wie ein leichter Schauer den an ihn gepressten Körper durchlief, und er legte den Arm um Hectors Taille und drückte ihn beruhigend.

»War er sofort tot?«, fragte er.

»Nein«, sagte Hector leise, und John spürte, wie er schluckte. »Er ist hintenüber gefallen und im Sitzen auf dem Boden gelandet, und - und ich konnte das Gewehr nicht mehr festhalten, und so saß er dann da, und das Bajonett hat in ihm gesteckt, und der Kolben... er war auf dem Boden und hat ihn abgestützt, fast wie ein Jagdhocker.«

»Und was hast du getan?« Er streichelte Hectors Brust und versuchte ungeschickt, ihn zu trösten, obwohl das im Moment völlig außerhalb seiner Macht lag.

»Ich wusste, dass ich etwas hätte tun sollen - irgendwie versuchen sollte, ihm den Rest zu geben -, aber ich konnte mir nicht vorstellen, wie. Ich konnte einfach nur dastehen wie ein Weichling, und er hat aus diesem dreckigen Gesicht zu mir aufgestarrt, und ich...«

Hector schluckte noch einmal heftig.

»Ich habe geweint«, platzte es aus ihm heraus. »Ich habe immer wieder gesagt, ›es tut mir Leid, es tut mir Leid‹, und dabei geweint. Und er hat irgendwie den Kopf geschüttelt und etwas zu mir gesagt, aber es war in dieser Barbarensprache, und ich konnte nicht verstehen, ob er wusste, was ich gesagt hatte, oder ob er mich verflucht hat, oder ob er etwas wollte, Wasser vielleicht... ich hatte Wasser dabei...«

Hector verstummte, aber John konnte am krampfhaften Klang seines Atems erkennen, dass er auch jetzt dem Weinen nah war. Seine Hand war so fest um Johns Oberarm geklammert, dass er bestimmt einen blauen Fleck bekommen würde, doch John hielt still, ganz still, bis Hectors Atem ruhiger wurde und sein eisenharter Griff sich endlich löste.

»Es ist mir vorgekommen, als hätte es sehr lange gedauert«, sagte er und räusperte sich. »Obwohl das wahrscheinlich gar nicht stimmt. Nach einer Weile ist einfach sein Kopf nach vorn gefallen, ganz langsam, und dort geblieben.«

Er holte tief und seufzend Luft, als wollte er sich von der Erinnerung befreien, und nahm John beruhigend in den Arm.

»Ja, den Ersten vergisst man nicht. Aber ich bin mir sicher, dass es für dich einfacher sein wird - du wirst es besser machen.«

Grey lag auf Nessies Bett, das Weinglas in der Hand, aus dem er langsam trank. Er starrte an die rußfleckige Decke, doch stattdessen sah er die grauen Wolken über Culloden. Es *war* einfacher gewesen - zumindest, es zu tun, wenn auch nicht, daran zu denken.

»Du gehst mit Windoms Truppe«, hatte Hal gesagt und ihm eine lange Pistole gereicht. »Eure Aufgabe ist es, Überlebenden den Gnadenschuss zu geben. Durch das Auge ist es am sichersten, aber hinter dem Ohr geht es auch, wenn du merkst, dass du den Schuss ins Auge nicht ertragen kannst.«

Das Gesicht seines Bruders war vor Anstrengung verkrampft gewesen, kreidebleich unter den Spuren des Pulverqualms. Hal war erst fünfundzwanzig, sah aber doppelt so alt aus. Der Regen klebte ihm die Uniform an den Körper, und er war mit dem Schlamm des Schlachtfeldes bedeckt. Er erteilte seine Befehle mit ruhiger, klarer Stimme, doch Grey spürte, wie die Hand seines Bruders zitterte, als dieser ihm die Pistole reichte.

»Hal«, sagte er, als sein Bruder sich abwandte.

»Ja?« Hal wandte sich zurück, geduldig, doch mit leerem Blick.

»Kommst du zurecht, Hal?«, fragte er mit gesenkter Stimme, damit ihn niemand in der Nähe hören konnte.

Hal schien seinen Blick auf irgendetwas weit hinter ihm geheftet zu haben; es kostete ihn sichtlich Mühe, seinen Blick von jenem fernen Ort zurückzuholen, um ihn auf das Gesicht seines jüngeren Bruders zu richten.

»Ja«, sagte er. Sein Mundwinkel zitterte, als wollte er beruhigend lächeln, doch dann schnellte er erschöpft wieder an seinen Platz. Er legte John eine Hand auf die Schulter und drückte fest zu; John hatte das merkwürdige Gefühl, als stütze er seinen Bruder und nicht umgekehrt.

»Vergiss nicht, Johnny - es ist eine Gnade, die du ihnen erweist. Eine Gnade«, wiederholte er leise, dann ließ er seine Hand sinken und ging.

Es fehlten noch etwa zwei Stunden bis zum Sonnenuntergang, als Korporal Windoms Trupp sich zum Schlachtfeld in Bewegung setzte, ein mühsamer Marsch durch Schlamm und Moorpflanzen, die sich im Vorübergehen an ihre Stiefel klammerten. Der Regen hatte aufgehört, doch ein eisiger Wind klebte ihm den feuchten Umhang an den Körper. Er erinnerte sich an die Mischung aus Entsetzen und Aufregung in seiner Magengrube, überlagert von der Taubheit in seinen Fingern und der Angst, dass er nicht mehr in der Lage sein würde, die Pistole

zu laden, falls er sie öfter als einmal benutzen musste.

Zunächst einmal brauchte er sie jedoch eine ganze Weile gar nicht zu benutzen; sämtliche Männer, an denen sie vorbeikamen, waren eindeutig tot. Fast nur Schotten, obwohl hier und dort ein roter Rock wie eine Flamme zwischen den eintönigen Moorpflanzen brannte. Die gefallenen Engländer wurden respektvoll auf Bahren davongetragen. Die Feinde wurden auf Haufen geworfen; die Soldaten hatten blaue Finger und murmelten Flüche in ihre weißen Atemwölkchen, während sie die Leichen wie gefälltte Bäume über das Feld schleiften, die nackten Gliedmaßen wie bleiche Äste, steif und schwierig zu handhaben. Er fragte sich, ob er bei dieser Arbeit helfen sollte, doch das schien niemand von ihm zu erwarten; er schlich hinter den Soldaten her, das Schieß Eisen in der Hand, während ihm mit jeder Minute kälter wurde.

Er hatte schon öfter Schlachtfelder gesehen, in Preston und Falkirk, wenn auch auf keinem davon so viele Leichen gelegen hatten. Doch eine Leiche glich der anderen, und innerhalb kurzer Zeit machten sie ihm nichts mehr aus.

Er war so abgestumpft, dass er kaum auffuhr, als einer der Soldaten rief: »Hey, Kleiner, ich hab' einen für dich!« Sein von der Kälte verlangsamter Verstand hatte keine Zeit gehabt, diese Worte zu interpretieren, als er sich dem Mann, dem Schotten, auch schon gegenübersah.

Er war irgendwie davon ausgegangen, dass jedermann auf dem Feld bewusstlos war, wenn nicht tot; dass die Exekution nicht mehr sein würde als ein Niederknien neben dem Körper, Anlegen der Pistole, abdrücken, zurücktreten und neu laden.

Der Mann saß kerzengerade zwischen den Heidesträuchern, das Gewicht auf seine Handflächen gestützt, das zerschmetterte Bein, das seine Flucht verhinderte, verdreht und mit Blut verschmiert vor seinem Körper. Er starrte Grey an, die dunklen Augen lebhaft und wachsam. Er war jung, vielleicht in Hectors

Alter. Die Augen wanderten von Greys Gesicht zu der Pistole in seiner Hand, dann wieder zu seinem Gesicht. Der Mann hob das Kinn und presste die Lippen fest zusammen.

Hinter dem Ohr geht es auch, wenn du merkst, dass du den Schuss ins Auge nicht ertragen kannst.

Wie? Wie sollte er an die Stelle hinter dem Ohr kommen, wenn der Mann so dasaß? Grey hob ungeschickt die Pistole, trat zur Seite und ging etwas in die Knie. Der Mann wandte den Kopf, seine Augen folgten ihm.

Grey hielt inne - doch er konnte nicht innehalten, die Soldaten beobachteten ihn.

»K-kopf oder Herz?«, fragte er und versuchte, seine Stimme unter Kontrolle zu behalten. Seine Hände zitterten; es war ja kalt, so furchtbar kalt.

Die dunklen Augen schlossen sich kurz, dann öffneten sie sich wieder und durchbohrten ihn.

»Himmel, soll mich das kümmern?«

Er hob die Pistole, deren Mündung leicht wackelte, und zielte sorgfältig auf die Körpermitte des Mannes. Der Mund des Schotten presste sich zusammen, und er verlagerte das Gewicht auf eine Hand. Bevor Grey zurückfahren konnte, hatte er seine freie Hand erhoben, um Greys Handgelenk zu packen.

Dieser erschrak und versuchte erst gar nicht, seine Hand wegzuziehen. Schwer atmend vor Anstrengung, die Zähne vor Schmerz zusammengebissen, führte der Schotte den Pistolenlauf, bis er an seiner Stirn ruhte, genau zwischen den Augen. Und starrte ihn an.

Seine klarste Erinnerung waren nicht die Augen, sondern die Finger, die sich, kälter noch als seine eigene, eisige Haut sanft um sein Handgelenk schlossen. Es lag jetzt keine Kraft mehr in der Berührung, doch sie brachte sein Zittern zur Ruhe. Die Finger drückten ganz sanft zu. Schenkten ihm Gnade.

Eine Stunde später waren sie in der Dunkelheit zurückgekehrt, und er hatte von Hectors Tod erfahren.

Die Kerze tropfte schon seit einiger Zeit. Es lag noch eine auf dem Tisch, doch er machte keine Anstalten, danach zu greifen. Stattdessen starrte er vor sich hin, als die Flamme erlosch, und trank seinen Wein in der stickigen Dunkelheit weiter.

Er erwachte mit stechendem Kopfschmerz, irgendwann in den dunklen Stunden vor der Dämmerung. Einen verwirrenden Moment lang hatte er keine Ahnung, wo er war oder mit wem. Ein warmes, feuchtes Gewicht lag an ihn geschmiegt, und seine Hand ruhte auf nackter Haut.

Möglichkeiten stoben in seinem Kopf auf wie ein aufgeschuchter Wachtelschwarm und verschwanden dann, als er tief Luft holte und billiges Parfüm, teuren Wein und weiblichen Moschus roch. Mädchen. Ja, natürlich. Die schottische Hure.

Er lag einen Moment benebelt still und versuchte, sich in der unvertrauten Dunkelheit zu orientieren. Da - ein dünner, grauer Strich markierte das Fenster mit seinen geschlossenen Läden, einen Hauch heller als die Nacht im Inneren. Tür... wo war die Tür? Er wandte den Kopf und sah ein schwach flackerndes Licht auf den Dielenbrettern, das erschöpfte Leuchten einer tropfenden Kerze im Flur. Er erinnerte sich vage an einen Aufruhr mit Stampfen und Gesang aus der unteren Etage, doch das hatte jetzt aufgehört. Das Bordell war der Stille anheim gefallen, obwohl es ein merkwürdiges, unangenehmes Schweigen war wie der unruhige Schlaf eines Betrunkenen. Apropos... er bewegte seine Zunge und versuchte, seinen staubtrockenen, klebrigen Schleimhäuten so viel Speichel zu entlocken, dass er schlucken konnte. Sein Herz schlug mit einer unangenehmen Beharrlichkeit, die seine Augäpfel anschwellen zu lassen schien, sodass sie sich mit jedem Schlag schmerzhaft

vorwölbt. Er schloss hastig die Augen, aber das half auch nicht.

Es war warm und stickig im Zimmer, doch ein schwacher Luftzug vom geschlossenen Fenster her berührte seinen Körper, ein kühler Finger, der ihm die Haare auf Brust und Beinen zu Berge stehen ließ. Er war nackt, erinnerte sich jedoch nicht, sich ausgezogen zu haben.

Sie lag auf seinem Arm. Mit langsamen Bewegungen löste er sich von dem Mädchen, achtsam, um sie nicht zu wecken. Er blieb kurz auf dem Bett sitzen und umklammerte seinen Kopf mit einem lautlosen Stöhnen, dann erhob er sich mit großer Vorsicht, damit er ihm nicht noch abfiel.

Himmel! Was hatte er sich dabei gedacht, so viel von diesem höllischen Gesöff zu trinken? Es wäre besser gewesen, einfach mit dem Mädchen zu schlafen, dachte er, während er sich tastend seinen Weg durch das Zimmer bahnte, begleitet von Explosionen aus gleißend weißem Licht, das das Innere seines Schädels erhellte wie ein Feuerwerk über der Themse. Sein suchender Fuß stieß an das Tischbein und er tastete sich blind darunter vor, bis er das Nachtgeschirr fand.

Etwas erleichtert, aber immer noch furchtbar durstig, stellte er es wieder auf den Boden und suchte nach Krug und Waschschüssel. Das Wasser im Krug war warm und hatte einen schwachen Metallgeschmack, doch er trank es so gierig, dass es ihm über Kinn und Brust lief, bis seine Eingeweide gegen die lauwarne Flut zu protestieren begannen.

Er wischte sich mit der Hand über das Gesicht und vertrieb die Feuchtigkeit auf seiner Brust, dann öffnete er die Fensterläden und atmete die kühle, graue Luft in tiefen, erschauernden Zügen ein. Besser.

Er wandte sich um, um nach seinen Kleidern zu suchen, begriff jedoch etwas verspätet, dass er nicht ohne Quarry gehen konnte. Die Vorstellung, das Haus nach seinem Freund zu

durchsuchen, Türen aufzureißen und schlaftrunkene Huren mit ihren Kunden zu überraschen, war mehr, als er in seinem gegenwärtigen Zustand ertragen konnte. Nun, bei Tagesanbruch würde die Puffmutter mit Harry kurzen Prozess machen. Ihm blieb nichts anderes übrig als zu warten.

Wenn er schon warten musste, konnte er das genauso gut im Liegen tun; seine Eingeweide rumorten auf ominöse Weise, und seine Beine fühlten sich schwach an.

Das Mädchen war ebenfalls nackt. Sie lag zusammengerollt auf der Seite, mit dem Rücken zu ihm, glatt und kühl wie ein Stint auf dem Hackblock eines Fischhändlers. Er kroch vorsichtig auf das Bett und ließ sich neben ihr nieder. Sie bewegte sich murmelnd, erwachte aber nicht.

Die Luft war viel kühler jetzt, wo die Dämmerung nahte und die Fensterläden einen Spaltbreit offen standen. Er hätte sich gern zugedeckt, doch das Mädchen lag auf dem zerknitterten Laken. Sie regte sich erneut, und er sah, wie eine Gänsehaut über sie hinwegwanderte. Sie war noch dünner, als sie ihm am gestrigen Abend vorgekommen war, ihre Rippen warfen Schatten auf ihre Flanken, und die Schulterblätter stachen scharf wie Flügel aus ihrem knöchigen, schmalen Rücken hervor.

Er drehte sich auf die Seite und zog sie an sich, während er mit einer Hand versuchte, das feuchte Laken zu entwirren und es über sie beide zu ziehen - genauso sehr, um sie zu bedecken, als um seiner zweifelhaften Wärme willen.

Ihr offenes Haar war dicht und lockig und lag weich an seinem Gesicht. Die Art, wie es sich anfühlte, verstörte ihn, obwohl es etwas dauerte, bis er begriff, warum. Sie hatte solches Haar gehabt - die Frau. Jamie Frasers Frau. Grey kannte ihren Namen - Fraser hatte ihn ihm gesagt -, und doch weigerte er sich hartnäckig, sie in Gedanken anders als »die Frau« zu nennen. Als wäre es ihre Schuld - und noch dazu allein die Schuld ihres Geschlechtes.

Aber das ist in einem anderen Land gewesen, dachte er und zog die schwächliche Hure dichter an sich, und außerdem, die Frau ist tot. Das hatte Fraser gesagt.

Doch er hatte den Ausdruck in Frasers Augen gesehen. Fraser hatte nicht aufgehört, seine Frau zu lieben, nur weil sie tot war - nicht mehr, als Grey damit aufhören konnte oder würde, Hector zu lieben. Doch die Erinnerung war eine Sache und das Fleisch eine andere; der Körper kannte kein Gewissen.

Er schlang einen Arm um die feinknochige Gestalt des Mädchens und hielt sie fest an sich gedrückt. Fast keine Brüste und ein schmaler Hintern wie ein Junge, dachte er und spürte eine kleine Flamme vom Wein genährten Verlangens über die Innenseiten seiner Oberschenkel züngeln. Warum nicht?, dachte er. Er bezahlte schließlich dafür.

Doch sie hatte gesagt: »Ich bin aber eine Person, oder?« Und sie war keine der Personen, nach denen er sich sehnte.

Er schloss die Augen und küsste sanft die Schulter neben seinem Gesicht. Dann schlief er wieder ein und trieb auf den Sturmwolken ihres Haars dahin.

Grüner Samt

Als er erwachte, war es helllichter Tag, und das Bordell unter ihm regte sich polternd. Das Mädchen war fort nein, nicht fort. Er drehte sich um und sah sie am Fenster, mit ihrem Nachthemd bekleidet, die Lippen konzentriert zusammengepresst, während sie ihr Haar flocht und dabei die Reflektion im Nachttopf als Spiegel benutzte.

»Na, endlich wach?«, fragte sie und betrachtete blinzelnd ihr Spiegelbild. »Ich dachte schon, ich müsste Euch eine Stopfnadel unter den Zehennagel schieben, um Euch zu wecken.« Sie band das Zopfende mit einem roten Haarband zusammen, dann drehte sie sich um und grinste ihn an.

»Und, Lust auf Frühstück, Kumpel?«

»Sprecht bloß nicht davon.« Er setzte sich langsam hin, eine Hand an die Stirn gepresst.

»Oh, sind wir heute Morgen nicht ganz bei Laune?« Eine braune Glasflasche und ein Paar Holzbecher standen wie durch Zauberei auf dem Waschtisch; sie schenkte etwas ein, das die Farbe von Pfützenwasser hatte, und drückte ihm den Becher in die Hand. »Versucht das; Angriff ist schließlich die beste Verteidigung.« Sie schenkte sich selbst einen großzügigen Schluck ein und trank es, als sei es Wasser.

Es war kein Wasser. Dem Geruch nach, so dachte er, war es wahrscheinlich Terpentin. Dennoch, er hatte nicht vor, sich vor einer vierzehnjährigen Hure zu blamieren; er schüttete es in einem Schluck hinunter.

Kein Terpentin, Vitriol. Die Flüssigkeit brannte sich ihren

Weg geradewegs durch seine Speiseröhre und in seine Eingeweide, wobei sie die Höhlungen seines Kopfes mit einer Wolke aus Schwefeldampf füllte. Whisky, das war es, und zwar ziemlich roher Whisky.

»Aye, das ist genau das Richtige«, sagte sie beifällig, denn sie beobachtete ihn. »Noch einen?«

Da er kein Wort herausbrachte, kniff er seine tränenden Augen zu und hielt ihr seinen Becher entgegen. Noch ein beißender Schluck, und er konnte feststellen, dass er genügend Geistesgegenwart zurückerlangt hatte, um sich nach seinen verschwundenen Kleidern zu erkundigen.

»Oh, aye. Hier drüben.« Sie hüpfte fröhlich auf wie ein Eichhörnchen und schob ein Wandpaneel beiseite, hinter dem eine Reihe von Kleiderhaken verborgen war, an denen seine Uniform und sein Unterzeug sorgfältig aufgehängt worden waren.

»Habt Ihr mich ausgezogen?«

»Ich sehe hier sonst niemanden; Ihr vielleicht?« Sie sah sich übertrieben genau im Zimmer um. Er ignorierte das und zog sich das Hemd über den Kopf.

»Warum denn?«

Er meinte, den Hauch eines Lächelns in ihren Augen aufglitzern zu sehen, obwohl sich keine Spur davon auf ihren Lippen fand.

»So viel wie Ihr getrunken hattet, wusste ich, dass Ihr bald zum Pinkeln aufwachen und Euch dann womöglich davonmachen würdet. Bleibt Ihr aber die ganze Nacht, war klar, dass Magda mir keinen anderen Kunden bringen würde.« Sie zuckte mit den Achseln, und das Hemd glitt ihr von einer ihrer hageren Schultern. »So gut hab' ich seit Monaten nicht mehr geschlafen.«

»Ich bin höchst zufrieden, Euch von Nutzen gewesen zu sein,

Madam«, sagte Grey trocken und zog sich seine Hose an. »Und wie lauten wohl die Kosten für eine ganze Nacht in Eurer charmanten Gesellschaft?«

»Zwei Pfund«, sagte sie prompt. »Ihr könnt mich jetzt bezahlen, wenn Ihr möchtet.«

Er warf ihr einen zynischen Blick zu, eine Hand an seiner Börse.

»Zwei Pfund? Wohl eher zehn Shilling. Versucht es noch einmal.«

»Zehn Shilling?« Sie versuchte, eine beleidigte Miene aufzusetzen, doch es gelang ihr nicht, womit sie ihm bestätigte, dass seine Schätzung nicht weit verfehlt gewesen war. »Nun... dann eben ein Pfund und sechs. Oder vielleicht zehn...« Sie betrachtete ihn spekulativ, und ihre kleine rosa Zunge fuhr heraus, um ihre Oberlippe zu berühren, »... wenn ich für Euch herausfinden kann, wohin er geht?«

»Wohin wer geht?«

»Der Mann aus Cornwall, nach dem Ihr Euch erkundigt habt - Trevelyan.«

Greys Kopfschmerzen schienen plötzlich nachzulassen. Er starrte sie einen Moment an, dann griff er in seine Börse. Er zog drei Pfundnoten heraus und warf sie ihr in den Schoß.

»Sagt mir, was Ihr wisst.«

Agnes schloss die Oberschenkel, die Hände dazwischen geklemmt, dicht bei ihrem Geld, und ihre Augen glitzerten vor Vergnügen.

»Was ich weiß, ist, dass er hierher kommt, aye, etwa zwei-, dreimal im Monat, aber er geht nie mit einer von den Mädchen - also konnte ich nicht herausfinden, wie es um seinen Schwanz bestellt ist.« Ihre Miene war entschuldigend.

Grey, der gerade seine Strümpfe befestigte, hielt überrascht inne.

»Was tut er denn dann?«

»Nun, er geht in Mrs. Magdas Zimmer, wie es all die reichen Leute tun - und kurze Zeit später kommt eine Frau heraus, die eins von Mags Kleidern und eine große Spitzenhaube trägt... aber es ist nicht unsere Mag. Sie ist ungefähr genauso groß, aye, hat aber weder Busen noch Hintern - und ganz schmale Schultern, wo doch Mags so fleischig ist wie ein gut gemästeter Bulle.«

Sie zog eine ihrer perfekten Augenbrauen hoch, offenbar amüsiert über seine Miene.

»Und dann geht diese... Dame... zur Hintertür hinaus in die Gasse, wo eine Sänfte auf sie wartet. Dabei habe ich sie auch schon gesehen«, sagte sie mit einer ironischen Betonung auf dem Pronomen. »Obwohl ich damals nicht wusste, wer es war.«

»Und kommt... sie... zurück?«, fragte Grey mit der gleichen Betonung.

»Aye, das tut sie. Sie bricht nach Anbruch der Dunkelheit auf und kommt kurz vor der Dämmerung zurück. Letzte Woche habe ich die Sänfenträger in der Gasse gehört, und weil ich zufällig allein war -«, sie verzog kurz das Gesicht, »bin ich aufgestanden und habe aus dem Fenster geschaut, um zu sehen, wer es war. Ich konnte nicht mehr als die Oberseite ihrer Haube und ein Stück grünen Rock sehen - aber wer es auch immer gewesen ist, ihre Schritte waren rasch und lang wie die eines Mannes.«

Dann hielt sie inne und machte ein erwartungsvolles Gesicht. Grey fuhr sich mit der Hand durch das zerzauste Haar. Sein Haarband hatte sich gelöst, während er schlief, und war nirgendwo in Sicht.

»Aber Ihr glaubt, Ihr könnt herausfinden, wohin diese... Person... geht?«

Sie nickte selbstsicher.

»Oh, aye. Ich habe zwar das Gesicht der Dame nicht gesehen, aber einen der Sänfenträger hab' ich deutlich erkannt. Zufällig ist er ein großer Kerl namens Rab, oben aus der Gegend von Fife. Er hat nicht oft Geld für eine Hure, aber wenn er es hat, fragt er nach mir. Heimweh, versteht Ihr?«

»Ja, ich verstehe.« Grey strich sich das Haar aus dem Gesicht, dann griff er erneut in seine Geldbörse. Sie spreizte die Beine genau rechtzeitig wieder und fing die Hand voll Silber zielsicher mit ihrem Rock auf.

»Seht zu, dass Rab bald Geld für Euch hat«, meinte Grey.
»Aye?«

Es klopfte an der Tür, welche sich öffnete und den Blick auf Harry Quarry freigab, der mit Stoppelbart und Triefaugen dastand, den Rock über die Schulter gehängt. Sein Hemd war am Halsausschnitt offen und nur halb in die Hose gesteckt; das Halstuch fehlte. Quarry trug zwar seine Perücke, doch sie saß schief auf seinem Ohr.

»Ich störe doch nicht, oder?«, sagte er und unterdrückte einen Rülps.

Grey ergriff hastig seinen Rock und stieg in seine Schuhe.

»Nein, ganz und gar nicht. Komme schon.«

Quarry kratzte sich die Rippen und schob dabei sein Hemd hoch, ohne es zu merken, sodass ein Stück seines behaarten Bierbauches sichtbar wurde. Er blinzelte vage in Nessies Richtung.

»Und, hattet Ihr eine gute Nacht, Grey? An der ist aber nicht viel dran, oder?«

Lord John presste zwei Finger in die Mitte seiner pulsierenden Stirn und setzte eine Miene auf, von der er hoffte, dass sie befriedigte Lüsterheit ausstrahlte.

»Ah, nun ja, Ihr kennt doch das Sprichwort: Je dichter am Knochen, desto zarter das Fleisch.«

»Wirklich?« Trotz seines heruntergekommenen Zustandes wurde Quarry ein wenig wacher und blickte an John vorbei in die Kammer. »Vielleicht probiere ich sie ja nächstes Mal aus. Wie heißt du denn, Süße?«

Grey wandte sich halb um und sah, wie sich Nessies Augen weiteten, als sie Quarry mit blutunterlaufenen Augen und geiler Miene dastehen sah. Ihr Mund verzog sich angewidert; für eine Hure hatte sie wirklich keinen Takt. Er legte eine Hand auf Quarrys Arm, um ihn abzulenken.

»Glaube nicht, dass sie Euch gefallen würde, alter Knabe«, sagte er. »Sie ist aus Schottland.«

Quarrys momentanes Interesse verschwand wie eine ausgeblasene Kerzenflamme.

»Oh, Schottland«, sagte er und rülpste leise. »Himmel, nein. Beim Klang dieser Barbarenzunge würde mein Ding auf der Stelle einschrumpfen. Nein, nein. Gebt mir ein schönes, fettes, englisches Mädchen mit einem prächtigen runden Hintern und gut im Futter, etwas, woran man sich festhalten kann.« Er zielte mit einem jovialen Schlag nach dem Hinterteil einer vorbeigehenden Magd, die diesen Anforderungen eindeutig entsprach, doch sie wich ihm geschickt aus, und er stolperte und vermied einen peinlichen Sturz nur dadurch, dass er sich an Grey festhielt. Dieser wiederum griff mit beiden Händen nach dem Türknauf, um nicht umgeworfen zu werden. Er hörte ein Kichern von Nessie und richtete sich auf, um seine Kleider zu ordnen, soweit es möglich war.

Nach diesem alles andere als würdevollen Aufbruch fanden sie sich in einer Droschke wieder, welche die Meacham Street auf eine Weise entlangratterte, die höchst ungesund für den Zustand von Greys Kopf war.

»Und, irgendetwas Nützliches herausgefunden?«, fragte Quarry und schloss ein Auge, um sich besser konzentrieren zu können, während er seinen Hosenlatz in Ordnung brachte, der

aus irgendeinem Grund schief zugeknöpft war.

»Ja«, sagte Grey und wandte den Blick ab. »Aber weiß Gott, was es bedeutet.«

Er erklärte Quarry kurz die wenig schlüssigen Dinge, die er herausgefunden hatte, woraufhin ihn dieser anblinzelte wie eine Eule.

»Ich weiß auch nicht, was das bedeutet«, sagte Quarry und kratzte sich die Halbglatze. »Aber Ihr könntet Eurem Freund, dem Konstabler, eine Nachricht zukommen lassen - ihn fragen, ob seine Männer vielleicht von einer Frau in grünem Samt gehört haben. Wenn er - oder sie etwas im Schilde führt...«

Die Kutsche bog um eine Ecke und sandte einen durchdringenden Lichtstrahl durch Greys Augen mitten ins Zentrum seines Hirns. Er gab ein leises Stöhnen von sich. Was hatte Konstabler Magruder gemeint? Einbruch, Pferdediebstahl, Straßenräuberei...

»Wunderbar«, sagte er. Er schloss die Augen und atmete tief durch, während er sich vorstellte, wie der Ehrenwerte Joseph Trevelyan wegen Brandstiftung oder Erregung öffentlichen Ärgernisses festgenommen wurde. »Das mache ich.«

Auftritt des Sänfenträgers

Am Montag kam Grey spät zum Frühstück hinunter. Die Gräfin hatte das ihre längst beendet und das Speisezimmer verlassen, doch seine Cousine saß am Tisch; zwanglos in einen Morgenrock aus Musselin gekleidet, das Haar zu einem Zopf geflochten, der ihr über den Rücken hing, öffnete sie Briefe und knabberte dabei Toast.

»Lange Nacht?«, sagte er und nickte ihr zu, während er sich auf seinen Stuhl gleiten ließ.

»Ja.« Sie gähnte und bedeckte ihren Mund geziert mit ihrer kleinen Faust. »Ein Fest bei Lady Quinton. Und bei dir?«

»Leider nicht annähernd so amüsant.« Nachdem er lange und herrlich erholsam geschlafen hatte, hatte er den Sonntagabend bei Bernard Sydell verbracht und sich endlose Beschwerden über den Mangel an Disziplin in der modernen Armee angehört, über die moralischen Defizite der jüngeren Offiziere, die Kleinlichkeit der Politiker, die erwarteten, dass Kriege ohne die entsprechende Ausrüstung ausgefochten wurden, und die Kurzsichtigkeit der derzeitigen Regierung, dazu Klagen über den Rücktritt Premier Pitts - der ebenso vernichtend kritisiert worden war, als er sich noch im Amt befand - und weitere Bemerkungen ähnlichen Stils.

Irgendwann im Lauf dieser Deklamationen hatte sich Malcolm Stubbs zur Seite gelehnt und Grey zugemurmelt: »Warum holt eigentlich niemand eine Pistole und erlöst ihn von seinem Elend?«

»Ich zahle einen Shilling für die Ehre«, hatte Grey

zurückgemurmelt, woraufhin sich Stubbs an den widerlichen Sherry verschluckt hatte, den Sydell an solchen Abenden für angemessen hielt.

Harry Quarry war nicht da gewesen. Grey hoffte, dass Harry mit dem beschäftigt war, was er »in die Wege geleitet hatte«, anstatt sich einfach nur vor dem Sherry zu drücken - denn wenn nicht bald etwas Eindeutiges in Bezug auf O'Connells Tod herausgefunden wurde, war es wahrscheinlich, dass nicht nur Sydell auf die Sache aufmerksam wurde, sondern auch Leute, die die Macht besaßen, sehr viel mehr Ärger zu verursachen.

»Was hältst du hiervon, John?« Olivias Stimme unterbrach seine Gedankengänge, und er wandte seine Aufmerksamkeit von seinem gekochten Ei ab, um zur anderen Seite des Tisches zu blicken. Mit nachdenklich gerunzelter Stirn musterte sie zwei schmale Spitzenstreifen - der eine war über die silberne Kaffeekanne drapiert, der andere hing über ihrer Hand.

»Mm.« Grey schluckte sein Ei und versuchte, sich zu konzentrieren. »Wofür?«

»Spitzenkanten für Taschentücher.«

»Die da.« Er wies mit seinem Löffel auf das Muster auf der Kaffeekanne. »Die andere ist zu maskulin.« In Wirklichkeit erinnerte ihn das erste Muster lebhaft - wenn auch nicht unangenehm - an die Spitzenkanten des Kleides, das Magda getragen hatte, die Herrin des Bordells an der Meacham Street.

Olivia brach in ein strahlendes Lächeln aus.

»Genau das habe ich auch gedacht! Exzellent; ich möchte ein Dutzend Taschentücher für Joseph nähen lassen - ich lasse dir auch ein halbes Dutzend machen, ja?«

»Gibst du jetzt schon Josephs Geld aus?«, neckte er sie. »Der Arme geht noch Bankrott, bevor ihr auch nur einen Monat verheiratet seid.«

»Ganz und gar nicht«, sagte sie leicht empört. »Es ist mein

eigenes Geld, von Papa. Ein Geschenk der Braut an den Bräutigam. Meinst du, es gefällt ihm?»

»Er wird bestimmt bezaubert sein.« Und Spitzentaschentücher passten so gut zu smaragdgrünem Samt, dachte er, von plötzlichen Gewissensbissen berührt. Überall um ihn herum schritten die Hochzeitsvorbereitungen voran, als würde eine Schlachtordnung mit Regimentern von Köchen, Bataillonen von Näherinnen und Dutzenden von Menschen aufgestellt, die zwar keine erkennbare Funktion erfüllten, aber täglich unter dem Anschein großer Wichtigkeit und Geschäftigkeit durch das Haus schwärmten. Fünf Wochen bis zur Hochzeit.

»Du hast Ei am Kragen, Johnny.«

»Ja?« Er sah an sich hinunter und schnippte sich den Krümel des Anstoßes aus den Rüschchen. »So, ist es fort?«

»Ja. Tante Bennie sagt, du hast einen neuen Kammerdiener«, sagte sie, während sie ihn weiter abschätzend betrachtete. »Dieser merkwürdige kleine Mensch. Ist er nicht etwas jung - und ungehobelt - für eine solche Stellung?«

»Es mag Mr. Byrd ein wenig an Jahren und Erfahrung mangeln«, gab Grey zu, »aber er beherrscht die Kunst einer guten Rasur.«

Seine Cousine sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an - wie seine Mutter war auch sie ein wenig kurzsichtig -, dann beugte sie sich über den Tisch, um ihm über die Wange zu streichen, eine Vertraulichkeit, die er sich gutwillig gefallen ließ.

»Oh, das fühlt sich wirklich gut an«, sagte sie beifällig. »Wie Satin. Hält er deine Garderobe gut in Ordnung?«

»Wunderbar«, versicherte er ihr und sah vor seinem inneren Auge Tom Byrd stirnrunzelnd beim Flicken des zerrissenen Rocksäumens. »Sehr dienstbeflissen.«

»Oh, gut. Dann musst du ihm sagen, dass er dafür sorgen soll,

dass dein grauer Samtrock in gutem Zustand ist. Ich hätte gern, dass du ihn zum Abendessen vor der Hochzeit trägst, und als du ihn das letzte Mal anhattest, ist mir aufgefallen, dass der Saum am Rücken im Begriff war, sich zu lösen.«

»Ich werde ihn darauf aufmerksam machen«, versicherte er ihr ernst. »Ist dies nur Sorge, dass meine Erscheinung eine Schande für deine Hochzeit ist, oder übst du dich schon in der häuslichen Sorgfalt, um dich auf die Übernahme deines eigenen Haushalts vorzubereiten?«

Sie lachte, errötete jedoch, was ihr sehr gut stand.

»Tut mir wirklich Leid, Johnny. Wie anmaßend von mir! Ich gebe zu, dass ich mir Sorgen mache. Joseph sagt mir zwar, dass ich mir um nichts Gedanken machen muss, weil sein Butler ein wahres Wunder ist - aber ich möchte nicht die Sorte Ehefrau werden, die nicht mehr als ein Schmuckstück darstellt.«

Sie sah ihn mit einem Ausdruck bangen Eifers an, und eine böse Vorahnung regte sich tief in ihm. Ganz von seinen eigenen Verantwortlichkeiten beansprucht, hatte er sich kaum die Zeit genommen, sich Gedanken darum zu machen, wie seine Nachforschungen über Joseph Trevelyan seine Cousine persönlich berühren würden, sollte sich herausstellen, dass der Mann tatsächlich krank war.

»Du bist niemals weniger als ein Schmuckstück«, sagte er ein wenig schroff, »aber ich bin mir sicher, dass jeder Mann, der etwas taugt, die wahre Natur deines Charakters erkennen kann und sie weitaus mehr schätzt als deine äußerliche Erscheinung.«

»Oh.« Sie errötete noch tiefer und senkte ihre Wimpern. »Oh, danke. Wie liebenswürdig von dir, das zu sagen.«

»Aber nicht doch. Soll ich dir einen Hering holen?«

Sie aßen einige Zeit in kameradschaftlichem Schweigen, und Johns Gedanken hatten begonnen, sich seinen Plänen für den Tag zuzuwenden, als Olivias Stimme ihn in die Gegenwart zurückholte.

»Hast du noch nie selbst daran gedacht zu heiraten, John?«

Er nahm ein Brötchen aus dem Korb auf dem Tisch und zwang sich, nicht die Augen zu verdrehen. Die frisch Verlobten und Verheirateten beiderlei Geschlechts hielten es unweigerlich für ihre heilige Pflicht, andere dazu zu drängen, sich ihrem Glückszustand anzuschließen.

»Nein«, sagte er gleichmütig und brach ein Stück von seinem Brötchen ab. »Ich sehe keinen dringenden Grund, mir eine Frau zuzulegen. Ich habe weder ein Anwesen noch einen Haushalt, der einer Herrin bedürfte. Und was den Erhalt des Familiennamens angeht, macht Hal seine Sache doch angemessen.« Hals Frau Minnie hatte ihrem Mann gerade den dritten Sohn geschenkt - Jungen lagen bei den Greys in der Familie.

Olivia lachte.

»Nun, das ist wahr«, pflichtete sie ihm bei. »Und wahrscheinlich genießt du es ja, den lustigen Junggesellen zu spielen, wo doch die ganze Damenwelt bei deinem Anblick in Ohnmacht fällt. Das ist wirklich wahr.«

»Oh, das.« Er winkte mit dem Buttermesser ab und wandte seine Aufmerksamkeit erneut dem Brötchen zu. Olivia schien seinen Wink zu verstehen und widmete sich den Mysterien einer Portion Fruchtkompott, sodass er seine Gedanken ordnen konnte.

Die Nachforschungen über die Familie Stokes hatten erbracht, dass sie ein polyglotter Haufen war und von einem griechischen Matrosen abstammte, der etwa vierzig Jahre zuvor sein Schiff in London im Stich gelassen hatte, woraufhin er prompt ein Mädchen aus Cheapside kennen gelernt und geheiratet hatte, ihren Namen angenommen hatte - klugerweise, da sein eigener Aristopoulos Xenokratides lautete - und sich niedergelassen hatte, um sodann zahlreiche Nachkommen in die Welt zu setzen, von denen die meisten prompt zur See zurückgekehrt waren wie

laichende Wassermolche. Iphigenia, durch den Zufall ihres Geschlechts an Land verbannt, verdiente sich ihren Lebensunterhalt dem äußeren Anschein nach mit der Nähnadel, hatte sich aber von den diversen Herren, mit denen sie im Lauf der Zeit zusammengelebt hatte und von denen Sergeant O'Connell der letzte gewesen war, bei Gelegenheit finanziell unter die Arme greifen lassen.

Grey hatte Malcolm Stubbs darauf angesetzt, die weiteren Verbindungen der Familie auszukundschaften, hatte jedoch wenig Hoffnung, dass dies etwas Hilfreiches zutage fördern würde.

Was Finbar Scanion und seine Frau betraf...

»Bist du je verliebt gewesen, John?«

Er blickte erschrocken auf und sah, dass Olivia ihn ernst über die Teekanne hinweg anschaute. Offensichtlich hatte sie ihre Nachfragen doch nicht eingestellt, sondern war nur mit der Vertilgung ihres Frühstücks beschäftigt gewesen.

»Nun... ja«, sagte er gedehnt, unsicher, ob dies nur verwandtschaftliche Neugier war oder möglicherweise mehr.

»Aber ihr habt nicht geheiratet. Warum nicht?«

Warum nicht, in der Tat. Er holte tief Luft.

»Es war nicht möglich. Der Tod hat es verhindert.«

Ein Schatten fiel auf ihr Gesicht, und ihre vollen Lippen zitterten vor Mitgefühl.

»Oh«, murmelte sie und sah auf ihren leeren Teller hinunter.
»Das ist *furchtbar* traurig, Johnny. Es tut mir so Leid.«

Er zuckte schwach lächelnd mit den Achseln, um sich für ihr Mitgefühl zu bedanken, ohne sie jedoch zu weiteren Fragen zu ermuntern.

»Irgendwelche interessanten Briefe?«, fragte er und wies mit dem Kinn auf den kleinen Papierstapel neben ihrem Teller.

»Oh! Ja, das hätte ich fast vergessen - hier sind deine.« Sie

blätterte den Stapel durch, beförderte zwei an ihn adressierte Schriftstücke ans Tageslicht und reichte sie ihm hinüber.

Die erste Note, die von Magruder stammte, war kurz, aber fesselnd. Sergeant O'Connells Uniform - oder zumindest der Rock - war gefunden worden. Der Händler, in dessen Laden man sie entdeckt hatte, sagte, ein irischer Soldat, der ebenfalls eine Uniform trug, habe ihn gebracht.

»Ich habe mich persönlich zu ihm begeben, um ihn zu befragen«, schrieb Magruder, »aber der Mann konnte nicht mit Sicherheit sagen, welchen Rang dieser Ire bekleidet hatte oder welchem Regiment er angehörte - und ich wollte keinen Druck auf ihn ausüben, weil ich Angst hatte, dass seine Erinnerung den Mann in einen walisischen Korporal oder einen Grenadier aus Cornwall verwandeln würde. Er hat geglaubt, der Mann verkaufe einen seiner eigenen Röcke, was auch immer von dieser Beobachtung zu halten ist.«

Obwohl er ungeduldig nach weiteren Details gierte, sah sich Grey gezwungen, Magruders instinktive Vernunft und Umsicht anzuerkennen. Übertrieb man es beim Befragen eines Zeugen, erzählte einem dieser, was er glaubte, das man hören wollte. Es war viel besser, wiederholt wenig zu fragen als den Zeugen beim Verhör zu bombardieren doch die Zeit war knapp.

Dennoch, Magruder hatte alles herausbekommen, was sich mit Sicherheit sagen ließ. Natürlich war der Rock von sämtlichen Knöpfen und Abzeichen befreit gewesen, doch man konnte noch sehen, dass er einem Sergeant des 47sten gehört hatte. Zwar schrieb die Regierung gewisse Spezifikationen für die Armeebekleidung vor, doch wenn ein Privatier sein eigenes Regiment aufstellte und finanzierte, besaß er das Privileg, die Uniformen für besagtes Regiment zu entwerfen. Im Fall des 47sten war es Hals Frau, die die Muster der Offiziersröcke beigesteuert hatte. Diese hatten einen schmalen Lederstreifen an der Außenseite des Ärmels, der mithalf, die Blicke auf sich zu ziehen, wenn ein Arm zum Kommando geschwenkt wurde. Der

Rock eines Sergeants war zwar aus weniger gutem Material und weniger elegant geschnitten, doch auch er trug diesen Streifen.

Grey nahm sich vor, dafür zu sorgen, dass jemand die anderen Sergeanten des Regiments überprüfte, um sicher zu gehen, dass keiner von ihnen einen alten Rock verkauft hatte - jedoch nur um der Gründlichkeit willen. Magruder hatte den Rock nicht nur beschrieben und eine grobe Zeichnung des Kleidungsstücks beigelegt, sondern auch angemerkt, dass das Futter des Rocks an der einen Seite abgelöst war und die Stiche anscheinend aufgeschnitten, nicht aufgerissen waren.

Nun, das erklärte, wo O'Connell seine Beute aufbewahrt hatte, wenn auch nicht, wo sie sich jetzt befand. Grey biss in seinen kalten Toast und griff nach dem zweiten Brief, der Harry Quarrys kühne, schwarze Krakelschrift trug. Diese Note war noch kürzer.

»Treffpunkt St.-Martin-in-the-Fields, morgen sieben Uhr«, stand dort, und die Signatur war nur ein großes, hastiges »Q«. »P.S. Zieht eine alte Uniform an.«

Er hatte den Blick immer noch stirnrunzelnd auf diese knappe Mitteilung gerichtet, als Tom Byrd seinen Kopf entschuldigend ins Zimmer steckte.

»Mylord? Verzeiht, Sir, aber Ihr habt doch gesagt, falls ein kräftiger Schotte kommt...«

Grey war bereits aufgestanden und ließ Olivia mit offenem Mund zurück.

Rab, der Sänfenträger, war groß und kräftig und hatte ein dummes, düsteres Gesicht, das sich auf Greys Begrüßung hin mühsam zu einer mürrischen Miene erhellte.

»Agnes hat gesagt, Ihr würdet für eine Auskunft bezahlen«, brummte er, ohne den Blick so recht von dem bronzenen Planetarium abwenden zu können, das auf dem Tisch am Fenster der Bibliothek stand und auf dessen eleganten Armen und kreisenden Kugeln sich die Morgensonne fing.

»So ist es«, sagte Grey prompt, denn er wollte den Mann loswerden, bevor womöglich seine Mutter herunterkam und anfang, Fragen zu stellen. »Wie lautet die Auskunft?«

Rabs blutunterlaufene Augen erwiderten seinen Blick und legten dabei etwas mehr Intelligenz an den Tag als der Rest seiner Erscheinung.

»Wollt Ihr denn nicht zuerst den Preis hören?«

»Nun gut. Was verlangt Ihr?« Er konnte die Stimme der Gräfin hören, die im ersten Stock ein Lied trällerte.

Der Mann streckte seine dicke Zunge heraus und fuhr sich nachdenklich damit über die Oberlippe.

»Zwei Pfund?«, sagte er und versuchte, trotzig und gleichgültig zu klingen, ohne jedoch den zögerlichen Unterton seiner Stimme verbergen zu können. Zwei Pfund waren offensichtlich ein beinahe unvorstellbares Vermögen; er glaubte zwar nicht, dass es tatsächlich sein Eigen werden würde, war jedoch gewillt, es zu versuchen.

»Wie viel bekommt Agnes davon?«, fragte Grey. »Ich werde sie wieder sehen, und ich werde sie fragen, um sicher zu gehen, dass sie ihren Anteil bekommen hat.«

»Oh. Ah...« Rab kämpfte einen Augenblick mit der Divisionsaufgabe, dann zuckte er mit Achseln. »Gut, dann die Hälfte.«

Grey war überrascht über diese Großzügigkeit - und noch mehr überraschte ihn, dass Rab seine Reaktion bemerkte.

»Ich habe vor, sie zu heiraten«, sagte der Mann schroff. Er kniff ein Auge zusammen und fixierte ihn mit starrem Blick, als wollte er ihn ermahnen, diese Aussage nur ja ernst zu nehmen. »Wenn sie aus ihrem Kontrakt freigekauft ist, aye?«

Grey biss sich auf die Zunge, um nicht mit einer unvorsichtigen Antwort auf diese verblüffende Enthüllung zu reagieren, und griff nur kopfnickend in seine Geldbörse. Er legte

das Silber auf den Tisch, legte jedoch seine Hand darüber.

»Was wollt Ihr mir also sagen?«

»Ein Haus namens ›Lavender‹ an der Barbican Street. In der Nähe des Lincoln's Inn. Ein großes Haus - macht von außen nicht viel her, aber innen ist es ein Palast.«

Grey spürte plötzlich ein kaltes Gewicht in der Magengrube, als hätte er eine Bleikugel verschluckt.

»Ihr seid in dem Haus gewesen?«

Rab bewegte eine seiner kräftigen Schultern und schüttelte den Kopf.

»Nicht doch. Nur bis zur Tür. Aber ich konnte sehen, dass sie Teppiche wie diesen hier hatten -«, er wies mit dem Kinn auf den seidenen Kermanshah auf dem Boden neben dem Schreibtisch, »- und Bilder an der Wand.« Er hob sein Kinn, das an einen Rammbock erinnerte, und deutete auf das Gemälde über dem Kaminsims, das Greys Großvater väterlicherseits zu Pferde zeigte. Der Sänfenträger dachte so angestrengt nach, dass er die Stirn runzelte.

»Ich konnte ein Stück weit in eins der Zimmer sehen. Da stand ein... Ding. Nicht ganz so wie dieses hier -«, er deutete auf das Planetarium, »aber so ähnlich, versteht Ihr. Wie Teile eines Uhrwerks.«

Das Gefühl der Kälte und Schwere nahm zu. Nicht, dass seit dem Beginn von Rabs Erzählung noch ein Zweifel möglich gewesen wäre.

»Die... Frau, die Ihr dort abgeholt habt«, überwand sich Grey zu fragen. »Wisst Ihr ihren Namen? Habt Ihr sie auch dort hingebracht?«

Rab schüttelte gleichgültig den Kopf. In seinem ochsengleichen Gesicht deutete nichts darauf hin, ob er wusste, dass die von ihm beförderte Person in Wirklichkeit eine Frau war oder dass das ›Lavender House‹ nicht einfach eines von

vielen reichen Londoner Häusern war.

Der Form halber stellte Grey noch ein paar andere Fragen, doch er erfuhr nichts weiter von Wert, und schließlich zog er seine Hand zurück und trat einen Schritt zur Seite. Er signalisierte Rab mit einem Kopfnicken dass er sich seinen Lohn nehmen konnte.

Der Sänftenträger war wahrscheinlich ein paar Jahre jünger als Grey, doch seine Hände waren verknöchert, in der Biegung erstarrt, als führe er fortwährend seinen Beruf aus. Grey sah zu, wie seine dicken Finger die Münzen mühsam einzeln ergriffen, und ballte die Hände in den Falten seines Morgenrocks zu Fäusten, um den Impuls zu unterdrücken, es für ihn zu tun.

Die Haut an Rabs Händen war so dick wie Horn, seine Handflächen voll gelber Schwielen. Die Hände selbst waren breit und von unverhohlener Kraft, und auf den knotigen Gelenken sprossen schwarze Haare. Grey brachte den Sänftenträger persönlich zur Tür und stellte sich dabei voll morbider Verwunderung diese Hände auf Nessies seidiger Haut vor.

Er schloss die Tür und lehnte sich mit dem Rücken dagegen, als sei er um ein Haar einem Verfolger entkommen. Sein Herz schlug schnell. Dann begriff er, dass er sich Rabs brutale Umklammerung an seinen eigenen Handgelenken vorstellte, und schloss die Augen.

Ein Schweißfilm überzog seine Oberlippe und seine Schläfen, obwohl das Gefühl innerlicher Kälte nicht nachgelassen hatte. Er kannte das Haus nahe dem Lincoln's Inn, das man »Lavender« nannte. Und hatte gedacht, er würde es nie wieder sehen oder davon hören.

Königinnen der Nacht

Die Pferde klapperten mit reichlich Tempo über den dunklen Platz, jedoch nicht so schnell, dass er nicht trotzdem die Reihe der Pissoirhäuschen ausmachen konnte oder die vagen Gestalten, die sie umstanden, kaum sichtbar wie die Motten, die bei Anbruch der Nacht durch den Garten seiner Mutter huschten, angezogen vom Parfüm der Blumen. Er atmete bewusst tief durch das geöffnete Fenster ein. Ein ganz anderes Parfüm wehte ihm von den Pissoirs entgegen, säuerlich und beißend. Und schwächer, fast nur Erinnerung, der Schweißgeruch von Panik und Verlangen - auf seine Weise nicht weniger verlockend als es der Duft der Nicotiana für die Motten war.

Die Pissoirs am Lincoln's Inn waren berüchtigt, sogar noch mehr als die dunklen Rückzugsorte der Arkaden an der Royal Exchange. Ein kleines Stück weiter klopfte er mit seinem Stock an die Decke, und die Kutsche kam zum Halten. Er bezahlte den Fahrer und wartete dann, bis die Kutsche völlig verschwunden war, bevor er in die Barbican Street einbog.

Die Barbican Street zog sich in einer Kurve über etwa eine Viertelmeile hin und wurde durch den Fleet geteilt, den eine schmale Brücke überspannte. Dennoch war sie von großer Vielfalt erfüllt, am einen Ende eine Mischung aus Krämerläden und lärmigen Wirtshäusern, die allmählich den Häusern unbedeutender Kaufleute wichen und an der Brücke abrupt vor einer kleinen, halbmondförmig angeordneten Zeile großer Häuser endeten, die mit der Rückseite zur Straße standen und ihre Fassaden hochnäsig einem privaten Park zugewandt hatten.

Eines davon war das »Lavender House«.

Grey hätte problemlos mit der Kutsche bis zu diesem Platz fahren können, doch er hatte am anderen Ende der Barbican Street beginnen und sich seinem Ziel langsamer zu Fuß nähern wollen. Der Weg würde ihm Zeit lassen, sich vorzubereiten - hoffte er zumindest.

Es war fast fünf Jahre her, dass er zuletzt einen Fuß auf die Barbican Street gesetzt hatte, und er hatte sich in der Zwischenzeit sehr verändert. Hatte sich der Charakter dieser Gegend ebenfalls verändert?

Seinem ersten Eindruck nach nicht. Es war sehr dunkel auf der Straße, die nur dann und wann durch Licht, das aus einem Fenster fiel, und den Schimmer des umwölkten Halbmondes beleuchtet wurde, doch es herrschte reges Treiben, zumindest am Anfang der Straße, wo zahlreiche Wirtshäuser für Verkehr sorgten. Menschen - zum Großteil Männer - schlenderten auf und ab, begrüßten und berührten ihre Freunde oder standen in kleinen Gruppen um die Eingänge der Schänken herum. Alergeruch stieg süß und durchdringend auf, vermischt mit den Aromen von Rauch, Roastbeef - und Menschenkörpern, die scharf nach Alkohol und dem Schweiß ihres Tagwerks rochen.

Er hatte sich Straßenkleider von einem Dienstboten seiner Mutter geliehen und trug das Haar in einem schweren Zopf, der mit einem Lederriemchen zusammengebunden war. Ein Schlapphut verbarg seine blonde Farbe. Es gab nichts, was ihn äußerlich von den Färbern und Walkern, Schmieden und Webern, Bäckern und Metzgern unterschieden hätte, die hier ihr Revier hatten, und er schritt unerkannt durch die siedende Menge. Unerkannt, solange er nicht sprach - doch das würde auch kaum nötig sein, bis er das »Lavender House« erreichte. Bis dahin umtoste ihn der Strudel der Barbican Street, dunkel und berauschend wie die biergeschwängerte Luft.

Ein Trio lachender Männer strich an ihm vorüber und zog

eine Duftwolke aus Hefe, Schweiß und frischem Brot nach sich - Bäcker.

»Hast du gehört, was die *Schlampe* zu mir gesagt hat?«, wollte einer in gespielter Entrüstung wissen. »Wie kann er sich unterstehen!«

»Ach, komm schon, Betty. Wenn du nicht willst, dass man dir deinen süßen, runden Arsch versohlt, stell ihn nicht so zur Schau!«

»Zur Schau - ich zeig's *dir* gleich, du...!«

Sie verschwanden in der Dunkelheit, lachten und schubsten einander herum. Grey ging weiter. Allem Ernst seines Vorhabens zum Trotz war ihm plötzlich weniger beklommen zumute.

Königinnen der Nacht. Es gab vier oder fünf Straßen in London, die solchen Männern als Treffpunkt dienten und jenen mit entsprechenden Neigungen gut bekannt waren, doch es war lange her, dass er eine solche Straße nach Einbruch der Dunkelheit betreten hatte. Mindestens drei der sechs Wirtshäuser an der Barbican Street wandten sich gezielt an ein solches Publikum. Ihre Kundschaft waren Männer auf der Suche nach Essen und Trinken und der Freude an der Gesellschaft - und an den Körpern - anderer Männer, ohne Scham und unter Gleichgesinnten.

Gelächter umspülte ihn, während er unbemerkt weiterging. Hier und dort fing er die »Mädchenamen« auf, die die Männer unter sich benutzten und im Scherz oder als beiläufige Anspielung austauschten. Nancy, Fanny, Betty, Mrs. Anne, Miss »Ding«... Er ertappte sich dabei, dass er über die ausgelassenen Neckereien lachte, die er hörte, wenn er auch selbst niemals Neigungen in derartiger Richtung verspürt hatte.

War Joseph Trevelyan einer von ihnen? Er hätte schwören können, dass es nicht so war; selbst jetzt war es ihm absolut unvorstellbar. Andererseits wusste er, dass auch seine

Bekannten in der Gesellschaft und den Militärkreisen Londons so gut wie einstimmig auf die Bibel geschworen hätten, dass Lord John Grey im Leben nicht, unter keinen Umständen...

»Jetzt seht Euch heute Abend unsere Miss Irons an!« Eine laute Stimme, die sich im Tonfall widerwilliger Bewunderung erhob, ließ ihn den Kopf wenden. Auf dem fackelbeschiedenen Vorplatz des Wirtshauses »Three Goats« hielt unter großem Lärm »Miss Irons« Hof - ein kräftiger junger Mann mit breiten Schultern und einer Knollennase, der offenbar mit seinen Kameraden auf dem Weg zu einem Maskenball in Vauxhall eine Erfrischungspause eingelegt hatte.

Mit fröhlichem Übermut gepudert und geschminkt, mit einem Kleid aus karmesinrotem Satin und einer gerüschten Kopfbedeckung aus Goldstoff angetan, saß Miss Irons auf einem Fass und wies von diesem Aussichtspunkt aus die Liebeserklärungen mehrerer maskierter Herren zurück - und bediente sich dabei einer Mischung aus Flirtkunst und Verachtung, die jeder Herzogin gut zu Gesicht gestanden hätte.

Grey blieb bei diesem Anblick abrupt stehen, fasste sich dann aber wieder und zog sich hastig auf die andere Straßenseite zurück, um in der Dunkelheit unterzutauchen.

Trotz der Aufmachung erkannte er »Miss Irons« - die bei Tag ein gewisser Egbert Jones war, jener fröhliche junge Schmied aus Wales, der den schmiedeeisernen Zaun repariert hatte, der den Kräutergarten seiner Mutter umgab. Er war überzeugt, dass auch Miss Irons ihn trotz seiner Verkleidung erkennen würde - was angesichts ihres angetrunkenen Zustandes das Letzte war, was er sich jetzt wünschte.

Er erreichte die Zuflucht der Brücke, die hilfreicherweise an beiden Enden von großen Steinpfeilern in Schatten getaucht wurde, und versteckte sich hinter einem davon. Sein Herz klopfte, und das Blut war ihm in die Wangen gestiegen, und zwar nicht vor Anstrengung, sondern vor Schreck. Doch es

erklang kein Ruf hinter ihm, und er beugte sich vor, um die Hände auf die Mauer zu stützen und sich das erhitzte Gesicht von der Luft kühlen zu lassen, die vom Fluss aufstieg.

Mit ihr stieg auch ein durchdringender Geruch nach Abwasser und Fäulnis auf. Drei Meter unter dem Brückenbogen kroch das dunkle, stinkende Wasser des Fleet vorbei. Es erinnerte ihn an Tim O'Connells trauriges Ende, und er richtete sich langsam auf.

Was war der Grund für dieses Ende gewesen? Der Lohn eines Spions, in Blut gezahlt, um die Bedrohung des Verrats auszuräumen? Oder etwas Persönlicheres?

Zutiefst persönlich. Dieser Gedanke kam ihm mit plötzlicher Gewissheit, als er jetzt vor seinem inneren Auge erneut den Absatzabdruck auf O'Connells Stirn sah. Jeder hätte den Sergeant umbringen können, aus diversen Motiven - doch diese letzte Entwürdigung war eine gezielte Beleidigung, die als Signatur des Verbrechens hinterlassen worden war.

Scanions Hände waren unverletzt, Francine O'Connells Hände auch. Doch O'Connell war nicht durch die Hand eines Einzelnen gestorben, und die Iren sammelten sich wie Flöhe in der Stadt; fand man einen, waren ein Dutzend weitere in der Nähe. Scanion hatte mit Sicherheit Freunde oder Verwandte. Er hätte furchtbar gern die Absätze von Scanions Schuhen untersucht.

Es standen noch mehr Männer an der Mauer; einer war von ihm abgewandt und zupfte an seiner Hose, als wollte er Wasser lassen, ein anderer schlenderte auf diesen zu. Grey spürte auch jemanden in seiner Nähe und drehte sich abrupt um; er spürte den Mann hinter sich zögern, dann ein pustendes Ausatmen, wie ein hörbares Schulterzucken, als der Fremde sich abwandte.

Besser, wenn er weiterging. Doch er hatte sich kaum wieder auf den Weg gemacht, als er ein paar Meter hinter sich im Schatten einen erschrockenen Ausruf hörte, der von den Geräuschen eines kurzen Gerangeis gefolgt wurde.

»Oh, Ihr unverschämter Kerl!«

»Was wollt - hey! Mmpf!«

»Oh? Nun, wenn's dir anders lieber wäre, Schätzchen...«

»He! Loslassen!«

Grey standen die Nackenhaare zu Berge, als er die aufgeregte Stimme erkannte. Er fuhr auf dem Absatz herum und bewegte sich automatisch auf die Auseinandersetzung zu, bevor sein Verstand begriffen hatte, was er im Begriff war zu tun.

Zwei schattenartige Gestalten rangen schwankend miteinander. Er packte die größere von ihnen knapp oberhalb des Ellbogens und drückte fest zu.

»Lasst ihn in Ruhe«, sagte er im Soldatenton. Dessen Härte ließ den Mann zusammenfahren und zurücktreten, und er schüttelte Greys Hand ab. Der blasse Mondschein gab ein langes Gesicht preis, das zwischen Verwirrung und Wut gefangen war.

»Oh, aber ich hab' doch nur -«

»Lasst ihn in Ruhe«, wiederholte Grey, leiser diesmal, aber nicht weniger drohend. Das Gesicht des Mannes veränderte sich, und er setzte eine Miene voll verletzter Würde auf, während er seine Hose schloss.

»Tut mir wirklich Leid. Wusste ja nicht, dass Ihr schon ein Auge auf ihn geworfen hattet.« Er wandte sich ab und rieb sich demonstrativ den Arm, doch Grey beachtete ihn nicht, da er anderweitig beschäftigt war.

»Was in Gottes Namen macht Ihr hier?«, fragte er mit leiser Stimme.

Tom Byrd schien ihn nicht gehört zu haben; der Mund in seinem runden Gesicht stand vor Erstaunen offen.

»Dieser Kerl ist einfach so angekommen und hat mir sein Ding in die Hand gedrückt!« Er starrte seine offene Handfläche an, als erwartete er, das fragliche Objekt immer noch in seinem Griff vorzufinden.

»Oh.«

»Ja! Ich schwör's bei meiner Christenlehre, das hat er getan! Und dann hat er mich geküsst und hat mir die Hand in die Hose geschoben und mich an den Eiern gepackt! Warum in aller Welt hat er das wohl gemacht?«

Grey war versucht zu antworten, dass er nicht die geringste Ahnung hätte, doch stattdessen nahm er Byrd beim Arm und zog ihn außer Hörweite der Neugierigen auf der Brücke.

»Ich wiederhole - was macht Ihr hier?«, fragte er, als sie die Zuflucht eines Hauses erreichten, dessen Tor von zwei Goldregenbüschen geschützt war, deren Blüten im Mondschein weiß leuchteten.

»Oh, ah.« Byrd erholte sich rasch von seinem Schrecken. Er rieb sich die Handfläche an seinem Oberschenkel ab und richtete sich kerzengerade auf.

»Nun, Sir - Mylord, meine ich..., ich habe Euch aus dem Haus gehen sehen und dachte, vielleicht hättet Ihr gern Rückendeckung. Ich meine -«, er warf einen raschen Blick auf Greys unorthodoxe Aufmachung, »- ich dachte, Ihr wärt bestimmt irgendwohin unterwegs, wo es gefährlich werden könnte.« Er blickte hinter sich in Richtung der Brücke und hatte offensichtlich ganz den Eindruck, dass die jüngsten Ereignisse dort seinen Verdacht bestätigten.

»Ich versichere Euch, Tom, dass ich mich nicht in Gefahr befinde.« Byrd dagegen schon; die meisten der Männer hier wollten sich zwar nur amüsieren, doch ging es an solchen Orten auch oft genug rau zu, und so mancher ließ sich nicht mit einem Nein abspesen - von ganz normalen Straßenräubern gar nicht zu reden.

Grey blickte die Straße entlang; er konnte den Jungen nicht an den Wirtshäusern vorbeischicken, nicht allein.

»Nun gut, dann kommt mit mir«, sagte er kurz entschlossen. »Ihr könnt mich zu dem Haus begleiten; von dort werdet Ihr nach Hause gehen.«

Byrd folgte ihm ohne Widerrede; er war gezwungen, den jungen Mann am Arm zu nehmen und ihn an seine Seite zu ziehen - sonst ging der Junge automatisch hinter Grey her, und das war hier zu gefährlich.

Ein Mann in den mittleren Jahren, der einen Hut schräg in der Stirn trug, schlenderte an ihnen vorbei und warf Byrd einen durchdringenden Blick zu. Grey spürte, wie der Junge den Blick auffing und dann abrupt die Augen abwandte.

»Mylord«, flüsterte er.

»Ja?«

»Diese Kerle hier in der Gegend. Sind das... Sodomiten?«

»Viele von ihnen, ja.«

Byrd stellte keine weiteren Fragen. Nach einer Weile ließ Grey den Arm des Jungen los, und sie durchschritten schweigend das weniger geschäftige Ende der Straße. Grey spürte, wie ihn seine vorherige Anspannung erneut überkam, umso unangenehmer jetzt, weil das kurze Zwischenspiel vor Byrds Auftauchen ihm alles wieder in Erinnerung gerufen hatte.

Er hatte es vergessen gehabt. Kaum überraschend; er hatte sich alle Mühe gegeben, jene Jahre nach Hectors Tod zu vergessen. Er hatte das Jahr nach Culloden wie ein Schlafwandler verbracht, in Cumberland's Truppe, während diese die Highlands von den Rebellen säuberte, hatte seinen Soldatendienst getan, allerdings wie im Traum. Doch als er schließlich nach London zurückgekehrt war, hatte er das Erwachen in einer Welt, in der es keinen Hector gab, nicht mehr verhindern können.

In jener schlimmen Zeit war er hierher gekommen und hatte im besten Falle Ablenkung, im schlimmsten das Vergessen gesucht. Letzteres hatte er gefunden, sowohl im Alkohol als auch in körperlicher Lust, und ihm war klar, wie viel Glück er gehabt hatte, beide Erfahrungen unversehrt zu überleben - obwohl damals das Überleben die letzte seiner Sorgen gewesen

war.

Doch was er in den Jahren, die seitdem vergangen waren, vergessen hatte, war der schlichte, unaussprechliche Trost eines Daseins - und mochte es noch so kurz sein - ohne Verstellung. Er hatte das Gefühl, bei Byrds Auftauchen eine Maske aufgesetzt zu haben, sie jetzt aber ein wenig schief zu tragen.

»Mylord?«

»Ja?«

Byrd holte tief und zitternd Luft, sodass er sich nach dem Jungen umsah. Trotz der Dunkelheit war seinen geballten Fäusten anzusehen, wie heftig seine Gefühle waren.

»Mein Bruder. Jack. Glaubt Ihr, er - seid Ihr hier, um ihn zu suchen?«, platzte Byrd heraus.

»Nein.« Grey zögerte, dann berührte er Byrd sanft an der Schulter. »Habt Ihr denn irgendeinen Grund zu der Annahme, dass er hier sein könnte - oder an einem ähnlichen Ort?«

Byrd schüttelte den Kopf, nicht um die Frage zu verneinen, sondern aus schierer Hilflosigkeit.

»Ich weiß es nicht. Ich - ich hätte nie gedacht... ich weiß es nicht, Sir, das ist die Wahrheit.«

»Hat er eine Frau? Ein Mädchen vielleicht, mit dem er ausgeht?«

»Nein«, sagte Byrd elend. »Aber Jack ist ein sparsamer Mensch. Hat immer gesagt, dass er erst heiraten werde, wenn er sich eine Frau leisten könne, warum also vorher den Ärger herausfordern?«

»Klingt, als sei Euer Bruder ein kluger Mann«, sagte Grey mit dem Hauch eines Lächelns in der Stimme. »Und ein Ehrenmann.«

Byrd holte noch einmal tief Luft und wischte sich flüchtig mit dem Handrücken über die Nase.

»Aye, Sir, das ist er.«

»Nun denn.« Grey wandte sich ab, wartete aber noch einen Moment, bis Byrd sich ebenfalls in Bewegung setzte.

Das »Lavender House« war groß, aber alles andere als auffällig. Nur die Marmorkübel mit duftendem Lavendel, die zu beiden Seiten der Tür standen, unterschieden es von den Häusern zur Rechten und zur Linken. Die Vorhänge waren zugezogen, doch dann und wann gingen Schatten dahinter vorbei, und das Murmeln von Männerstimmen und gelegentliches Gelächter sickerte durch den Samt.

»Es hört sich genauso an wie das, was in diesen Herrenclubs an der Curzon Street vor sich geht«, sagte Byrd, der leicht verwundert klang. »Das habe ich schon einmal erlebt.«

»Es ist ja auch ein Herrenclub«, sagte Grey ein wenig grimmig. »Für eine gewisse Sorte von Herren.« Er zog seinen Hut ab, band sein Haar los und schüttelte es aus, sodass es ihm über die Schultern hing; die Zeit für Verkleidungen war vorüber.

»Jetzt müsst Ihr heimgehen, Tom.« Er wies zur anderen Seite des Parks. »Seht Ihr das Licht da hinten am Ende? Gleich dahinter ist eine Gasse; sie führt Euch zu einer Hauptstraße. Hier - nehmt etwas Geld für eine Droschke mit.«

Byrd nahm die Münze in Empfang, schüttelte aber den Kopf.

»Nein, Mylord. Ich gehe mit Euch bis zur Tür.«

Er sah Byrd überrascht an. Aus den zugehängten Fenstern drang so viel Licht, dass er sowohl die getrockneten Tränen in Byrds Gesicht sehen konnte als auch die entschlossene Miene dahinter.

»Ich will, dass diesen sodomitischen Schweinen klar ist, dass jemand weiß, wo Ihr seid. Nur für alle Fälle, Mylord. «

Auf sein Klopfen hin öffnete sich die Tür sofort und gab einen Butler in Livree preis, der Greys Garderobe äußerst geringschätzig musterte. Dann hob sich sein Blick und fiel auf

sein Gesicht, und Grey registrierte die kaum merkliche Veränderung seiner Miene. Grey war kein Mensch, der sich auf sein Aussehen verließ, doch er war sich bewusst, dass es bisweilen seine Wirkung nicht verfehlte.

»Guten Abend«, sagte er und überschritt die Schwelle, als gehörte das Haus ihm. »Ich wünsche den derzeitigen Besitzer dieses Etablissements zu sprechen.«

Der Butler trat erstaunt beiseite, und er merkte, wie die Gedankengänge des Mannes angesichts seiner Ausdrucksweise und seiner Manieren, die so gar nicht zu seiner Kleidung passten, rapide die Richtung wechselten. Doch der Mann war gut ausgebildet und ließ sich nicht so leicht überrumpeln.

»In der Tat, Sir«, sagte der Butler, ohne sich zu einer Verbeugung durchzuringen. »Und Euer Name?«

»George Everett«, sagte Grey.

Das Gesicht des Butlers verlor jeden Ausdruck.

»In der Tat, Sir«, wiederholte er hölzern. Er zögerte und war sichtlich unentschlossen, was er tun sollte. Grey erkannte den Mann zwar nicht, doch dieser hatte George eindeutig gekannt - oder wusste von ihm.

»Nennt diesen Namen bitte Eurem Herrn«, sagte Grey freundlich. »Ich werde ihn in der Bibliothek erwarten.«

Er setzte sich nach links in Bewegung, vorbei an dem Tisch mit dem Uhrwerk in Form eines Männerkörpers, in die Richtung, wo sich, wie er wusste, die Bibliothek befand. Der Butler streckte die Hand aus, als wollte er ihn aufhalten, erstarrte dann jedoch, weil ihn etwas vor dem Haus ablenkte.

»Wer ist denn das?«, sagte er, gründlich erschrocken.

Als Grey sich umdrehte, sah er Tom Byrd im Licht stehen, das zur Tür hinausfiel - mit finsterem Blick, die Fäuste geballt und das Kinn so weit vorgeschoben, dass sich seine unteren Schneidezähne in seine Oberlippe gruben. Von seinen

Abenteuern mit Schlamm bespritzt, sah er aus wie ein Wasserspeier, den jemand von seinem Aussichtspunkt gestürzt hatte.

»Das, Sir, ist mein Kammerdiener«, sagte Grey höflich, wandte sich ab und schritt weiter den Flur entlang.

Es befanden sich ein paar Männer in der Bibliothek, die am Kamin auf Sesseln saßen und beim Brandy plauderten, ihre Zeitung auf dem Schoß. Es hätte auch die Bibliothek im »Beefsteak« sein können, nur dass jedes Gespräch bei Greys Eintreten abrupt abbrach und sich ein halbes Dutzend abschätzender Augenpaare unverhüllt auf ihn richtete.

Glücklicherweise kannte er keinen von ihnen, und sie ihn auch nicht.

»Meine Herren«, sagte er und verbeugte sich. »Stets zu Diensten.« Er wandte sich sogleich der Anrichte zu, auf der die Dekanter standen, und goss sich unter völliger Missachtung von Konvention und guten Manieren ein Glas der nächstbesten Flüssigkeit ein, ohne sich Zeit für die Feststellung zu nehmen, was es war. Er wandte sich wieder um und sah, dass sie ihn immer noch anstarrten und versuchten, die Widersprüche zwischen seiner Erscheinung, seinem Auftreten und seiner Stimme unter einen Hut zu bringen. Er starrte zurück.

Einer der Männer erholte sich rasch und erhob sich.

»Willkommen... Sir.«

»Und wie lautet Euer Name, mein süßer Junge?«, fiel ein anderer lächelnd ein und warf seine Zeitung zu Boden.

»Das ist meine Sache... Sir.« Grey erwiderte das Lächeln mit einem rasiermesserscharfen Unterton und trank einen Schluck aus seinem Glas. Portwein - so ein Pech.

Die anderen hatten sich jetzt ebenfalls erhoben und umstellten ihn im Kreis. Sie beschnüffelten ihn wie ein Hund, der ein frisch getötetes Tier riecht. Halb neugierig, halb argwöhnisch, durch

und durch fasziniert. Er spürte, wie ihm ein Schweißtropfen über den Nacken rann und sich sein Magen nervös verkrampfte. Sie waren alle ganz gewöhnlich gekleidet, obwohl das gar nichts bedeutete. Das »Lavender House« hatte viele Zimmer und bediente viele Vorlieben.

Jeder von ihnen war gut gekleidet, doch keiner trug eine Perücke oder Schminke. Und ein paar hatten die Halsbinden abgelegt und ihre Hemden und Westen geöffnet, um Vertraulichkeiten zu ermöglichen, die im »Beefsteak« niemand dulden würde.

Der blonde Jüngling zu seiner Linken betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen und offensichtlichem Appetit; der kräftige Junge mit den braunen Haaren merkte das, und es gefiel ihm überhaupt nicht. Grey sah, wie er näher kam und Goldlöffchen gezielt anstieß, um ihn abzulenken. Dieser legte seinem Spielkameraden beruhigend die Hand auf das Bein, ohne jedoch den Blick von Grey abzuwenden.

»Nun, wenn Ihr mir schon Euren Namen nicht nennt, so lasst mich meinen freiwillig verschenken.« Ein lockiger, junger Mann mit einem hübschen Mund und sanften, braunen Augen trat lächelnd vor und ergriff seine Hand. »Percy Wainwright - zu Euren Diensten, Ma'am.« Er beugte sich höchst elegant über Greys Hand und küsste ihm den Handrücken.

Als er den warmen Atem des Jungen auf seiner Haut spürte, standen Grey die Haare auf dem Unterarm zu Berge. Zu gern hätte er Percys Hand ergriffen und ihn an sich gezogen, doch das ging nicht, nicht jetzt.

Er ließ seine Hand einen Moment reglos in Wainwrights liegen, gerade so, dass er ihn weder beleidigte noch ermutigte, dann zog er sie zurück.

»Zu Diensten... Madam.«

Das brachte sie zum Lachen, wenn auch immer noch mit einem Hauch von Argwohn. Sie wussten nach wie vor noch

nicht genau, ob er nun Fisch oder Fleisch war, und er hatte vor, es so lange wie möglich dabei zu belassen.

Er war jetzt sehr viel vorsichtiger als damals, als George Everett ihn zum ersten Mal hierher gebracht hatte. Damals hatte ihn überhaupt nichts gekümmert - außer George vielleicht. Nun, da er so dicht daran gewesen war, den seinen für immer zu verlieren, besaß er eine gewisse Hochachtung gegenüber dem Wert eines Rufes, und zwar nicht nur seines eigenen, sondern auch des Rufes seiner Familie und seines Regimentes.

»Was führt Euch hierher, Herzchen?« Goldlöffchen trat näher, und seine blauen Augen brannten wie zwei Kerzenflammen.

»Ich suche eine Dame«, sagte Grey gedehnt und lehnte sich mit dem Rücken gespielt lässig gegen die Anrichte. »In einem grünen Samtkleid.«

Darauf folgte eine Lachsalve und sie wechselten Blicke, doch keinem von ihnen schien etwas zu dämmern.

»Grün steht mir nicht«, sagte Goldlöffchen und leckte sich kurz mit spitzer Zunge über die Oberlippe. »Aber ich habe ein *reizendes* blaues aus Satin mit einer Spitzenschürze, das Euch *bestimmt* gefallen würde.«

»Oh, natürlich«, sagte der Junge mit den braunen Haaren und betrachtete sowohl Grey als auch Goldlöffchen mit sichtlichem Abscheu. »Du Flittchen, Neil.«

»Achtet auf Eure Wortwahl, meine Damen.« Percy Wainwright schubste Goldlöffchen mit dem Ellbogen fort und lächelte Grey an. »Diese Dame in Grün - wisst Ihr ihren Namen?«

»Josephine, glaube ich«, sagte Grey und blickte von einem Gesicht zum nächsten. »Josephine aus Cornwall.«

Dies hatte einen Chor leicht verächtlicher »Oooh«-Rufe zur Folge, und ein Mann begann, mit kippender Stimme ein

anzügliches Lied zu singen. Dann öffnete sich die Tür, und alle drehten sich um, um zu sehen, wer hereingekommen war.

Es war Richard Caswell, der Besitzer des »Lavender House«. Grey erkannte ihn sofort - und auch er erinnerte sich an Grey, das war offensichtlich. Dennoch, Caswell begrüßte ihn nicht mit seinem Namen, sondern nickte nur freundlich.

»Seppings sagt, Ihr wünscht mich zu sprechen. Wenn Ihr mir folgen würdet...?« Caswell trat beiseite und wies zur Tür.

Ein leiser, anzüglicher Pfiff der Bewunderung klang Grey aus dem Zimmer nach, gefolgt von johlendem Gelächter.

»*Du Flittchen, Neil*«, dachte er und schüttelte dann jeden Gedanken ab, der nicht seinem Vorhaben galt.

Reine Männersache

»Ich war mir nicht sicher, ob Euch das Haus immer noch gehört, sonst hätte ich mich namentlich nach Euch erkundigt.« Grey ließ sich auf dem Sessel nieder, auf den sein Gastgeber zeigte, und nutzte die Gelegenheit, das unerwünschte Portweinglas neben sich auf einem Tisch mit Nippes abzustellen.

»Wohl überrascht, dass ich noch lebe«, sagte Caswell trocken und setzte sich selbst auf die andere Seite des Kamins.

Das stimmte. Grey gab sich keine Mühe, es zu leugnen. Das Feuer brannte nicht sehr hell und verlieh Caswells ausgezehrten Gesichtszügen einen trügerischen Rotschimmer, doch Grey hatte ihn in der Bibliothek bei hellem Kerzenlicht gesehen. Er sah schlechter aus als bei ihrer letzten Begegnung vor Jahren - aber nicht viel schlechter.

»Ihr seht keinen Tag älter aus als tausend, Mutter Caswell«, sagte Grey scherzhaft. Auch das stimmte; unter seiner modischen Perücke und seinem extravaganten Anzug aus gestreifter blauer Seide hätte der Mann genauso gut eine ägyptische Mumie sein können. Knochige, braune Handgelenke und Hände, die an Bündel aus trockenen Stöckchen erinnerten, ragten aus den Ärmeln, und der Anzug war zwar mit Sicherheit von einem exzellenten Schneider angefertigt worden, doch er umschlotterte ihn wie der Jutesack eine Vogelscheuche.

»Ihr schamloser Schmeichler.« Caswell betrachtete ihn von Kopf bis Fuß, und in seinen Augen glitzerte die Belustigung. »Das kann ich von Euch nicht behaupten. Ihr seht noch genauso

frisch und unschuldig aus wie an dem Tag, als ich Euch zum ersten Mal gesehen habe. Wie alt wart Ihr da, achtzehn?« Caswells Augen sahen wie damals aus; klein, schwarz und schlau, permanent blutunterlaufen von Rauch und kurzen Nächten, in tief violette Tränensäcke eingebettet.

»Ich habe einen gesunden Lebenswandel. Das hält die Haut rein.«

Caswell lachte, dann begann er zu husten. Mit einer geübten Handbewegung zog er ein zerknittertes Taschentuch aus dem Hosenbund und hielt es sich vor den Mund. Er zog eine seiner schütterten Augenbrauen hoch und zuckte halb mit den Achseln, als wollte er sich für die Verzögerung in ihrer Unterhaltung entschuldigen. Unterdessen erduldete er den Hustenkrampf mit der Gleichgültigkeit alter Gewohnheit.

Als er schließlich zu Ende gehustet hatte, inspizierte er die frischen Blutflecken auf dem Taschentuch. Da er sie offenbar nicht für schlimmer befand als erwartet, warf er das Tuch ins Feuer.

»Ich brauche etwas zu trinken«, sagte er heiser. Er erhob sich von seinem Sessel und steuerte auf den großen Mahagonischreibtisch zu, auf dem ein Silbertablett mit einem Dekanter und mehreren Gläsern stand.

Anders als Magdas Allerheiligstes enthielt Caswells Zimmer nichts, was auf den Charakter des »Lavender Houses« oder seiner Besucher hingedeutet hätte; es hätte einem Bankdirektor gehören können, so nüchtern und elegant war es ausgestattet.

»Dieses Gesöff da schmeckt Euch doch nicht etwa, oder?« Caswell wies kopfnickend auf das weggestellte Portweinglas. Er füllte ein Paar kristallene Weingläser mit einer tiefroten Flüssigkeit und hielt Grey eines davon hin. »Hier, probiert das.«

Grey nahm das Glas mit einem surrealen Gefühl entgegen; er hatte hier in diesem Zimmer Wein getrunken, als George ihn zum ersten Mal in das »Lavender House« mitgenommen hatte -

bevor sie sich in eines der Zimmer im ersten Stock zurückgezogen hatten. Diesem Gefühl leichter Orientierungslosigkeit folgte ein kleiner Schock, als er den ersten Schluck trank.

»Das ist sehr gut«, sagte er und hielt das Glas ins Licht des Feuers, als wollte er die Farbe prüfen. »Was ist es?«

»Die Marke weiß ich nicht«, sagte Caswell und roch beifällig an seinem Wein. »Aus Deutschland, nicht übel. Habt Ihr ihn schon einmal getrunken?«

Grey schloss die Augen und trank einen tiefen Zug. Er runzelte die Stirn und gab vor, ihn über seine Zunge spülen zu lassen, um ihn einordnen zu können. Nicht, dass er den leisesten Zweifel gehabt hätte. Er hatte einen guten Riecher, was Wein betraf, und sein Geschmackssinn war noch besser - und er hatte genug von diesem Tropfen mit Nessie getrunken, um mehr als sicher zu sein, dass er ihn richtig wiedererkannte.

»Möglich«, sagte er. Er öffnete die Augen und erwiderte Caswells durchdringenden Blick mit einem unschuldigen Blinzeln. »Kann mich nicht erinnern. Trotzdem, ein guter Wein. Wo habt ihr ihn aufgetan?«

»Eines unserer Mitglieder hat eine Vorliebe dafür. Er bringt ihn fassweise mit, und wir lagern ihn für ihn im Keller. Ich mag ihn auch.« Caswell trank noch einen Schluck, dann stellte er sein Glas ab. »Nun... Mylord. Auf welche Weise kann ich Euch zu Diensten sein?« Seine fleischlosen Lippen zogen sich zu einem Lächeln hoch. »Ersucht Ihr um Mitgliedschaft im Lavender Club? Ich bin mir sicher, dass das Komitee Eurem Begehren mit größtmöglicher Gunst entgegenkommen würde.«

»Handelt es sich um das Komitee, dem ich in der Bibliothek begegnet bin?«, fragte Grey trocken.

»Teilweise.« Caswell stieß ein kurzes Lachen aus, würgte es aber ab, um nicht einen erneuten Hustenanfall auszulösen. »Allerdings ist es möglich, dass sie darauf bestehen würden,

Euch einer Reihe persönlicher Befragungen zu unterziehen, doch dagegen hättet Ihr doch sicherlich keine Einwände?»

Das Glas in seiner Hand fühlte sich schlüpfrig an. Er hatte einmal mit angesehen, wie sich ein junger Mann in dieser Bibliothek über eine Lederottomane gebeugt einer Reihe persönlicher Befragungen unterzog, zur hemmungslosen Belustigung sämtlicher Anwesenden. Die Ottomane gab es noch; das war ihm aufgefallen.

»Dieser Vorschlag schmeichelt mir außerordentlich«, sagte er höflich. »Im Augenblick bin ich allerdings zufällig mehr an Information als an Gesellschaft interessiert, so herrlich diese Vorstellung auch ist.«

Caswell hustete und setzte sich ein wenig gerader hin.

Das Lächeln war immer noch da, doch das Funkeln in den schwarzen Augen hatte etwas zugenommen.

»Ja?«, sagte er. Grey konnte das Flüstern von Stahl, der aus einer Scheide gezogen wurde, beinahe hören. Das Vorgeplänkel war vorbei; mochte das Duell beginnen.

»Der Ehrenwerte Mr. Trevelyan«, sagte er und kreuzte seine Klinge mit Caswells. »Er kommt regelmäßig hierher; das weiß ich bereits. Ich möchte wissen, mit wem er sich trifft.«

Caswell kniff tatsächlich die Augen zu, da er mit einem solch unmittelbaren Angriff nicht gerechnet hatte, doch er gewann mit einem geschickten Ausfallschritt wieder an Boden.

»Trevelyan? Ich kenne niemanden, der so heißt.«

»Oh, Ihr kennt ihn. Ob er diesen Namen hier benutzt, spielt keine Rolle; Ihr wisst alles von Interesse über jeden Eurer Besucher. Mit Sicherheit kennt Ihr ihre wirklichen Nachnamen.«

»Schmeichler«, sagte Caswell noch einmal, obwohl er diesmal weniger belustigt aussah.

»Die Herren in der Bibliothek waren nicht sehr zurückhaltend«, sagte Grey, um seinen Vorteil wieder zu

erlangen. »Wenn ich sie außerhalb Eures Hauses aufsuche, könnte ich mir vorstellen, dass mir der eine oder andere erzählt, was ich wissen möchte.«

Caswell lachte so herzlich, dass er eine kleine Hustenattacke auslöste.

»Nein, das werden sie nicht«, keuchte Caswell und tastete nach einem frischen Taschentuch. Er betupfte sich die Augen und den vertrockneten Mund, der sich erneut zu einem Lächeln verzogen hatte. »Sicher würden Euch ein oder zwei von ihnen alles Mögliche erzählen, wovon sie glauben, dass Ihr es gern hören würdet, wenn es nur den Verschluss Eurer Hose löst. Aber das werden sie Euch nicht erzählen.«

»Nicht?« Grey gab sich gleichgültig und nippte an seinem Wein. »Hinter Trevelyans Treiben muss mehr stecken, als ich dachte, wenn es so wichtig ist, dass Ihr Eure Mitglieder bedroht, um seine Geheimnisse zu bewahren.«

»Oh, wo denkt Ihr hin, wo denkt Ihr hin?« Caswell wedelte mit seiner Knochenhand. »Drohungen? Ich? Ihr wisst, dass das nicht stimmt, mein lieber Junge. Wenn ich zu Drohungen greifen würde, wäre ich schon lange mit eingeschlagenem Schädel im Fleetkanal gelandet.«

Ein alarmiertes Kribbeln durchfuhr Grey bei dieser Bemerkung, obwohl er sein Gesicht mit aller Kraft von jedem Ausdruck frei hielt. War dies eine bloße Übertreibung oder eine Warnung? Caswells verwitterte Züge verrieten nicht das Geringste, obwohl seine glitzernden Augen Grey genau beobachteten, um vielleicht einen Hinweis auf seine Absichten zu erhäschen.

Er atmete tief durch, um seinen rasenden Herzschlag zu verlangsamen, und trank noch einen Schluck Wein. Es war gut möglich, dass es nicht mehr als ein Zufall gewesen war, eine unglückliche Wortwahl; der Fleet war schließlich nicht weit - und Caswell hatte tatsächlich Recht; seine Kunden waren

Männer von großem Reichtum und Einfluss, und wenn er sich auf Drohungen oder Erpressung verlegt hätte, hätte man ihn längst irgendwie in aller Stille aus dem Verkehr gezogen.

Doch Informationen waren etwas anderes. George hatte einmal zu ihm gesagt, dass Informationen Caswells wichtigstes Handelsgut waren - und der Profit, den das »Lavender House« abwarf, reichte wohl kaum aus, um die großzügige Ausstattung von Caswells Privaträumen zu finanzieren. *Jeder kennt Dickie Caswell*, hatte George gesagt und sich träge auf dem Bett in einem der Zimmer im ersten Stock geräkelt. *Und Dickie kennt jeden - und weiß alles. Was auch immer du wissen möchtest - für Geld.*

»Euer Takt und Eure Diskretion ehren Euch«, sagte Grey, der Bodenhalt für einen neuen Angriff suchte. »Aber warum sagt Ihr, dass sie es mir nicht erzählen werden?«

»Nun, weil es nicht stimmt«, erwiderte Caswell prompt. »Sie haben nie einen Mann namens Trevelyan hier gesehen - wie sollten sie Euch etwas über ihn erzählen?«

»Einen Mann nicht, nein. Ich gehe eher davon aus, dass sie ihn als Frau gesehen haben.«

Er erlebte eine Sekunde des Jubels, als er sah, dass sich Caswells violette Tränensäcke noch mehr verdunkelten, während ihm die Farbe aus den Wangen wich. Das erste Blut; er hatte seinen Gegner angeritzt.

»In einem grünen Samtkleid«, fügte er hinzu, um seinen Vorteil auszunutzen. »Ich habe Euch doch gesagt - ich weiß, dass er hierher kommt; das steht gar nicht infrage.«

»Ihr irrt Euch völlig«, sagte Caswell, doch sein Husten brach an die Oberfläche durch und verlieh den Worten einen zittrigen Klang.

»Gebt auf, Dickie«, sagte Grey mit einem etwas unverschämten Schwung seines Rapiers. Er lehnte sich ein wenig zurück und blickte geduldig über den Rand seines Glases

hinweg.

»Ich sage, ich weiß Bescheid; Ihr werdet mich kaum davon überzeugen, dass es nicht so ist. Mir fehlen nur einige wenige kleine Details.«

»Aber -«

»Ihr braucht Euch nicht zu sorgen, dass man Euch Vorwürfe machen wird. Wenn ich die wichtigsten Informationen über Trevelyan aus einer anderen Quelle habe - was in der Tat der Fall ist -, warum sollte ich dann nicht alles von dieser Quelle erfahren haben?«

Caswell hatte den Mund geöffnet, um etwas zu sagen, runzelte stattdessen jedoch die Stirn und spitzte nachdenklich die Lippen.

»Zudem braucht Ihr nicht zu fürchten, dass ich Mr. Trevelyan schaden will. Er steht schließlich kurz davor, ein Mitglied meiner Familie zu werden - vielleicht ist Euch bekannt, dass er mit meiner Cousine verlobt ist?«

Caswell nickte kaum merklich. Sein Mund war so fest zugekniffen, dass er größte Ähnlichkeit mit dem Anus eines Hundes hatte, was Grey ausgesprochen widerlich fand. Dennoch, es spielte wohl kaum eine Rolle, wie der teuflische alte Kerl aussah, solange er mit den nötigen Details herausrückte.

»Ihr versteht sicherlich, dass meine Bemühungen in dieser Angelegenheit einzig dem Schutz meiner Familie dienen.« Grey wandte den Blick ab und richtete ihn auf eine Silberschale auf dem Tisch, die mit Treibhausfrüchten gefüllt war, dann wieder auf Caswell. Zeit, ihm den Rest zu geben.

»Nun denn«, sagte er und breitete mit einer eleganten Geste die Hände aus. »Bleibt nur noch der Preis zu entscheiden, nicht wahr?«

Caswell röchelte aus tiefster Kehle und spuckte dicken

Schleim in ein frisches Taschentuch, das er dann zusammenballte und seinen Vorgängern ins Feuer nachwarf. Grey dachte zynisch, dass er eine ganze Menge Geld allein dazu benötigen musste, sich mit Leinentüchern einzudecken.

»Der Preis.« Caswell trank einen großen Schluck Wein, dann stellte er das Glas ab und leckte sich die Lippen. »Was habt Ihr denn anzubieten? Immer vorausgesetzt natürlich, dass ich etwas zu verkaufen habe.«

Keine vorgetäuschte Ahnungslosigkeit mehr. Das Duell war vorbei. Grey konnte einen kurzen Seufzer nicht unterdrücken und stellte überrascht fest, dass nicht nur seine Handflächen feucht waren, sondern dass er unter seinem Hemd in Schweiß gebadet war, obwohl es in dem Zimmer nicht warm war.

»Ich habe Geld -«, begann er, doch Caswell unterbrach ihn.

»Geld bekomme ich von Trevelyan. Viel Geld. Was könnt Ihr mir denn sonst noch anbieten?«

Die kleinen, schwarzen Augen waren starr auf ihn geheftet, und er sah, wie sich Caswells Zungenspitze kaum sichtbar ins Freie stahl, um einen Tropfen Wein aus dem Mundwinkel zu lecken.

Grundgütiger! Er saß einen Moment völlig verblüfft da, gefangen von diesen Augen, dann senkte er den Blick, als sei ihm plötzlich eingefallen, dass er ja auch Wein hatte. Er hob sein Glas und senkte die Wimpern, um seine Augen zu verbergen.

Zur Verteidigung von König, Vaterland und Familie hätte er nötigenfalls Nessie ohne Zögern seine Tugend geopfert. Lautete die Frage jedoch, ob Olivia einen Mann mit Syphilis heiratete und die halbe britische Armee im Krieg ausgelöscht wurde oder ob er eine »persönliche Befragung« durch Richard Caswell über sich ergehen ließ, so war er der Meinung, dass Olivia und der König ihre Schäfchen selbst ins Trockene bringen konnten.

Er stellte sein Glas hin und hoffte, dass sich dieser Schluss

nicht in seinem Gesicht widerspiegelte.

»Ich habe noch etwas anderes als Geld«, sagte er und sah Caswell direkt ins Gesicht. »Wollt Ihr wissen, wie George Everett wirklich gestorben ist?«

Wenn es ein Aufflackern der Enttäuschung in den schwarzen Marmoraugen gab, so erlosch es augenblicklich unter einer Woge des Interesses. Caswell versuchte zwar, dies zu verbergen, doch er konnte das Aufglitzern der mit Habsucht vermischten Neugier nicht verbergen.

»Ich habe gehört, dass es ein Jagdunfall war und er sich irgendwo auf dem Land das Genick gebrochen hat. Wo war das noch? Wyvern?«

»Francis Dashwoods Anwesen - die Abtei von Medmenham. Es war nicht das Genick, und es war auch kein Unfall. Er wurde absichtlich getötet - ein Schwertstich ins Herz. Ich bin dabei gewesen.«

Diese letzten vier Worte fielen in die Stille wie Kiesel in einen See; er konnte spüren, wie ihr Auftreffen in der Luft des Zimmers Wellen warf. Caswell saß reglos da und atmete kaum, während er die Möglichkeiten abwägte.

»Dashwood«, flüsterte er. »Der Hellfire Club?«

Grey nickte. »Ich kann Euch sagen, wer dort gewesen ist - und was in dieser Nacht in Medmenham geschehen ist. *Alles*.«

Caswell zitterte geradezu vor Aufregung, und seine schwarzen Augen waren feucht.

George hatte Recht gehabt. Caswell gehörte zu den Menschen, die Geheimnisse liebten, Information horteten, sie gar für sich behielten um der schieren Freude willen, Dinge zu wissen, die sonst niemand wusste. Und wenn die Zeit kam, in der man solche Dinge gewinnbringend verkaufen konnte...

»Sind wir im Geschäft, Dickie?«

Diese Worte brachten Caswell wieder ein Stück weit zu sich.

Er holte tief Luft, hustete zweimal und schob dann kopfnickend seinen Stuhl zurück.

»Das sind wir, Schätzchen. Dann kommt mit.«

Die oberen Stockwerke beherbergten größtenteils private Zimmer; Grey konnte nicht sagen, ob sich viel verändert hatte - bei seinen vergangenen Besuchen im »Lavender House« war er nicht imstande gewesen, viel mitzubekommen.

Heute Abend war alles anders; ihm entging nicht das Geringste.

Es war merkwürdig, dachte er, während er Caswell durch einen der oberen Flure folgte. Die Atmosphäre dieses Hauses war ganz anders als die des Bordells, obwohl beide Etablissements dem gleichen Zweck dienten. Er konnte unten Musik hören und in einigen der Zimmer, an denen sie vorbeikamen, erklangen intime Geräusche und doch war es ganz und gar nicht das Gleiche.

Magdas Haus war viel weniger subtil gewesen, und alles darin diente der Provokation lüsterner Absichten. Das gab es in keinem Haus für Männer, in dem er je gewesen war - es gab selten irgendwelche Dekorationsgegenstände oder auch nur viele Möbel, abgesehen von den einfachen Betten. Manchmal gab es nicht einmal die; viele Häuser waren nicht mehr als Wirtshäuser mit einem Hinterzimmer neben dem Schankraum, in das sich Männer zum Zeitvertreib zurückziehen konnten, oft unter dem Applaus und den Anfeuerungsrufen der Zuschauer in der Wirtschaft.

Er war überzeugt, dass selbst die ärmlichsten Bordelle Türen hatten. Lag es daran, dass Frauen auf der Zurückgezogenheit beharrten?, fragte er sich. Und doch bezweifelte er, dass es viele Huren gab, die sich von den Gegenständen stimulieren ließen, die Madga zur Freude ihrer Kunden zur Verfügung stellte. Ob es wirklich einen Unterschied gab zwischen Männern, die von

Frauen angezogen wurden, und solchen, die die Berührung ihres eigenen Geschlechts vorzogen? Oder waren es die Frauen - war es für sie vielleicht wichtig, das Geschäft zu beschönigen?

Was die Erotik anging, so vibrierte das Haus förmlich vor Sexualität. Überall Männerstimmen und Männergerüche; am Ende des Korridors umarmten sich zwei Liebende, verschlungen an eine Wand gelehnt, und seine Haut kribbelte und zuckte; er konnte einfach nicht aufhören zu schwitzen.

Caswell führte ihn zu einer Treppe, vorbei an dem Paar - einer von ihnen war Goldlückchen Neil, das Flittchen, der zerzaust aufblickte und ihm mit geschwellenem Mund ein laszives Lächeln schenkte, bevor er sich wieder seinem Begleiter zuwandte - der nicht der braunhaarige Junge war. Er zwang sich, nicht zurückzublicken, als sie die Treppe hochzusteigen begannen.

In der oberen Etage des Hauses war es ruhiger. Auch das Mobiliar schien luxuriöser zu sein; ein breiter Orientteppich lief über die gesamte Länge des Flurs, und geschmackvolle Bilder über kleinen Tischchen mit Blumenvasen zierten die Wände.

»Wir haben hier oben einige Zimmersuiten; manchmal kommt ein Gentleman aus der Provinz, um ein paar Tage oder eine Woche zu bleiben...«

»Ganz die kleine Zweitwohnung. Ich verstehe. Und Trevelyan benutzt dann und wann eine dieser Suiten?«

»Oh, nein.« Caswell blieb vor einer lackierten Tür stehen und schüttelte seinen Schlüsselbund, bis sich ein großer Schlüssel löste. »Diese Suite unterhält er dauerhaft.«

Die Tür schwang auf. Dahinter lag Dunkelheit, in der man das Fenster an der gegenüberliegenden Wand als blasses Rechteck erkannte. Es hatte sich bewölkt, und Grey konnte den Mond sehen, der jetzt hoch und klein am Himmel stand und sich in den nebligen Wolkenschichten fast verlor.

Caswell hatte einen brennenden Docht mitgebracht; er hielt

ihn an eine Kerze neben der Tür, und die Flamme wuchs und warf ihr flackerndes Licht auf ein großes Zimmer mit einem Himmelbett. Das Zimmer war sauber und leer; Grey holte Luft, roch aber nichts außer Wachs und Bodenpolitur und dem schwachen Hauch längst erloschener Feuer. Der Kamin war frisch gefegt und ein Feuer vorbereitet, doch es war kalt im Zimmer; hier war eindeutig in letzter Zeit niemand gewesen.

Grey strich durch das Zimmer, doch es gab keine Spur von seinen Benutzern.

»Kommt er jedesmal mit derselben Person?«, fragte er.

Die Tatsache, dass Trevelyan die Suite gemietet hatte, sprach für eine langfristige Affäre.

»Ja, ich glaube schon.« Caswells Stimme hatte einen seltsamen Unterton, der ihn den Mann scharf anblicken ließ.

»Ihr glaubt es? Ihr habt diese Person noch nie zu Gesicht bekommen?«

»Nein - er nimmt es sehr genau, unser Mr. Trevelyan.« Caswells Stimme war ironisch. »Er trifft stets zuerst ein, zieht sich um und geht dann vor die Tür, um zu warten. Er geht mit der Person ins Haus und sogleich die Treppe hinauf; alle Bediensteten haben Anweisungen, sich anderswo aufzuhalten.«

Das war eine Enttäuschung. Er hatte auf einen Namen gehofft. Dennoch bewog ihn sein Hang zur Gründlichkeit, sich erneut an Caswell zu wenden und noch einmal nachzubohren.

»Ich bin mir sicher, dass Eure Bediensteten Euren Anweisungen aufs Wort folgen«, sagte er. »Aber Ihr, Dickie! Ihr erwartet doch wohl nicht, dass ich glaube, dass irgendjemand Euer Haus betritt, ohne dass Ihr alles Wissenswerte über ihn herausfindet. Soweit ich weiß, kanntet Ihr bis jetzt nur meinen Vornamen - und doch wisst Ihr offensichtlich, wer ich bin, wenn Ihr von Trevelyans Verlobung mit meiner Cousine wisst.«

»Oh, ja - Mylord.« Caswell hatte die Lippen scherzhaft

gespitzt. Jetzt, da der Handel abgemacht war, genoss er seine Enthüllungen genauso wie zuvor seine Zurückhaltung.

»Ihr habt Recht, aber nur zum Teil. Ich kenne den Namen von Trevelyan *Inamorata* tatsächlich nicht; er ist sehr vorsichtig. Allerdings weiß ich etwas sehr Wichtiges über sie.«

»Und zwar?«

»Dass es tatsächlich eine *Inamorata* ist - kein *Inamorato*.«

Grey starrte ihn einen Moment an, während er diese Botschaft entschlüsselte.

»Was? Trevelyan trifft sich mit einer *Frau*? Einer echten Frau? *Hier*?«

Caswell neigte den Kopf, die Hände vor dem Bauch gefaltet wie ein Butler.

»Woher wisst Ihr das?«, wollte Grey wissen. »Seid Ihr sicher?«

Der Kerzenschein tanzte wie Gelächter in Caswells kleinen, schwarzen Augen.

»Habt Ihr schon einmal eine Frau gerochen? Aus der Nähe, meine ich?« Caswell schüttelte den Kopf, sodass die losen Hautfalten an seinem Hals wackelten. »Ganz zu schweigen von einem Zimmer, in dem es jemand stundenlang mit einer dieser Kreaturen getrieben hat? Natürlich bin ich sicher.«

»Natürlich seid Ihr das«, murmelte Grey, abgestoßen von der Vorstellung, dass Caswell in den verlassenen Zimmern seines Hauses wie eine Ratte zwischen den Laken und Kissen herumschnüffelte und Information wie Krümel aus dem Durcheinander pickte, das sorglose Liebe hinterlassen hatte.

»Sie hat dunkles Haar«, war Caswells nächste hilfreiche Feststellung. »Fast schwarz. Eure Cousine ist meines Wissens blond?«

Grey machte sich nicht die Mühe, darauf zu antworten.

»Und?«, fragte er knapp.

Caswell spitzte nachdenklich die Lippen.

»Sie ist stark geschminkt - aber ich kann natürlich nicht sagen, ob das ihre Gewohnheit oder ob es Teil der Verkleidung ist, die sie anlegt, wenn sie hierher kommt.«

Grey nickte, denn er verstand. Jene Männer, die sich gern als Frauen verkleideten, schminkten sich im Allgemeinen wie französische Adelsfrauen; eine Frau, die hoffte, dafür gehalten zu werden, würde natürlich das Gleiche tun.

»Und?«

»Sie benutzt einen teuren Duft. Zibet, Vetiver und Orange, wenn ich mich nicht irre.« Caswell blickte zur Decke und überlegte. »Oh, ja - sie hat eine Vorliebe für diesen deutschen Wein, den ich Euch zu trinken gegeben habe.«

»Ihr habt gesagt, Ihr lagert ihn für ein Mitglied. Trevelyan, nehme ich an? Woher wisst Ihr, dass er ihn nicht allein trinkt?«

Caswells behaarte Nasenlöcher bebten vor Belustigung.

»Ein Mann, der so viel tränke, wie in diese Suite hinaufgebracht wird, wäre tagelang außer Gefecht gesetzt. Und den Spuren nach zu schließen -«, er nickte andeutungsweise zum Bett, »- ist unser Mr. Trevelyan alles andere als einsatzunfähig.«

»Sie kommt in einer Sänfte?«, fragte Grey, ohne diese Anspielung zu beachten.

»Ja. Allerdings jedesmal mit anderen Trägern; wenn sie selbst Träger eingestellt hat, benutzt sie sie nicht, um hierher zu kommen - was für extreme Diskretion spricht, nicht wahr?«

Eine Dame, die viel zu verlieren hatte, falls die Affäre entdeckt wurde. Doch Trevelyans Arrangements waren so komplex, dass er das bereits wusste.

»Und das ist alles, was ich weiß«, sagte Caswell in endgültigem Tonfall. »Was nun Euren Teil unserer Abmachung angeht, Mylord...?«

Obwohl sein Verstand wie betäubt von den schockierenden Enthüllungen war, erinnerte sich Grey an das Versprechen, das er Tom Byrd gegeben hatte, und riss sich so weit zusammen, dass er noch eine Frage stellen konnte, die er beinahe wahllos aus dem Strudel aus Fakten und Vermutungen zog, der gegenwärtig seinen Schädel füllte.

»Alles, was Ihr über die Frau wisst. Was aber Mr. Trevelyan angeht - habt Ihr ihn je in Begleitung eines Mannes gesehen, eines Bediensteten? Etwas größer als ich, hageres Gesicht, dunkle Haare, und links fehlt ihm ein Eckzahn?«

Caswell machte ein überraschtes Gesicht.

»Ein Bediensteter?« Er runzelte die Stirn und kramte in seinem Gedächtnis. »Nein. Ich... nein, halt. Ja, ja, ich glaube, ich habe den Mann gesehen, obwohl ich glaube, dass er nur einmal hier gewesen ist.« Er blickte auf und nickte entschlossen.

»Ja, so ist es gewesen; er ist gekommen, um seinen Herrn zu holen, mit einem Brief - irgendein Notfall im Geschäft. Ich habe ihn hinunter in die Küche geschickt, um dort auf Trevelyan zu warten -, er war ein hübscher Kerl, trotz des Zahns, aber ich hatte sehr den Eindruck, dass er für den Zeitvertreib, den er oben möglicherweise zu Gesicht bekommen hätte, nichts übrig gehabt hätte.«

Tom Byrd wäre erleichtert, diese Expertenmeinung zu hören, dachte Grey.

»Wann ist das gewesen? Wisst Ihr das noch?«

Caswell spitzte nachdenklich die Lippen, und Grey musste kurz den Blick abwenden.

»Ende April, glaube ich, obwohl ich nicht genau - oh. Doch, ich *kann* es genau sagen.« Er grinste und stellte triumphierend seine verfaulenden Zähne zur Schau. »Das war es. Er hat die Nachricht von der Niederlage der Österreicher bei Prag überbracht, die per Spezialkurier eingetroffen war. Es stand zwar innerhalb von Tagen in den Zeitungen, doch natürlich hatte

Trevelyan ein Interesse daran, es als Erster zu erfahren.«

Grey nickte. Für einen Mann mit Trevelyans Geschäftsinteressen war eine solche Nachricht das Gewicht des Überbringers in Gold wert - oder sogar mehr, je nachdem, wie zeitig sie eintraf.

»Eine letzte Frage noch. Als er so hastig aufgebrochen ist - ist die Frau dann auch gegangen? Und ist sie mit ihm zusammen gegangen, anstatt sich ein eigenes Transportmittel zu nehmen?«

Darüber musste Caswell, der an der Wand lehnte, kurz nachdenken.

»Jaa, sie sind zusammen gegangen«, sagte er schließlich. »Ich meine, mich erinnern zu können, dass der Bedienstete losgelaufen ist, um eine Mietdroschke zu holen, und sie sind zusammen eingestiegen. Sie war natürlich vollkommen verschleiert. Ziemlich schmal allerdings; ich hätte sie leicht für einen Jungen halten können, wenn ihre Gestalt nicht die richtigen Rundungen gehabt hätte.«

Jetzt richtete sich Caswell gerade auf und ließ einen letzten Blick über das leere Zimmer schweifen, als wollte er sich überzeugen, dass es keine weiteren Geheimnisse herausrücken würde.

»So, damit habe ich meinen Teil der Abmachung erfüllt, Herzchen. Wie steht's mit dem Euren?« Seine Hand schwebte über der Kerze, eine hagere Klaue im Begriff, die Flamme auszudrücken. Grey sah die glänzenden Obsidianaugen einladend auf sich geheftet und war sich des großen Bettes dicht hinter ihm nur allzu bewusst.

»Natürlich«, sagte Grey und schritt gezielt zur Tür. »Wollen wir uns in Euer Büro zurückziehen?«

Man hätte Caswells Gesichtsausdruck ein Schmollen nennen können, wären seine Lippen voll genug gewesen, um Derartiges zuwege zu bringen.

»Wenn Ihr darauf besteht«, sagte er seufzend und löschte die Kerzenflamme, die in duftendem Rauch verpuffte.

Die Dämmerung begann über den Dächern von London aufzusteigen, als Grey Caswells Allerheiligstes verließ, allein. Er blieb am Ende des Korridors stehen, lehnte die Stirn gegen das kühle Glas des Fensters und sah zu, wie die Stadt in unmerklichen Schritten aus ihrem nächtlichen Umhang auftauchte. Gedämpft durch die Wolken, die im Lauf der Nacht aufgezogen waren, nahm das Licht in Graustufen zu, die nur fern über der Themse durch einen schwachen Hauch von Rosa aufgelockert wurden. In seiner gegenwärtigen Stimmung erinnerte es Grey an die letzten Spuren des Lebens, das aus den Wangen einer Leiche wich.

Caswell war entzückt über seinen Teil der Abmachung gewesen, und er hatte auch allen Grund dazu. Grey hatte ihm nichts von seinen Abenteuern in Medmenham verschwiegen außer dem Namen des Mannes, der George Everett getötet hatte. An dieser Stelle hatte er nur gesagt, dass der Mann eine Kutte getragen hatte und maskiert gewesen war; unmöglich mit Gewissheit zu sagen, wer es gewesen war.

Er hatte keine Bedenken, Georges Namen auf diese Weise zu beschmutzen; seiner Meinung nach hatte George das bestens selbst hinkommen - und wenn eine posthume Enthüllung seiner Handlungen dabei helfen konnte, Unschuldige zu retten, so war dies vielleicht eine kleine Kompensation für die unschuldigen Menschenleben, die Everett als Preis seiner Ambitionen ausgelöscht oder ruiniert hatte.

Was Dashwood und die anderen anging... sollten sie doch für sich selbst eintreten. *Wer mit dem Teufel speist, muss einen langen Löffel mitbringen.* Grey lächelte schwach, als er in Gedanken dieses schottische Sprichwort hörte. Jamie Fraser hatte das bei ihrer ersten gemeinsamen Mahlzeit gesagt - und

Grey dabei in der Rolle des Teufels gesehen, vermutete er, obwohl er nicht gefragt hatte.

Grey war kein gläubiger Mensch, doch er hatte eine hartnäckige Vision: einen Racheengel, der eine Waage beaufsichtigte, auf der die Taten eines Menschen abgewägt wurden - die guten auf der einen Seite, die schlechten auf der anderen. Und vor diesem Engel stand George Everett, nackt, gefesselt, die Augen weit aufgerissen, während er wartete, auf welcher Seite das Zünglein schließlich zur Ruhe kommen würde. Er hoffte, dass das, was er in dieser Nacht getan hatte, George gutgeschrieben würde, und fragte sich flüchtig, wie lange dieses Abwägen wohl weitergehen mochte und ob es stimmte, dass die Taten eines Mannes ihn überdauerten.

Jamie Fraser hatte ihm einst vom Fegefeuer erzählt, jener katholischen Vorstellung von einem Ort vor dem Jüngsten Gericht, wo die Seelen nach dem Tod eine Zeit verweilten und wo das Schicksal einer Seele noch durch die Gebete und Messen in ihrem Namen beeinflusst werden konnte. Vielleicht war es ja so; ein Ort, an dem die Seele abwartete, während die Handlungen ihres Lebens zu Ende geführt wurden und die unerwarteten Konsequenzen und Komplikationen einander im Lauf der Jahre folgten wie eine Reihe purzelnder Dominosteine. Doch das hätte bedeutet, dass ein Mensch nicht nur für das verantwortlich war, was er bewusst getan hatte, sondern auch für alles Gute und Böse, was in alle Ewigkeit daraus folgte, unbeabsichtigt und unvorhergesehen; ein schrecklicher Gedanke.

Er richtete sich auf, fühlte sich kraftlos und überdreht zugleich. Er war erschöpft und doch hellwach - der Gedanke an Schlaf war ihm im Leben noch nicht so abwegig vorgekommen. Jeder Nerv war wund, und seine Muskeln schmerzten vor nervöser Anspannung.

Um ihn herum war es still im Haus, dessen Besucher noch den Schlaf der Betäubung durch Wein und befriedigte Lust

schließen. Regen begann zu fallen, und das leise Klimpern der Regentropfen, die auf das Glas trafen, brachte einen harschen, frischen Geruch mit, der kalt durch die Risse des Fensterrahmens drang und wie ein Messer durch die abgestandene Luft im Haus und den Nebel in seinem Hirn fuhr.

»Nichts, was jetzt besser ist, als ein langer Spaziergang nach Hause, um die Spinnweben wegzufegen«, murmelte er vor sich hin. Er hatte seinen Hut irgendwo liegen gelassen - eventuell in der Bibliothek -, doch er hatte nicht das Bedürfnis, sich auf die Suche danach zu begeben. Er ging über die Treppe hinunter zur ersten Etage und über die Galerie auf die Haupttreppe zu, die ihn zum Eingang führen würde.

Die Tür eines der Zimmer auf der Galerie stand offen, und als er daran vorbeiging, fiel ein Schatten über die Dielen zu seinen Füßen. Er blickte auf und sah einem jungen Mann in die Augen, der in der Tür stand, nur mit seinem Hemd bekleidet, die dunklen Locken lose auf den Schultern. Der junge Mann ließ seine Augen über ihn gleiten, und er spürte ihre Hitze auf seiner Haut.

Er wollte weiterlaufen, doch der junge Mann streckte die Hand aus und griff nach seinem Arm.

»Kommt herein«, sagte er leise.

»Nein, ich -«

»Kommt. Nur einen Moment.«

Der junge Mann trat auf die Galerie hinaus. Seine nackten Füße waren lang und elegant, und er stand so dicht bei Grey, dass sich sein Oberschenkel gegen Greys presste. Er beugte sich vor, die Wärme seines Atems strich über Greys Ohr, und seine Zungenspitze berührte dessen Rundung mit einem knisternden Geräusch wie der Funke, der an trockenen Tagen an den Fingern aufblitzt, wenn man Metall berührt.

»Kommt«, murmelte er. Er trat zurück und zog Grey hinter sich her in das Zimmer.

Es war sauber und schlicht möbliert, doch er sah nichts außer den dunklen Augen dicht vor ihm und der Hand, die jetzt an seinem Arm hinunterglitt, um ihre Finger in den seinen zu verschränken, ihre dunkle Farbe ein verblüffender Kontrast zu seiner hellen Haut, die Handfläche breit und hart an der seinen.

Dann trat der junge Mann zurück. Mit einem Lächeln ergriff er den Saum seines Hemdes und zog es sich über den Kopf.

Grey fühlte sich, als würde er von seiner Halsbinde erwürgt. Es war kühl im Zimmer, und doch brach ihm am ganzen Körper der Schweiß aus, heiß und feucht in der Mulde seiner Wirbelsäule, schlüpfte in den Falten seiner Haut.

»Was wünscht Ihr, Sir?«, flüsterte der junge Mann nach wie vor lächelnd. Er ließ eine Hand sinken und streichelte sich einladend selbst.

Grey hob langsam die Hand und kämpfte kurz mit dem Verschluss seiner Halsbinde, bis sie sich plötzlich löste und sein Hals entblößt, nackt und verletzlich zurückblieb. Kühle Luft traf auf seine Haut, als er seinen Rock ablegte und sein Hemd öffnete; er spürte, wie sich auf seinen Armen eine Gänsehaut bildete und dann an seiner Wirbelsäule entlangraste.

Der junge Mann kniete jetzt auf dem Bett. Er wandte Grey den Rücken zu und räkelte sich wie eine Katze. Das Regenlicht des Fensters spielte auf den breiten, flachen Muskeln seiner Oberschenkel und Schultern, in der Rinne seines Rückens und auf den gefurchten Pobacken. Er sah sich um, die Augenlider halb gesenkt, ein schläfriger Blick unter langen Wimpern.

Die Matratze gab unter Greys Gewicht nach, und der Mund des jungen Mannes bewegte sich unter dem seinen, sanft und feucht.

»Soll ich reden, Sir?«

»Nein«, flüsterte Grey. Er schloss die Augen und drückte den jungen Mann mit Hüften und Händen nieder. »Seid still. Tut so... als wäre ich nicht hier.«

Deutscher Rotwein

Es gab, so schätzte Grey, annähernd tausend Weinhandlungen in London. Zog man allerdings nur jene in Betracht, die mit Qualitätsweinen handelten, war die Anzahl wohl schon eher zu bewältigen. Da sich eine kurze Nachfrage bei seinem eigenen Weinlieferanten als fruchtlos erwies, beschloss er, einen Expertenrat einzuholen.

»Mutter - als du letzte Woche deinen deutschen Abend gegeben hast, hast du da zufällig deutschen Wein aufgetischt?«

Die Gräfin saß in ihrem Boudoir und las ein Buch, die bestrumpften Füße gemütlich auf den zotteligen Rücken ihres Lieblingshundes gestützt, eines betagten Spaniels namens Eustace, der schläfrig ein Auge öffnete und freundlich hechelte, als Grey eintrat. Sie blickte bei Greys Erscheinen auf, schob sich die Lesebrille in die Stirn und blinzelte ein wenig, während sie aus der Welt der gedruckten Seiten auftauchte.

»Deutschen Wein? Nun, ja; wir hatten einen schönen Rheinwein zum Lamm. Wieso?«

»Keinen Rotwein?«

»Drei Sorten - aber keine davon war deutsch. Zwei Franzosen und einen ziemlich jungen Spanier, unreif, aber zu den Würstchen hat er gut gepasst.« Benedicta fuhr sich erinnernd mit der Zungenspitze über die Oberlippe. »Hauptmann von Namtzen schien die Würstchen nicht zu mögen; sehr merkwürdig. Aber er ist ja auch aus Hannover. Womöglich habe ich die Würstchen versehentlich auf preußische oder sächsische Art zubereiten lassen, und er hat es als Beleidigung aufgefasst.

Die Köchin meint wohl, deutsch ist deutsch.«

»Die Köchin ist der festen Überzeugung, dass jeder, der kein Engländer ist, Froschfresser ist; weitere Unterschiede gibt es für sie nicht.« Indem er die Vorurteile der Köchin fürs Erste abtat, brachte Grey unter einem Haufen zerfledderter Bücher und Manuskripte einen Hocker zum Vorschein und setzte sich darauf.

»Ich bin auf der Suche nach einem deutschen Rotwein sehr reif, fruchtiges Bouquet, ungefähr von der Farbe dieser Rosen.« Er wies auf die Vase karmesinroter Rosen, die ihre Blütenblätter auf dem Mahagonisekretär seiner Mutter verstreuten.

»Wirklich? Ich glaube nicht, dass ich schon je einen deutschen Rotwein zu Gesicht bekommen habe, ganz zu schweigen davon, dass ich ihn getrunken hätte - obwohl es wahrscheinlich welche gibt.« Die Gräfin ließ das Buch auf ihren Schoß sinken. »Schmiedest du Pläne für dein Abendessen? Olivia hat gesagt, du hättest Joseph eingeladen, mit dir und deinen Freunden zu dinieren - das war sehr liebenswürdig von dir, mein Guter.«

Grey fühlte sich, als hätte man ihm plötzlich einen Schlag in die Magengrube versetzt. Himmel, er hatte ganz vergessen, dass er Trevelyan eingeladen hatte.

»Aber warum in aller Welt willst du deutschen Wein?« Die Gräfin legte den Kopf zur Seite und zog neugierig die Augenbrauen hoch.

»Das ist eine andere Angelegenheit, die nichts damit zu tun hat«, sagte Grey hastig. »Beziehst du deinen Wein immer noch bei Canel's?«

»Zum Großteil. Dann und wann bei Gentry's, und manchmal auch bei Hemshaw and Crook. Aber lass mich überlegen...« Sie fuhr sich langsam mit der Zeigefingerspitze über den Nasenrücken, dann drückte sie auf ihre Nasenspitze, weil sie zum gewünschten Schluss gekommen war.

»Es gibt eine neuere Weinhandlung. Ziemlich klein, in der Fish Street. Keine besonders angenehme Gegend, aber sie führen einige ganz außergewöhnliche Weine; Dinge, die man nirgendwo anders findet. An deiner Stelle würde ich dort einmal nachfragen. Sie heißen Fraser & Cie.«

»Fraser?« Es war schließlich ein recht häufiger schottischer Name. Dennoch verspürte er bei seinem bloßen Klang einen Stoß der Aufregung. »Ich werde mich dort erkundigen. Danke, Mutter.« Er beugte sich vor, um ihr einen Kuss zu geben, und atmete dabei ihr charakteristisches Parfüm ein: Maiglöckchen mit Druckerschwärze vermischt, wobei der letztere Duft intensiver war als gewöhnlich, weil das Buch auf ihrem Schoß noch so neu war.

»Was liest du denn da?«, fragte er und warf einen Blick darauf.

»Oh, der gute Edmund hat sich wieder einmal an leichter Unterhaltung versucht«, sagte sie und hielt ihm die Titelseite entgegen: *Eine philosophische Erörterung unserer Vorstellungen von Schönheit und Wahrhaftigkeit* von Edmund Burke. »Ich glaube nicht, dass es dir gefallen würde - viel zu frivol.« Sie ergriff ihr silbernes Taschenmesser und schnitt zielsicher die nächste Seite auf. »Ich habe aber eine Neuauflage von John Clellands *Fanny Hill*, falls du auf der Suche nach Lesestoff bist. Du weißt schon, *Memoiren eines Freudenmädchens*.«

»Sehr amüsant, Mutter«, sagte er nachsichtig und kraulte Eustace hinter den Ohren. »Hast du vor, den Clelland zu lesen, oder willst du ihn nur kunstvoll im Salon platzieren, um bei Lady Roswell einen Schockzustand hervorzurufen?«

»Oh, was für eine gute Idee!«, sagte sie und warf ihm einen beifälligen Blick zu. »Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Unglücklicherweise steht der Titel nicht auf dem Deckblatt, und sie ist viel zu dumm und uninteressiert, um einfach so ein Buch

in die Hand zu nehmen und es aufzuschlagen.«

Sie streckte den Arm aus und kramte in dem Bücherstapel auf ihrem Sekretär herum. Dann zog sie ein ansehnliches, in Kalbsleder gebundenes Quartbändchen hervor und reichte es ihm.

»Es ist eine Spezialausgabe«, erklärte sie. »Unbedruckter Rücken, neutrale Titelseite. Damit man es in langweiliger Gesellschaft lesen kann, vermute ich, ohne Verdacht zu erregen - zumindest solange man die Illustrationen bedeckt hält. Aber warum nimmst du es nicht? Ich habe es schon gelesen, als es erschienen ist, und du brauchst doch ein Geschenk für Josephs Junggesellenabschied. Es kommt mir sehr angemessen vor, wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was ich von solchen Anlässen höre.«

Er war im Begriff gewesen aufzustehen, hielt aber inne, das Buch in der Hand.

»Mutter«, sagte er vorsichtig. »Was Mr. Trevelyan betrifft. Glaubst du, Livy ist sehr in ihn verliebt?«

Da blickte sie ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an, schloss behutsam ihr Buch, nahm die Füße von Eustaces Rücken und setzte sich gerade hin.

»Wieso?«, fragte sie in einem Tonfall, dem es gelang, die gesamte Wachsamkeit und den ganzen zynischen Argwohn gegenüber dem männlichen Geschlecht auszudrücken, der die natürliche Gabe einer Frau ist, die vier Söhne aufgezogen und zwei Ehemänner begraben hat.

»Ich... habe Grund zu der Annahme, dass Mr. Trevelyan... eine irreguläre Beziehung hat«, sagte er vorsichtig. »Es ist aber noch nicht ganz sicher.«

Die Gräfin atmete tief durch, schloss einen Moment die Augen, dann öffnete sie sie und betrachtete ihn mit einem klaren, blassblauen Blick voller Pragmatismus, der nur ganz schwach mit Bedauern durchsetzt war.

»Er ist ein Dutzend Jahre älter als sie; es wäre nicht nur ungewöhnlich, sondern sogar hochgradig bemerkenswert, wenn er nicht schon mehrere Mätressen gehabt hätte. Männer in deinem Alter haben nun einmal ihre Affären.« Sie senkte kurz die Wimpern als sanfte Anspielung auf den vertuschten Skandal, der für seine Versetzung ins schottische Exil nach Ardsmuir gesorgt hatte.

»Ich möchte doch hoffen, dass diese Ehe ihn dazu bewegt, derartige Liaisonen aufzugeben, doch wenn nicht...« Sie zuckte mit den Achseln und ließ plötzlich müde die Schultern hängen. »Dann vertraue ich darauf, dass er sich diskret verhält.«

Zum ersten Mal kam Grey auf den Gedanken sich zu fragen, ob entweder sein Vater oder ihr erster Mann, Hauptmann DeVane... aber dies war nicht der Zeitpunkt für derartige Spekulationen.

»Ich bin mir sicher, dass sich Mr. Trevelyan höchst diskret verhält«, sagte er mit einem kleinen Räuspern. »Ich habe mich nur gefragt, ob... ob es Livy das Herz brechen würde, sollte... irgendetwas vorgefallen.« Er hatte seine Cousine gern, wusste aber nur sehr wenig über sie; sie war erst bei seiner Mutter eingezogen, als er selbst bereits sein erstes Offizierspatent angenommen hatte.

»Sie ist sechzehn«, sagte seine Mutter trocken. »Signor Dante und seine Beatriz in allen Ehren, aber die meisten sechzehnjährigen Mädchen sind nicht zu großer Leidenschaft imstande. Sie glauben nur, es zu sein.«

»Also -«

»Also«, schnitt sie ihm das Wort ab. »Olivia weiß nicht das Geringste über ihren zukünftigen Ehemann, außer dass er reich ist, sich gut kleidet, nicht schlecht aussieht und ihr große Aufmerksamkeit zukommen lässt. Sie weiß weder etwas über seinen Charakter noch über die wirkliche Natur einer Ehe. Und wenn sie im Augenblick ernsthaft in etwas verliebt ist, ist es ihr

Hochzeitskleid.«

Bei diesen Worten verspürte Grey Erleichterung. Gleichzeitig war ihm jedoch bewusst, dass eine Absage der Hochzeit seiner Cousine leicht einen Skandal verursachen konnte, der die Kontroverse um Pitts Entlassung als Premierminister vor zwei Monaten weit in den Schatten stellen würde - und ein Skandal würde Olivia anhaften und der endgültige Ruin ihrer Aussichten auf eine anständige Partie sein.

»Ich verstehe«, sagte er. »Sollte ich also mehr herausfinden -«

»Dann solltest du es für dich behalten«, sagte seine Mutter bestimmt. »Falls sie nach der Hochzeit entdecken sollte, dass mit ihrem Mann etwas nicht stimmt, wird sie es ignorieren.«

»Manche Dinge kann man aber nur sehr schwer ignorieren, Mutter«, sagte er etwas heftiger als beabsichtigt. Sie sah ihn scharf an, und die Luft um ihn herum schien sich plötzlich zu verfestigen, als gäbe es nichts mehr zum Atmen. Ihre Augen trafen die seinen direkt und verharrten ein paar schweigende Sekunden ineinander. Dann wandte sie sich ab und legte ihren Burke beiseite.

»Wenn sie zu dem Schluss kommt, dass sie es nicht ignorieren kann«, sagte sie ungerührt, »wird sie der Überzeugung sein, dass ihr Leben ruiniert ist. Mit etwas Glück wird sie irgendwann ein Kind bekommen und feststellen, dass es nicht so ist. Kusch, Eustace.« Sie schob den dösenden Spaniel mit dem Fuß beiseite, erhob sich und warf dabei einen Blick auf die kleine Standuhr auf dem Tisch.

»Geh und forsche nach deinem deutschen Wein, John. Die verfluchte Schneiderin kommt um drei zur Anprobe von Livys Kleid - ich hoffe zum absolut allerletzten Mal.«

»Ja. Aber... ja.« Er stand einen Moment verlegen da und wandte sich dann zum Gehen, blieb jedoch an der Tür des Boudoirs unvermittelt stehen und drehte sich um, weil ihm eine Frage in den Sinn kam.

»Mutter?«

»Mm?« Die Gräfin griff ziellos nach diversen Gegenständen und blickte kurzsichtig unter ihr Stickzeug.

»Siehst du meine Brille, John? Ich weiß genau, dass ich sie vorhin hatte.«

»Auf deiner Haube«, sagte er und lächelte unwillkürlich.
»Mutter - wie alt warst du, als du Hauptmann DeVane geheiratet hast?«

Sie schlug sich mit einer Hand vor den Kopf, als wollte sie die verirrte Brille festhalten, bevor sie abheben konnte. Ihre Miene war unbewacht, denn sie wurde von seiner Frage überrumpelt. Er konnte sehen, wie die Wellen der Erinnerung ihre Züge überspülten, mit Glück und Bedauern versetzt. Ihre Lippen spitzten sich ein wenig und verbreiterten sich dann zu einem Lächeln.

»Fünfzehn«, sagte sie. Das kleine Grübchen, das nur dann zum Vorschein kam, wenn etwas sie zutiefst amüsierte, zwinkerte auf ihrer Wange. »Ich hatte ein *bildschönes* Kleid.«

Insebinse-Spinne, wie lang dein Faden ist

Unglücklicherweise blieb ihm keine Zeit mehr für einen Besuch bei Fraser & Cie, denn er war ja mit Quarry verabredet, den er wie angekündigt vor der Kirche St.-Martin-in-the-Fields antraf.

»Gehen wir zu einer Hochzeit oder einer Beerdigung?«, fragte er, als er aus der Kutsche stieg.

»Muss wohl eine Hochzeit sein - wie ich sehe, habt Ihr ein Geschenk dabei. Oder ist das für mich?« Quarry wies kopfnickend auf das Buch unter Greys Arm.

»Ihr könnt es haben, wenn Ihr wollt.« Grey trennte sich erleichtert von der Präsentationsausgabe von *Fanny Hill*; er war gezwungen gewesen, das Buch mit aus dem Haus zu nehmen, da Olivia sich im Flur auf ihn gestürzt und ihn dann zum Eingang begleitet hatte, wobei sie ihm mit weiteren Spitzenmustern vor der Nase herumgefuchelt und ihn nach seiner Meinung gefragt hatte.

Quarry öffnete das Buch, kniff die Augen zu, dann sah er mit lüsternem Blick zu Grey auf.

»Aber Johnny. Ich wusste ja gar nicht, dass Ihr so empfindet!«

»Was?« Als er Quarrys Grinsen sah, riss er das Buch wieder an sich und entdeckte erst jetzt, dass es eine Widmung auf der Titelseite hatte. Die Gräfin hatte davon offenbar auch nichts gewusst - zumindest hoffte er das.

Es war ein recht eindeutiger Vers von Catull, der mit der Initiale »J« signiert war.

»Schade, dass ich nicht Benedicta heiße«, meinte Quarry. »Sieht ja nach einem sehr interessanten Bändchen aus!«

Grey, der die Zähne zusammenbiss und im Geiste hastig eine Liste von Bekannten seiner Mutter durchging, deren Namen mit »J« anfang, riss die Titelseite vorsichtig aus dem Buch, steckte sie in seine Tasche und gab Quarry das Buch entschlossen zurück.

»Zu wem gehen wir?«, erkundigte er sich. Wie verlangt war er in seiner ältesten Uniform gekommen und zupfte kritisch an einem Faden herum, der sich von seiner Manschette löste. Tom Byrd war ein exzellenter Barbier, doch ansonsten ließen seine Kammerdienerkünste etwas zu wünschen übrig.

»Irgendjemand«, sagte Quarry vage und betrachtete eine der Illustrationen. »Weiß nicht, wie er heißt. Richard hat mich auf ihn angesetzt; sagt, er wisse alles über die Angelegenheit in Calais; könnte hilfreich sein.« Richard war Lord Joffrey, Quarrys älterer Halbbruder, der großen politischen Einfluss hatte. Er hatte zwar nicht direkt mit der Armee oder der Marine zu tun, doch er kannte alle wichtigen Persönlichkeiten, die etwas damit zu tun hatten, und war im Allgemeinen über jeden Skandal, der sich zusammenbraute, Wochen vor seinem öffentlichen Ausbruch informiert.

»Dann ist es jemand aus Regierungskreisen?«, fragte Grey, weil sie gerade in die Whitehall Street einbogen, an der fast nur Regierungsgebäude standen.

Quarry schloss das Buch und warf ihm einen argwöhnischen Blick zu.

»Weiß ich nicht genau.«

Grey gab das Fragen auf, hoffte jedoch, dass die Angelegenheit nicht allzu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Er hatte einen frustrierenden Tag hinter sich; hatte den Morgen

mit fruchtlosen Ermittlungen verbracht und die Mittagszeit mit der Anprobe eines Anzuges, von dem er sich zunehmend sicher war, dass er ihn nie zu der Hochzeit tragen würde, für die er gedacht war. Im Großen und Ganzen war ihm nach einer herzhaften Mahlzeit und einem ordentlichen Schluck zumute - nicht nach Gesprächen mit namenlosen Personen in nicht existenten Positionen.

Doch er war Soldat und erkannte die Pflicht, wenn sie rief.

Abgesehen von den Überresten des Palastes und dem großen Bankettsaal, die aus einem vergangenen Jahrhundert stammten, war die Whitehall Street architektonisch unauffällig. Diese Bauwerke waren jedoch genauso wenig ihr Ziel wie die etwas gammeligsten Gebäude in ihrer Nähe, in denen die minderen Regierungsämter untergebracht waren. Zu Greys Überraschung trat Quarry stattdessen durch die Tür des »Golden Cross«, eines baufälligen Wirtshauses gegenüber von St.-Martin-in-the-Fields.

Quarry ging voraus in den Schankraum, bestellte beim Wirt zwei Biere und setzte sich auf eine Bank. Er benahm sich ganz so, als sei er hier Stammgast - und es befanden sich in der Tat diverse Militärangehörige unter den Gästen, obwohl die meisten von ihnen Marineoffiziere niederen Ranges waren. Quarry trieb die Maskerade noch weiter, indem er Grey in ein lautes, scherzhaftes Gespräch über Pferderennen verwickelte, doch sein Blick wanderte ruhelos im Raum umher und registrierte jeden, der kam oder ging.

Nach ein paar Minuten dieses Schauspiels sagte Quarry ganz leise: »Wartet zwei Minuten, dann folgt mir.« Er trank den Rest seines Biers, schob das leere Glas achtlos beiseite und ging. Dabei benutzte er den Hinterausgang, als wollte er den Abort aufsuchen.

Etwas verdutzt trank Grey ganz in Ruhe den Rest seines Ale, dann erhob er sich ebenfalls.

Die Sonne sank bereits, doch es war noch hell genug, um zu

sehen, dass der enge Hinterhof des »Golden Cross« leer war, abgesehen von dem üblichen Gerümpel aus Abfällen, feuchter Asche und kaputten Fässern. Die Tür des Aborts stand einen Spalt offen, und auch dieser war leer - bis auf eine Fliegenwolke, die sich des milden Wetters erfreute. Grey verscheuchte gerade eine Anzahl dieser vorwitzigen Insekten, als er eine Bewegung im Halbdunkel am Ende des Hofes sah.

Er näherte sich vorsichtig und entdeckte einen sympathischen jungen Mann, der ordentlich, aber unauffällig gekleidet war und ihn anlächelte, sich dann aber grußlos umwandte. Er folgte dieser Eskorte und fand sich auf einer wackeligen Treppe wieder, die zwischen der Wand des Wirtshauses und dem angrenzenden Gebäude entlanglief und an einer Tür endete, die wahrscheinlich die Privaträume des Wirtshausbesitzers behütete. Der junge Mann öffnete sie, trat ein und winkte ihm, zu folgen.

Er war sich nicht ganz sicher, welche Erwartung diese einleitende Geheimnistuerei in ihm geweckt hatte, doch die Realität war herzlich unaufregend. Das Zimmer hatte niedrige Deckenbalken; es war dunkel und verkommen, möbliert mit den abgenutzten Gegenständen eines schäbigen Alltags - einer heruntergekommenen Anrichte, einem aus Brettern zusammengezimmerten Tisch mit einer Bank und Hockern, einem beschädigten Nachttopf, einer rauchenden Lampe und einem Tablett mit fleckigen Gläsern und einem Dekanter mit trübem Wein. Dazu zierte völlig unpassenderweise eine kleine Silbervase den Tisch, in der ein Strauß leuchtend gelber Tulpen stand.

Harry Quarry saß direkt neben den Blumen und unterhielt sich mit einem kleinen, altmodisch aussehenden Mann, der Grey seinen fetten Rücken zugewandt hatte. Quarry blickte auf und zog eine Augenbraue hoch, um anzuzeigen, dass er Grey gesehen hatte, wies ihn aber mit einer knappen Handbewegung an, sich kurz im Hintergrund zu halten.

Der diskrete junge Mann, der ihn hergebracht hatte,

verschwand durch eine Tür im Nebenzimmer; ein anderer junger Mann war am anderen Ende des Zimmers damit beschäftigt, auf der Anrichte einen Stapel Papiere und Mappen zu sortieren.

Irgendetwas an diesem Mann weckte eine Erinnerung, und er trat einen Schritt auf ihn zu. Der junge Mann wandte sich plötzlich um, die Hände voller Papiere, blickte auf und erstarrte mit offenem Mund wie ein Goldfisch. Eine Perücke bedeckte seine goldenen Locken, doch es machte Grey keine Schwierigkeiten, das weiße Gesicht darunter zu erkennen.

»Mr. Stapleton?« Der fette, kleine Mann am Tisch drehte sich nicht um, sondern hob nur eine Hand. »Habt Ihr es gefunden?«

»Ja, Mr. Bowles«, sagte der junge Mann, die brennenden, blauen Augen nach wie vor auf Greys Gesicht geheftet. Er schluckte, und sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. »Schon unterwegs.«

Grey, der keine Ahnung hatte, wer dieser Mr. Bowles sein könnte oder was hier eigentlich vorging, schenkte Stapleton ein kleines, rätselhaftes Lächeln. Der junge Mann riss den Blick von ihm los und trat zu dem fetten Mann, um ihm die Blätter zu geben, konnte es sich aber nicht verkneifen, sich erneut rasch und ungläubig umzusehen.

»Danke, Mr. Stapleton«, sagte der untersetzte Mann, und sein Tonfall verdeutlichte, dass dieser nicht mehr gebraucht wurde. Mr. Stapleton alias Neil, das Flittchen, verbeugte sich ruckartig und setzte sich in Bewegung. Dabei huschte sein Blick wiederholt zu Grey wie der eines Mannes, der gerade ein Gespenst gesehen hat, jedoch hofft, dass es so höflich sein wird, vor dem nächsten Hinsehen zu verschwinden.

Quarry und der schäbige Mr. Bowles hatten immer noch die Köpfe zusammengesteckt und unterhielten sich murmelnd. Grey schlenderte unauffällig zu einem offenen Fenster, wo er stehen blieb, die Hände hinter dem Rücken gefaltet, als schnappte er zur Erholung von dem Mief im Inneren des Zimmers frische

Luft.

Die Sonne war fast untergegangen, und ihre letzten Strahlen spiegelten sich auf dem Rumpf des Bronzepferdes, das unten auf der Straße stand und Charles I. auf dem Rücken trug. Er hatte schon in jungen Jahren eine geheime Vorliebe für diese Statue gehabt, seitdem ihm ein längst vergessener Tutor mitgeteilt hatte, dass der Monarch, der gute sechs Zentimeter kleiner gewesen war als Grey jetzt, sich zu Pferd hatte darstellen lassen, um mehr Eindruck zu machen - und dass er dabei seine Größe ganz unauffällig auf gerade ein Meter achtzig hatte aufrunden lassen.

Ein leises Räuspern hinter ihm sagte ihm, dass Neil, das Flittchen, wie beabsichtigt zu ihm getreten war.

»Möchtet Ihr etwas Wein, Sir?«

Er drehte sich halb um, sodass der junge Mann mit seinem Tablett ganz natürlich vortreten und es auf der breiten Fensterbank abstellen konnte. Grey machte eine kleine, zustimmende Geste und sah mit kühler Miene zu, wie der Wein ausgeschenkt wurde.

Stapletons Blick huschte zur Seite, um sich zu überzeugen, dass niemand sie beobachtete, dann schoss er zurück und heftete sich mit einem Ausdruck stummer Verzweiflung auf Grey.

Bitte. Seine Lippen bewegten sich tonlos, während er Grey das Glas reichte. Der Wein bebte und schwappte in dem blinden Glas hin und her.

Grey machte keine Anstalten, es sofort zu ergreifen, sondern warf ebenfalls einen Seitenblick auf Mr. Bowles' gesenkten Kopf, dann wieder auf Stapletons, wobei er fragend die Augenbrauen hochzog.

Ein Ausdruck blanken Entsetzens trat bei diesem Gedanken in Stapletons Augen, und er schüttelte kaum merklich den Kopf.

Grey streckte die Hand aus und legte sie um das Glas.

Dabei bedeckte er Neils Fingerspitzen. Er drückte kurz zu, dann nahm er das Glas und ließ die Augenlider sinken.

»Ich danke Euch, Sir«, sagte er höflich.

»Euer Diener, Sir«, sagte Stapleton genauso höflich und verbeugte sich, bevor er sich abwandte, um das Tablett zu nehmen. Grey fing den schwachen Geruch von Stapletons Schweiß auf, beißend vor Angst, doch der Dekanter und die restlichen Gläser zitterten nicht mehr, als er sie davontrug.

Grey schmeckte den fauligen Wein kaum, halb erstickt wie er war, weil auch ihm das Herz im Halse schlug. Was in Gottes Namen ging hier vor? Er glaubte nicht, dass dieses Zusammentreffen etwas mit ihm zu tun hatte; Harry hätte ihn mit Sicherheit gewarnt - aber vielleicht hatte ja Stapleton... nein, sonst hätte ihm Greys Auftauchen kaum einen solchen Schrecken eingejagt. Aber was dann Stühlerücken unterbrach ihn glücklicherweise bei diesen Spekulationen, bevor sie noch unzusammenhängender wurden.

»Lord John?« Quarry war aufgestanden und sprach ihn formell an. »Darf ich Euch Mr. Hubert Bowles vorstellen? Major Grey.«

Mr. Bowles war ebenfalls aufgestanden, obwohl das kaum auffiel, weil er so klein war, dass er jetzt kaum größer war als im Sitzen. Grey verbeugte sich höflich mit einem gemurmelten »Stets zu Diensten, Sir«.

Er nahm auf dem Hocker Platz, den man ihm zuwies, und sah sich einem Paar sanfter Augen gegenüber, die die vage Schieferfarbe eines Neugeborenen hatten und ihm aus einem Gesicht entgegenblickten, dessen Züge so individuell waren wie die eines Puddings. Es lag ein kühler Geruch in der Luft; etwas, das wie sehr alter Schweiß roch, jedoch mit einem Hauch von eitriger Fäulnis versetzt. Er konnte nicht sagen, ob es von der Ausstattung des Zimmers kam oder von dem Mann vor ihm.

»Mylord«, sagte Bowles mit lispelnder Stimme, die kaum

mehr war als ein Flüstern. »Es ist sehr freundlich von Euch, Euch zu uns zu gesellen.«

Als wäre ich aus freien Stücken hier, dachte Grey zynisch, verbeugte sich jedoch nur und murmelte eine Höflichkeitsfloskel als Erwiderung, während er sich Mühe gab, ausschließlich durch den Mund zu atmen.

»Oberst Quarry hat mir von Euren Bemühungen und Entdeckungen berichtet«, sagte Bowles und drehte mit kurzen, vorsichtigen Fingern ein Blatt Papier um. »Ihr seid außerordentlich gründlich gewesen.«

»Ihr schmeichelt mir zu sehr, Sir«, sagte Grey. »Ich habe doch nichts Konkretes herausgefunden - ich gehe davon aus, dass wir hier von Tim O'Connells Tod reden?«

»Unter anderem.« Bowles lächelte freundlich, doch der vage Ausdruck in seinen Augen änderte sich nicht.

Grey räusperte sich, und erst jetzt schmeckte er das scheußliche Aroma des Weins, den er geschluckt hatte.

»Ich nehme an, Oberst Quarry hat Euch mitgeteilt, dass ich keinen Beweis finden konnte für eine Verstrickung O'Connells in... die vorliegende Angelegenheit.«

»Das hat er.« Bowles ließ den Blick von Grey zu den gelben Tulpen wandern. Grey sah, dass sie orange Kelche hatten und im letzten Sonnenlicht wie geschmolzenes Gold glänzten. Wenn sie einen Duft hatten, war er unglücklicherweise nicht kräftig genug, um wahrnehmbar zu sein. »Oberst Quarry ist der Ansicht, dass es Euch bei Euren Ermittlungen helfen würde, wenn wir Euch über die Ergebnisse unserer eigenen... Nachforschungen unterrichten würden.«

»Ich verstehe«, sagte Grey, obwohl er bis jetzt noch gar nichts verstand. »Unsere eigenen Nachforschungen.« Und wer genau waren »wir«? Harry saß zusammengesunken auf seinem Hocker, ein unberührtes Glas Wein in der Hand, das Gesicht bewusst ausdruckslos.

»Wie Euch der Oberst, glaube ich, mitgeteilt hat, gab es mehrere Verdächtige, als der Diebstahl geschah.« Bowles' kleine, weiche Pranke spreizte sich über die Papiere. »Es wurden sofort durch mehrere Instanzen Nachforschungen über all diese Männer angestellt.«

»Davon war ich ausgegangen.«

Trotz des offenen Fensters war es sehr warm in der Kammer, und Grey konnte spüren, dass ihm das Hemd am Rücken klebte und ihn der Schweiß an den Schläfen kitzelte. Er hätte sich gern mit dem Ärmel über das Gesicht gewischt, doch irgendwie zwang ihn die Gegenwart dieses merkwürdigen Mannes, einfach nur zu nicken und stocksteif in Hab-Acht-Stellung dazusitzen.

»Ohne Details zu verraten -« Ein schmales Lächeln huschte bei diesen Worten über Bowles' Gesicht, als hätte die Vorstellung, anderen Details vorzuenthalten, insgeheim etwas Köstliches an sich. »Ich kann Euch verraten, Major, dass es inzwischen so gut wie sicher ist, dass Sergeant O'Connell der Schuldige gewesen ist.«

»Ich verstehe«, sagte Grey erneut vorsichtig.

»Wir haben ihn natürlich aus den Augen verloren, als der Mann, der ihn beschattet hat - er hieß Jack Byrd, nicht wahr? -, am Samstag verschwunden ist.« Grey war sich völlig sicher, dass Bowles den Namen wusste, dass er höchstwahrscheinlich eine ganze Menge mehr wusste als das.

»Wir haben jedoch«, fuhr Bowles fort und streckte einen seiner Stummelfinger aus, um die schimmernden Blütenblätter zu berühren, »gerade einen Bericht aus einer anderen Quelle erhalten, die O'Connell am Freitag an einem bestimmten Ort gesehen hat. Das war der Tag vor seinem Tod.«

Ein Schweißtropfen hing an Greys Kinn; er konnte spüren, wie er dort zitterte, genau wie die Pollenkörner an den weichen, schwarzen Stempeln der Tulpen.

»Ein ausgesprochen ungewöhnlicher Ort«, fuhr Bowles fort

und strich mit verträumter Sanftheit über das Blütenblatt. »Ein Etablissement namens ›Lavender House‹, in der Nähe von Lincoln's Inn. Habt Ihr schon einmal davon gehört?«

Oh, Himmel. Er konnte die Worte deutlich hören und hoffte, dass er sie nicht laut ausgesprochen hatte. Das war's dann also.

Er setzte sich noch gerader hin und wischte sich mit dem Handrücken den Schweißtropfen vom Kinn, auf das Schlimmste gefasst.

»Ja, das habe ich. Ich bin letzte Woche selbst im ›Lavender House‹ gewesen - im Rahmen meiner Nachforschungen.«

Dies schien Bowles - natürlich! - nicht im Geringsten zu erstaunen. Grey war sich bewusst, dass Quarry neben ihm ein neugieriges, jedoch kein alarmiertes Gesicht machte. Er war sich einigermaßen sicher, dass Quarry keine Vorstellung von der Natur des »Lavender Houses« hatte. Er war sich völlig sicher, dass Bowles Bescheid wusste.

Bowles nickte freundlich.

»Aha. Was ich mich frage, Major, ist, was Ihr über O'Connell herausgefunden habt, das Euch zu diesem Ziel geführt hat.«

»Es - war nicht O'Connell, über den ich Erkundigungen eingezogen habe.« Bei diesen Worten rutschte Quarry ein wenig hin und her und stieß ein leises »Hmpf!« aus.

Es war nicht zu ändern. Grey befahl Gott seine Seele an, holte tief Luft und erzählte die ganze Geschichte seiner Erkundungszüge über das Leben und Benehmen des Joseph Trevelyan.

»Ein grünes Samtkleid«, sagte Bowles, der kaum erstaunt klang. »Du liebe Güte.« Seine Hand hatte sich von den Tulpen gesenkt und schmiegte sich nun besitzergreifend um den runden Bauch der Silbervase.

Greys Hemd war inzwischen durchgeschwitzt, doch er hatte keine Angst mehr. Im Gegenteil, er spürte eine seltsame Ruhe,

als sei ihm die Sache nun völlig aus der Hand genommen worden. Was als Nächstes geschah, lag in der Hand des Schicksals, oder Gottes - oder Hubert Bowles', wer in Gottes Namen er auch immer sein mochte.

Stapleton war offenbar ein Angestellter in Bowles' Diensten - welches namenlose Amt dieser auch innehaben mochte -, und Greys zweiter Gedanke nach dem Schreck, ihn hier zu sehen, war gewesen, dass Stapleton das »Lavender House« als Agent in Bowles' Auftrag aufgesucht hatte.

Doch Stapleton war über Greys plötzliches Auftauchen zu Tode erschrocken gewesen; also musste er davon ausgehen, dass Bowles nichts über seine Natur wusste. Wozu sonst jene stumme Bitte?

Stapleton hätte also Greys Anwesenheit im »Lavender House« niemals erwähnt; er konnte es gar nicht, ohne selbst in Verdacht zu geraten. Und dies wiederum bedeutete, dass er aus rein persönlichen Gründen dort gewesen war. Jetzt, da er einen Augenblick zum Nachdenken hatte, begriff Grey - mit der fundamentalen Erleichterung eines Menschen, der von der Falltür des Galgens zurücktritt -, dass sich Mr. Bowles nur insofern für seine eigene Handlungsweise interessierte, als sie mit der Affäre O'Connell zu tun hatte. Und da er einen derartig einsichtigen Grund für seine Anwesenheit im »Lavender House« liefern konnte...

»Ich... V-Verzeihung, Sir?«, stotterte er, denn er begriff zu spät, dass Bowles etwas zu ihm gesagt hatte.

»Ich habe gefragt, ob Ihr fest davon überzeugt seid, dass diese Iren eine verdächtige Rolle spielen, Major. Die Scanions?«

»Ich glaube, dass sie das tun«, erwiderte er vorsichtig. »Doch das ist nur mein Eindruck, Sir. Ich habe allerdings zu Oberst Quarry gesagt, dass es nützlich sein könnte, sie offiziell zu verhören - und nicht nur die Scanions, sondern auch Miss Iphigenia Stokes und ihre Familie.«

»Ah, Miss Stokes.« Die Hängebacken des Mannes zitterten schwach. »Nein, die Familie Stokes ist uns gut vertraut. Unbedeutende Schmuggler, bis zum letzten Mann, aber keinerlei politische Verbindungen. Und auch keinerlei Kontakt mit den... Personen im ›Lavender House‹.«

Personen. Damit, so begriff Grey, war mit ziemlicher Sicherheit Dickie Caswell gemeint. Da Bowles von O'Connells Anwesenheit im »Lavender House« wusste, musste ihm jemand davon erzählt haben. Daher lag der Schluss nahe, dass Caswell die »Quelle« war, von der die Informationen über O'Connell stammten - was wiederum darauf hindeutete, dass Caswell eine reguläre Informationsquelle für Mr. Bowles und sein dubioses »Amt« war. Das war äußerst Besorgnis erregend, doch er hatte jetzt keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

»Ihr habt gesagt, O'Connell ist freitags im ›Lavender House‹ gewesen«, sagte Grey, um das Gespräch wieder in den Griff zu bekommen. »Wisst Ihr, mit wem er dort gesprochen hat?«

»Nein.« Bowles' Lippen wurden so dünn, dass sie verschwanden. »Er ist zur Hintertür des Etablissements gegangen, und als man ihn nach seinem Begehren fragte, hat er erwidert, er sei auf der Suche nach einem Herrn namens Meyer, oder etwas in der Art. Der Bedienstete, der mit ihm gesprochen hat, bat ihn zu warten, und ging ins Haus, um nachzufragen; als er zurückkam, war O'Connell fort.«

»Meyer?« Quarry beugte sich vor und mischte sich in das Gespräch ein. »Ein Deutscher? Ein Jude? Ich habe schon von einem Kerl dieses Namens gehört - ein fahrender Münzhändler. Arbeitet, glaube ich, in Frankreich. Eine sehr gute Verkleidung für einen Geheimagenten wandert von einem reichen Haus zum nächsten, womit, einem großen Rucksack?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, Sir.« Dieses Eingeständnis schien Bowles etwas zu ärgern. »Eine solche Person ist nicht im ›Lavender House‹ gewesen, und auch

niemand dieses Namens. Unter den Umständen kommt mir das Ganze allerdings sehr verdächtig vor.«

»Oh, sehr«, sagte Quarry mit einem sarkastischen Unterton. »Nun denn. Was schlägt Ihr vor?«

Bowles warf Quarry einen kalten Blick zu.

»Es ist von äußerster Wichtigkeit, dass wir den Mann finden, dem O'Connell seine Geheimnisse verkaufen wollte, Sir. Es scheint klar zu sein, dass dies ein spontanes Verbrechen gewesen ist, keine gezielte Spionage - es konnte ja niemand wissen, dass die Listen unbeaufsichtigt und offen daliegen würden.«

Quarry pflichtete ihm mit einem Grunzlaut bei und lehnte sich zurück, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Aye, und?«

»Doch nachdem er den Wert der Informationen erkannt und die Dokumente an sich genommen hatte, sah sich der Dieb - nennt ihn der Bequemlichkeit halber O'Connell - vor die Notwendigkeit gestellt, einen Käufer dafür zu finden.«

Bowles zog einige Bögen grobes Papier aus dem Stapel, der vor ihm lag, und breitete sie aus. Sie waren mit einer rundlichen Schrift bedeckt, die mit einem Stift niedergeschrieben und so gut lesbar war, dass Grey hier und dort ein auf dem Kopf stehendes Wort ausmachen konnte.

»Dies sind die Berichte, die Jack Byrd für uns angefertigt hat«, sagte Bowles und legte die Bögen einen nach dem anderen auf den Tisch. »Er beschreibt jede von O'Connells Bewegungen und notiert die Beschreibung - und oft auch den Namen - jeder Person, die er im Gespräch mit dem Sergeant beobachtet hat. Agenten meines Amtes -«, Grey bemerkte, dass er nicht weiter darauf einging, *welches* Amt, »- haben die meisten dieser Personen lokalisiert und identifiziert. Es sind mehrere darunter, die in der Tat lose Verbindungen ins Ausland haben - jedoch keiner, der in der Lage wäre, einen Kontrakt in dieser

Größenordnung in die Wege zu leiten.«

»O'Connell war auf der Suche nach einem Käufer«, fasste Grey zusammen. »Vielleicht hat ihm ja einer von diesen kleinen Fischen den Namen dieses Meyer genannt, nach dem er sich erkundigt hat.«

Bowles neigte seinen runden Kopf ein paar Zentimeter in Greys Richtung.

»Das hatte ich ebenfalls angenommen, Major«, sagte er höflich. »»Kleine Fische«. Ein sehr pittoreskes und passendes Bild, wenn ich das sagen darf. Und es ist gut möglich, dass dieser Meyer der Hai in unserem Meer der Intrigen ist.«

Aus dem Augenwinkel sah Grey, wie Harry Grimassen schnitt, und er hustete und wandte sich in die andere Richtung, um Bowles' Blick auf sich zu lenken.

»Eure... äh... Quelle - könnte er diese Person nicht finden, wenn es eine Verbindung zwischen ihr und dem ›Lavender House‹ gibt?«

»Das will ich doch wohl meinen«, sagte Bowles, der jetzt wieder einen selbstzufriedenen Eindruck machte. »Meine Quelle leugnet jedoch, von einer solchen Person zu wissen - was mich zu der Annahme führt, dass O'Connell entweder in die Irre geführt worden ist oder dass dieser Meyer eine Art Decknamen benutzt. Kaum unwahrscheinlich, wenn man die... äh... Natur dieses Hauses bedenkt.«

Die letzten Worte wurden mit einem solchen Unterton ausgesprochen - irgendetwas zwischen Missbilligung und... Faszination? Schadenfreude? -, dass Grey ein kurzes Kribbeln verspürte und sich instinktiv über den Handrücken strich, als wollte er ein lästiges Insekt verscheuchen.

Bowles griff jetzt in eine weitere Mappe. Das Papier, das er herauszog, war von sehr viel besserer Qualität; gutes Pergament, das mit dem Königlichen Siegel verschlossen war.

»Dies, Mylord, ist ein Brief, der Euch ermächtigt, Nachforschungen in Sachen Timothy O'Connell anzustellen«, sagte Bowles und reichte Grey das Papier. »Er ist mit Absicht sehr vage formuliert, doch ich baue darauf, dass Ihr ihn sinnvoll nutzen werdet.«

»Danke«, sagte Grey, der das Dokument mit den bösesten Vorahnungen entgegennahm. Er wusste noch nicht genau, warum, doch seine Instinkte warnten ihn, dass das rote Siegel Gefahr verkündete.

»Nun, wollt Ihr etwa, dass Lord John dorthin zurückgeht und das Haus auf den Kopf stellt?«, fragte Quarry ungeduldig. »Wir haben einen zahmen Konstabler; sollen wir ihn bitten, die Juden in seinem Distrikt zusammenzutreiben und sie mit den Füßen ins Feuer zu halten, bis sie mit diesem Meyer herausrücken? Was in Gottes Namen sollen wir *tun*?«

Mr. Bowles mochte es nicht, wenn man ihn zur Eile trieb, das konnte Grey sehen. Seine Lippen wurden erneut dünn, doch bevor er etwas erwidern konnte, meldete sich Grey seinerseits zu Wort.

»Sir - wenn ich etwas sagen dürfte? Ich habe da etwas - es ist natürlich möglich, dass es nichts ist -, doch es scheint da eine merkwürdige Verbindung zu geben...« So gut er konnte, erklärte er das Auftauchen eines ungewöhnlichen, deutschen Weins im »Lavender House« und seine offensichtliche Verbindung mit Trevelyans mysteriöser Partnerin. Und Jack Byrd wiederum stand natürlich in Verbindung zu Trevelyan.

»Daher frage ich mich, Sir, ob es möglich wäre herauszufinden, wer zu den Käufern dieses Weins gehört, und so eventuell die Fährte des geheimnisvollen Mr. Meyer aufzuspüren?«

Die speckige Hautwulst, die Mr. Bowles als Stirn diente, durchlief krampfartige Bewegungen wie eine Schnecke, die heftig nachdenkt - doch dann entspannte sie sich.

»Ja, ich glaube, dass dies eine lohnenswerte Spur ist«, räumte er ein. »Unterdessen, Oberst -«, er wandte sich im Befehlston an Harry, »empfehle ich Euch, dass Ihr Euch Mr. Scanion und seine Frau vornehmt und ihnen gegenüber die geeigneten Schritte einleitet.«

»Daumenschrauben eingeschlossen?«, erkundigte sich Harry und stand auf. »Oder soll ich beim Einsatz der Knute die Grenze ziehen?«

»Das überlasse ich Eurem unfehlbaren beruflichen Urteilsvermögen, Oberst«, sagte Bowles höflich. »Ich werde die weiteren Nachforschungen im ›Lavender House‹ übernehmen. Und Major Grey - ich halte es für das Beste, wenn Ihr Euch um Mr. Trevelyan's mögliche Verwicklung in die Angelegenheit kümmert; Ihr scheint mir am ehesten in der Position zu sein, es diskret zu tun.«

Was bedeutet, dachte Grey, dass jetzt in leuchtenden Großbuchstaben das Wort »Sündenbock« auf meiner Stirn steht. Wenn die ganze Sache hochgeht, kann man sie getrost mir in die Schuhe schieben und mich für den Rest meines Lebens nach Schottland oder Kanada verschiffen, ohne dass der Gesellschaft ein Verlust entstünde.

»Danke«, sagte Grey, der das Kompliment entgegennahm, als sei es eine tote Ratte. Harry prustete, und sie verabschiedeten sich.

Doch bevor sie noch die Tür erreicht hatten, sprach Bowles erneut.

»Lord John. Wenn Ihr einen gut gemeinten Rat annehmen würdet, Sir?« Grey drehte sich um. Die vagen, blauen Augen schienen auf eine Stelle oberhalb seiner linken Schulter konzentriert zu sein, und er musste sich zwingen, sich nicht umzudrehen und nachzusehen, ob tatsächlich jemand hinter ihm stand.

»Natürlich, Mr. Bowles.«

»Ich glaube, ich würde es Mr. Trevelyan nur ungern gestatten, mein angeheirateter Verwandter zu werden. Das ist natürlich nur meine persönliche Meinung.«

»Ich danke Euch für Eure freundliche Anteilnahme, Sir«, sagte Grey und verbeugte sich äußerst korrekt.

Er folgte Harry die baufällige Treppe hinunter und über den lärmigen Hof auf die Straße, wo sie beide einen Moment stehen blieben und tief durchatmeten.

»Knote?«, sagte Grey.

»Auspeitschen auf Russisch«, erklärte Quarry und zupfte an seiner zerknitterten Halsbinde. »Mit einer Peitsche aus Nilpferdhaut. Habe ich einmal gesehen; es hat den armen Kerl mit drei Hieben bis auf die Knochen zerfetzt.«

»Klingt sehr verlockend«, pflichtete Grey ihm bei und verspürte einen unerwarteten Anflug von Seelenverwandtschaft mit seinem Halbbruder Edgar. »Ihr habt nicht zufällig eine Knote übrig, die Ihr mir leihen könntet, bevor ich Trevelyan besuche?«

»Nein, aber es könnte sein, dass Maggie eine in ihrer Sammlung hat. Soll ich sie fragen?« Aus Bowles' bedrückendem Loch befreit, kehrte Quarrys natürliche Fröhlichkeit zurück.

Grey verneinte mit einer Handbewegung.

»Macht Euch keine Mühe.« Er setzte sich neben Harry in Bewegung, und sie wandten sich die Straße hinunter zurück zum Fluss.

»Wenn man den guten Mr. Bowles trocken und ausstopfen würde, würde er eine exzellente Ergänzung dieser Sammlung abgeben. Wer *ist* er, wisst Ihr das?«

»Weder Fisch noch Fleisch, also muss er wohl Geflügel sein«, sagte Quarry achselzuckend. »Darüber hinaus stellt man wohl besser keine Fragen.«

Grey nickte zustimmend. Er fühlte sich wie ausgewungen -

und fürchterlich durstig.

»Kann ich Euch im ›Beefsteak‹ ein Glas ausgeben, Harry?«

»Macht ein Fass draus«, sagte Harry und schlug ihm die Hand auf den Rücken. »Und ich spendiere das Essen. Also los.«

Barbier, Barbier, das Schwein rasier

Die Weinhandlung Fraser & Cie war klein und dunkel, aber sauber - und die Luft im Inneren war Schwindel erregend mit dem Parfüm von Trauben geschwängert.

»Willkommen, Sir, Willkommen. Würdet Ihr die Freundlichkeit besitzen, mir Eure ehrliche Meinung über diesen Wein zu sagen?«

Ein kleiner Mann, der mit Perücke und Rock bekleidet war, war aus dem Halbdunkel aufgetaucht und mit der Plötzlichkeit eines Gnoms, der aus der Erde schlüpft, neben ihm erschienen, um ihm einen Becher mit einer geringen Menge eines dunklen Weins anzubieten.

»Was?« Verblüfft folgte Grey seinem Reflex und nahm den Becher entgegen.

»Ein neuer Wein«, erklärte der kleine Mann und verbeugte sich. »Ich selbst finde ihn wunderbar - ganz wunderbar! Aber Geschmack ist eine solch individuelle Sache, findet Ihr das nicht?«

»Ah... ja. Das ist wahr.« Grey hob den Becher vorsichtig an sein Gesicht. Ihm stieg ein Aroma von erstaunlicher Wärme und Würze so tief in die Nase, dass er sich unwillkürlich mit an die Lippen gepresstem Becher wiederfand, um den flüchtigen Duft näher zu holen.

Er breitete sich über Mund und Gaumen aus und wanderte ihm als magische Wolke in den Kopf; der Geschmack entfaltete sich wie eine Reihe aufblühender Blumen, von denen jede nach einer anderen Kopfnote duftete: Vanille, Pflaume, Apfel,

Birne... und dann der delikateste Nachgeschmack, den er nur mit dem saftigen Gefühl vergleichen konnte, das frisch gebutterter Toast auf der Zunge hinterließ.

»Ich nehme ein Fass davon«, sagte er, ließ den Becher sinken und öffnete die Augen, als der letzte Hauch des Parfüms in seinem Gaumen verflog. »Was ist das?«

»Oh, Ihr mögt ihn!« Der kleine Mann klatschte fast in die Hände vor Entzücken. »Wie mich das freut! Nun, wenn dieser Wein nach Eurem Geschmack ist, dann bin ich *überzeugt*, dass Ihr auch diesen mögen werdet... Er schmeckt nicht jedem, man braucht einen besonders fein entwickelten Geschmackssinn, um seine subtile Note zu schätzen, aber *Ihr*, Sir...« Der leere Becher wurde ihm aus der Hand gerissen und durch einen anderen ersetzt, bevor er Luft holen konnte, um etwas zu sagen.

Während er sich fragte, wie viel er bereits ausgegeben hatte, hob er gehorsam den frischen Becher.

Eine halbe Stunde später verließ er mit geschrumpfter Börse und angenehm schwebendem Kopf den Laden. Er fühlte sich wie eine Seifenblase, hell, luftig und in schillernden Farben glitzernd. Unter dem Arm hatte er eine verkorkte Flasche Schilcher, so hieß der mysteriöse deutsche Rotwein, und in der Tasche eine Liste jener Kunden von Fraser & Cie, die ihn gekauft hatten.

Es war eine kurze Liste, obwohl es mehr waren, als er vermutet hätte - ein halbes Dutzend Namen, darunter Richard Caswell, Informationshändler. Was hatte ihm Caswell sonst noch wohl überlegt vorenthalten?, fragte er sich. Der enthusiastische Weinverkäufer, der sich irgendwann als Mr. Congreve vorgestellt hatte, war bedauerlicherweise nicht in der Lage, ihm viel über die anderen Käufer des deutschen Rotweins zu erzählen. »Die meisten unserer Kunden schicken einfach einen Dienstboten, wisst Ihr; eine Schande, dass nicht mehr persönlich kommen, so wie Ihr, Mylord!«

Dennoch war an den Namen zu erkennen, dass mindestens vier der sechs Deutsche waren, wenn auch keiner von ihnen Meyer hieß. Wenn seine Mutter sie nicht identifizieren konnte, standen die Chancen gut, dass von Namtzen es konnte; die reichen Ausländer in London neigten dazu, Grüppchen zu bilden oder zumindest voneinander zu wissen. Preußen und Sachsen mochten zwar im gegenwärtigen Konflikt auf entgegengesetzten Seiten stehen, doch ihre Bewohner sprachen immerhin dieselbe Sprache.

Ein Lumpenbündel, das auf dem Gehweg hockte, regte sich, als wollte es sich auf ihn zubewegen, und er fixierte es sofort mit seinem Blick, sodass es sich wieder zusammenkauerte und vor sich hinmurmelte. Seine Mutter hatte die Umgebung von Fraser & Cie sehr akkurat als »keine besonders angenehme Gegend« beschrieben, und der eisblaue Anzug mit den Silberknöpfen, der Mr. Congreve so hilfreich von seiner Kreditwürdigkeit überzeugt hatte, zog die weniger begehrenswerte Aufmerksamkeit der nicht ganz so ehrbaren Bewohner des Viertels auf sich.

Er war so vorsichtig gewesen, sein Schwert als sichtbare Warnung zu tragen, und hatte zusätzlich zu einer verstärkten Lederweste unter seinem Hemd auch einen Dolch im Hosenbund stecken - obwohl er sehr gut wusste, dass ein Auftreten, das augenblickliche Gewaltbereitschaft demonstrierte, die beste Rüstung war. Das hatte er schon mit acht Jahren gelernt; zart und schlank, wie er war, war es eine Sache des Selbstschutzes gewesen. Diese Lektion hatte ihm stets gute Dienste erwiesen.

Er warf zwei herumlungernnden Gestalten, die ihn abschätzend betrachteten, einen feindseligen Blick zu und legte die Hand auf seinen Schwertknauf; ihre Augen wandten sich ab. Er hätte Tom Byrds Gesellschaft begrüßt, war jedoch der Meinung gewesen, dass Zeit wichtiger war als Sicherheit. Er hatte Byrd zu den anderen Weinhändlern geschickt, die seine Mutter ihm

empfohlen hatte; möglicherweise hatte er ja noch weitere Namen mitgebracht, denen man nachspüren musste.

Es war nur ein kleiner Fortschritt bei seiner Aufgabe, die Affären des Joseph Trevelyan zu entwirren, doch momentan bedeutete jede Art von Information, die einen direkten und unzweideutigen Eindruck machte, eine Erleichterung. Er war inzwischen felsenfest entschlossen, auf keinen Fall zuzulassen, dass Trevelyan Olivia heiratete - blieb noch, einen Weg zu finden, die Verlobung diskret aufzulösen, ohne Livys Ruf zu schädigen.

Es würde nicht reichen, einfach nur selbst das Ende der Verlobung zu verkünden; wurde kein Grund angegeben, würden sich Gerüchte verbreiten wie Buschfeuer, und Gerüchte waren der Ruin jeder jungen Frau. Ohne eine Erklärung würde alle Welt davon ausgehen, dass Joseph Trevelyan einen schmerzlichen Schwachpunkt an ihr entdeckt hatte, denn in diesen gesellschaftlichen Sphären wurden Verlobungen weder leichtfertig geschlossen noch gelöst. Vier Anwälte hatten zwei Monate daran gearbeitet, Olivias Ehevertrag zu formulieren.

Genauso wenig konnte er den wahren Grund für die Trennung in der Öffentlichkeit verbreiten - und was die Gesellschaft anging, so gab es keine Privatsphäre; wenn irgendjemand im Umfeld der Familien die Wahrheit erfuhr, würde jeder sie erfahren.

Zwar waren die Greys nicht ohne Einfluss, doch an den Reichtum und die Macht der Trevelyans aus Cornwall reichten sie nicht heran. Die Wahrheit zu verbreiten bedeutete, die Feindschaft der Trevelyans in einem Maße heraufzubeschwören, das die Angelegenheiten seiner eigenen Familie jahrzehntelang kompromittieren würde und es würde Livy dennoch schaden, denn die Trevelyans würden sie für Josephs Bloßstellung und Entehrung verantwortlich machen, auch wenn sie nichts davon gewusst hatte.

Er konnte Joseph Trevelyan zwingen, die Verlobung zu lösen, indem er ihm unter vier Augen drohte, ihn bloßzustellen; doch auch dies würde Livys Ruf einen zweifelhaften Anstrich geben, wenn keine plausible Erklärung folgte. Nein, Trevelyan musste die Verlobung aus freien Stücken lösen, und zwar auf eine Weise, die Livy von jedem Vorwurf freisprach. Es würde immer noch Gerede und Spekulationen geben, doch mit etwas Glück würde der Schaden nicht so groß sein, dass er Livy daran hinderte, schließlich eine andere, ordentliche Partie zu machen.

Was ein solcher Grund sein könnte und wie er Trevelyan mit der Nase darauf stoßen könnte... diesbezüglich hatte er noch keine guten Ideen, doch er hegte die Hoffnung, dass die Entdeckung von Trevelyans *Inamorata* einen solchen Grund darstellen würde. Sie war eindeutig eine verheiratete Frau und befand sich ebenso eindeutig in einer gesellschaftlich höchst delikaten Position; wenn er ihre Identität herausfinden konnte, war es möglich, einen Besuch bei ihrem Ehemann als Druckmittel gegenüber den Trevelyans einzusetzen, ohne dass es den Anschein haben musste, als hätte Grey direkt damit zu tun gehabt.

Zunehmender Lärm riss ihn aus seinen Gedanken, und als er aufblickte, sah er drei Heranwachsende auf sich zukommen, die miteinander herumalberten und sich im Scherz herumschubsten. Sie machten einen derart unschuldigen Eindruck, dass sie sofort verdächtig wirkten. Als er sich rasch umsah, erspähte er prompt ihre Komplizin: ein schmutziges Mädchen von etwa zwölf, das dicht neben ihm darauf lauerte, ihm die Knöpfe abzuschneiden oder den Wein zu entreißen, sobald er sich von ihren Spielkameraden ablenken ließ.

Er ergriff mit einer Hand sein Schwert und umklammerte mit der anderen den Flaschenhals, während er dem Mädchen einen stechenden Blick zuwarf. Sie zog einen trotzigen Schmollmund, wich jedoch zurück, und die Bande der jungen Taschendiebe polterte lauthals an ihm vorbei und ignorierte ihn offenkundig.

Plötzliche Stille bewog ihn aber, ihnen nachzublicken, und er sah gerade noch, wie die Röcke des Mädchens in einer Seitengasse verschwanden. Die Jungen waren nirgendwo mehr in Sicht, doch hastige Schritte hallten leise durch die Gasse und entfernten sich.

Er fluchte wortlos vor sich hin und sah sich um. Wo mochte diese Gasse auskommen? Die Straße, auf der er sich befand, wies zwischen seinem Standort und der nächsten Kreuzung mehrere dunkle Öffnungen auf. Offensichtlich planten sie, vorzulaufen und sich dann auf die Lauer zu legen, bis er an ihrem Versteck vorbeikam, um dann herauszuspringen und ihn hinterrücks zu überfallen.

Vorgewarnt war gut gewappnet, doch sie waren immerhin zu dritt - zu viert, wenn er das Mädchen mitrechnete -, und er bezweifelte, dass sich die Pastetenverkäufer und das Lumpengesindel auf der Straße gedrängt fühlen würden, ihm zur Hilfe zu eilen. Kurz entschlossen machte er kehrt und bog geduckt in die Gasse ein, in der die Taschendiebe verschwunden waren. Er schob eine Hemdfalte beiseite, um den Dolch griffbereit zu haben.

Die Straße war schäbig gewesen; die Gasse war widerlich, eng, dunkel und halb von Abfällen verstopft. Eine Ratte, die schon von den Taschendieben aufgestört worden war, zischte ihn von einem Abfallhaufen an; er schwang die Flasche und schleuderte damit das Tier gegen die Wand, auf der es mit einem zufriedenstellenden, saftigen Geräusch aufprallte, bevor es schlaff zu seinen Füßen landete. Er trat es beiseite und ging weiter, die Flasche schlagbereit und die Hand am Dolch, während er vor sich auf Schritte lauschte.

Die Gasse gabelte sich und vollführte eine Rechtskurve zurück zu der Straße, von der er gekommen war; er blieb stehen und lauschte, dann riskierte er einen raschen Blick um die Ecke. Ja, da waren sie, sprungbereit hingehockt, Stöcke in der Hand. Das verfluchte Mädchen hatte ein Messer oder eine Glasscherbe

in der Hand; er sah es glitzern, als sie sich bewegte.

Nur noch ein paar Sekunden, und sie würden begreifen, dass er nicht die Straße entlangkam. Er schritt lautlos an der Gabelung vorbei und bahnte sich, so schnell er konnte, seinen Weg durch das Gerümpel der linken Gasse. Er musste über nasse Abfallhaufen klettern und sich auf dem Hof eines Tuchwalkers seitlich durch die aufgehängten Stoffbahnen zwängen, was seinem Anzug übel mitspielte, doch schließlich kam er auf einer breiteren Straße aus.

Er erkannte die Straße nicht, konnte jedoch die Kuppel der St.-Pauls-Kathedrale in der Ferne sehen und sich daran orientieren. Trotz des Gestanks nach Hundehaufen und fauligem Kohl fiel ihm das Atmen jetzt leichter. Er richtete seine Schritte nach Osten und wandte sich in Gedanken dem nächsten Punkt auf seinem Tagesplan unangenehmer Pflichten zu, nämlich der erneuten Suche nach einer Lücke in der Wolkendecke, die die Wahrheit über Tim O'Connells Leben und Tod verhüllte.

Am Morgen war eine Note des rätselhaften Mr. Bowles eingetroffen, die besagte, dass man keine weiteren Verbindungen zwischen dem verstorbenen Sergeant und irgendwelchen bekannten ausländischen Agenten entdeckt hatte. Grey fragte sich grimmig, wie viele unbekannte Agenten es wohl in London geben mochte.

Konstabler Magruder war am Abend zuvor persönlich vorbeigekommen, um zu berichten, dass die Nachforschungen im »Turk's Head«, dem Schauplatz der Prügelei vom Samstag, zu keinem Ergebnis geführt hatten. Der Besitzer des Wirtshauses bestand hartnäckig darauf, dass O'Connell die Schänke betrunken, aber auf den eigenen Füßen verlassen hatte. Er räumte zwar ein, dass es in der fraglichen Nacht zu einer Rauferei gekommen war, behauptete jedoch unbeirrbar, dass das Einzige, was dabei Schaden genommen hatte, ein Fenster seiner Wirtschaft gewesen war, als ein Gast einen anderen mit dem Kopf zuerst hindurchgeworfen hatte. Man hatte keine Zeugen

gefunden, die O'Connell später an diesem Abend gesehen hatten - oder die bereit waren, es zuzugeben.

Grey seufzte, und die Seifenblase seiner sanften Hochstimmung platzte. Bowles war davon überzeugt, dass O'Connell der Verräter war - und wahrscheinlich war er es ja auch. Doch je länger die Ermittlungen andauerten, desto mehr entstand auch bei Grey der Eindruck, dass O'Connells Tod eine rein persönliche Angelegenheit gewesen war. Und wenn das der Fall war, lagen die Verdächtigen auf der Hand.

Das war also der nächste Schritt: die Verhaftung Finbar Scanions und seiner Frau. Nun, wenn es sein musste, musste es sein.

Unter den Umständen war die Vorgehensweise klar. Man musste sie festnehmen und getrennt verhören. Quarry würde Scanion klarmachen, dass man Francine höchstwahrscheinlich für den Mord an O'Connell hängen würde, wenn sich nicht beweisen ließ, dass sie nicht in das Verbrechen verwickelt war - und was für einen Beweis konnte es außer Scanions Schuldeingeständnis dafür geben?

Natürlich hing der Erfolg von der Voraussetzung ab, dass Scanion die Frau nicht nur genug liebte, um für sie zu morden, sondern auch, um für sie zu sterben - und es war möglich, dass dem nicht so war. Allerdings war es ein guter Anfang. Und wenn es nicht funktionierte, nun, dann konnte man der Frau die gleiche Argumentation, bezogen auf ihren neuen Ehemann, vielleicht mit mehr Erfolg vortragen.

Es war eine schmutzige Angelegenheit, und es bereitete ihm kein Vergnügen, sie zu lösen. Doch es war nun einmal notwendig - und das Ganze beinhaltete immerhin einen kleinen Hoffnungsschimmer. Wenn O'Connell tatsächlich die Listen gestohlen hatte und sie zum Zeitpunkt seines Todes noch nicht weitergegeben hatte, dann wussten höchstwahrscheinlich entweder Scanion, Francine oder Iphigenia Stokes, wo sie

waren, selbst wenn ihn keiner von ihnen deswegen umgebracht hatte.

Wenn er oder Quarry den Verdächtigen auch nur das Geringste entlocken konnten, was einem Geständnis ähnelte, so war es möglich, dass man offiziell Gnade walten ließ und das Strafmaß milderte - wenn die gestohlenen Unterlagen gefunden wurden. Er war sich sicher, dass er, Harry Quarry und der mysteriöse Mr. Bowles eine Deportationsstrafe anstelle der Hinrichtung arrangieren konnten, und er hoffte, dass es so enden würde.

Allerdings hatte er die Befürchtung, dass sich die gestohlenen Aufzeichnungen gegenwärtig in Frankreich befanden, weil Jack Byrd sie dorthin gebracht hatte. Und in diesem Fall...

Trotz seiner verschlungenen Gedankengänge hatte seine Wachsamkeit nicht nachgelassen, und der Klang rennender Schritte hinter ihm auf der Straße ließ ihn herumfahren, beide Hände an seinen Waffen.

Doch sein Verfolger war kein Taschendieb, sondern vielmehr sein Kammerdiener Tom Byrd.

»Mylord«, keuchte der Junge und blieb neben ihm stehen. Er beugte sich vor, die Hände auf die Knie gestützt, und hechelte wie ein Hund, um wieder zu Atem zu kommen. »Ich hab Euch gesucht... Euch gesehen... und bin gerannt... was... habt Ihr... mit Eurem *Anzug* gemacht?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Grey kurz. »Ist etwas passiert?«

Byrd nickte und schnappte nach Luft. Sein Gesicht war knallrot und schweißüberströmt, doch zumindest konnte er Worte bilden.

»Konstabler Magruder. Er schickt - sagt, kommt so schnell wie möglich. Er hat eine Frau gefunden. Eine tote Frau - in einem grünen Samtkleid.«

Da er sich bewusst war, welche Bedeutung diese Entdeckung möglicherweise haben konnte und wie wichtig Diskretion war, hatte Konstabler Magruder die Leiche praktischerweise in das Regimentsquartier am Cadogan Square bringen lassen, wo man sie im Heuschober untergebracht hatte - zum Entsetzen von Korporal Hicks, der für die Pferde zuständig war. Das erzählte Harry Quarry, den man vom Essen holte, um sich dieser neuen Entwicklung anzunehmen, Grey bei dessen Eintreffen auf dem Hof.

»Was ist mit Eurem Anzug passiert?«, fragte Quarry und betrachtete die diversen Flecken mit Interesse. Er rieb sich mit dem Finger die Nase. »Puh.«

»Das spielt jetzt keine Rolle«, sagte Grey mürrisch. »Kennt Ihr die Frau?«

»Ich glaube, dass nicht einmal ihre Mutter sie erkennen würde«, sagte Quarry und wandte sich um, um zu den Stallungen voranzugehen. »Bin mir ziemlich sicher, dass ich das Kleid schon einmal gesehen habe, in Maggies Haus. Ist aber mit Sicherheit nicht Maggie - überhaupt keine Titten.«

Plötzliche Angst verwandelte Greys Inneres in Wasser. Himmel, konnte es Nessie sein?

»Wenn Ihr sagt, ihre Mutter würde sie nicht erkennen - hatte sie... lange im Wasser gelegen?«

Quarry warf ihm einen verwirrten Blick zu.

»Sie hat überhaupt nicht im Wasser gelegen. Man hat ihr das Gesicht eingeschlagen.«

Er spürte, wie ihm die Galle hochkam. Hatte die kleine Hure in der Hoffnung, ihm noch weiter zu helfen, neugierig herumgestöbert und war wegen ihrer Einmischung ermordet worden? Wenn sie seinetwegen ermordet worden war, und auf eine solche Weise... Er entkorkte die Weinflasche und trank

einen großen Schluck, dann reichte er sie Quarry.

»Gute Idee. Sie miefte wie ein Franzosenarsch; ist schon ein oder zwei Tage tot.« Harry hob die Flasche, hielt sie schräg und trank. Danach sah er schon glücklicher aus. »Das ist ein guter Tropfen.«

Grey sah, wie Tom Byrd einen sehnsüchtigen Blick auf die Flasche warf, doch Quarry behielt sie fest im Griff, während er durch die Stallungen voranschritt.

Magruder erwartete sie mit einem seiner Untergebenen vor der Tür des Schobers.

»Mylord.« Magruder neigte den Kopf und sah Grey neugierig an. »Was ist mit Eurem -«

»Wo habt Ihr sie gefunden?«, unterbrach Grey.

»Im St. James Park«, erwiderte der Konstabler. »Im Gebüsch neben dem Weg.«

»Wo?«, sagte Grey ungläubig. St. James war das Revier der Kaufleute und Aristokraten; hier ging spazieren, wer jung, reich und populär war, um zu sehen und gesehen zu werden. Magruder zuckte etwas defensiv mit den Achseln.

»Ein paar Leute auf einem frühen Morgenspaziergang haben sie gefunden - oder besser, ihr Hund.« Er trat zurück und winkte die Soldaten vor sich her durch die Tür zur Sattelkammer. »Es war sehr viel Blut geflossen.«

Greys erster Gedanke beim Anblick der Leiche war, dass der Konstabler ein Meister der Untertreibung war. Sein zweiter Gedanke war tiefe Erleichterung; die Leiche war in der Tat ziemlich flachbrüstig, jedoch viel zu groß, um Nessie zu sein. Außerdem war das Haar dunkler als das der schottischen Hure - fast schwarz -, und es war zwar dicht und wellig, doch es hatte keine Ähnlichkeit mit Nessies wilder Lockenmähne.

Das Gesicht war im Großen und Ganzen ausradiert; zerstört durch wütende Hiebe mit der Rückseite eines Spatens oder

einem Schüreisen. Grey unterdrückte seinen Abscheu - Quarry hatte Recht gehabt, was den Geruch betraf - und umkreiste langsam den Tisch, auf den man die Leiche gelegt hatte.

»Meint Ihr, es ist das gleiche?«, fragte Quarry, der ihn beobachtete. »Das Kleid, meine ich. Ihr habt doch ein Auge für solche Dinge.«

»Da bin ich mir einigermaßen sicher. Die Spitze...« Er wies auf die weiten Einsätze des Leibchens, die zu den Kanten des Halstuches passten. Das Halstuch selbst hing lose über dem Tisch, zerrissen und blutgetränkt, aber nach wie vor an das Kleid geheftet. »Sie ist aus Valenciennes. Sie ist mir im Bordell besonders aufgefallen, weil sie der Spitze am Hochzeitskleid meiner Cousine sehr ähnlich sieht - das ganze Haus meiner Mutter ist voll davon. Allerdings eine teure Sache.«

»Also nicht alltäglich.« Quarry betastete das zerrissene Tuch.

»Ganz und gar nicht.«

Quarry nickte und wandte sich an Magruder.

»Ich denke, wir werden uns mit einer Puffmutter namens Maggie unterhalten müssen - hat ihr Haus an der Meacham Street, kennt Ihr es? Eine echte Schande«, fügte er hinzu und wandte sich wieder zu Grey um. »Die Blonde mit den großen Titten hat mir wirklich gefallen.«

Grey nickte, obwohl er nur halb zuhörte. Das Kleid selbst war so mit Blut und Schmutz verkrustet, dass die Farbe fast nicht zu erkennen war; nur in den herabhängenden Falten des Rockes war noch Smaragdgrün zu sehen. In der Abgeschlossenheit der Kammer war der Geruch sehr stark - Quarry hatte Recht, sie stank wie ein...

Er beugte sich dichter über die Leiche, die Hände auf dem Tisch, und schnüffelte kräftig. Zibet. Er hätte schwören mögen, dass er Zibet roch - und noch etwas. Die Leiche war parfümiert, auch wenn der Duft von den erdigeren Gerüchen nach Blut und Dung fast überdeckt wurde.

»Sie benutzt einen teuren Duft. Zibet, Vetiver und Orange, wenn ich mich nicht irre.« In seinem Kopf konnte er Richard Caswells Stimme hören, trocken wie die Blumen auf einem Grab. *»Sie hat dunkles Haar - fast schwarz. Eure Cousine ist meines Wissens blond?«*

Erregung und böse Vorahnungen verkrampften ihm den Magen, als er sich über die Tote beugte. Es musste so sein; dies war Trevelyans mysteriöse Geliebte. Doch was war mit ihr geschehen? Hatte ihr Mann - wenn sie einen hatte - die Affäre entdeckt und Rache genommen? Oder hatte Trevelyan...

Er schnüffelte noch einmal, gierig nach Bestätigung.

Wo trugen Frauen Parfüm? Hinter den Ohren - nein, unmöglich; die Leiche hatte nur ein Ohr, das andere war nicht geeignet... zwischen den Brüsten vielleicht; er hatte schon einmal gesehen, wie sich seine Mutter vor einem Dinner ein parfümiertes Tüchlein in ihr Mieder steckte.

Er neigte den Kopf, um noch einmal tiefer einzuatmen, und sah das kleine, geschwärzte Loch in der Mitte des Leibchens, das in der allgemeinen Verwüstung nicht auffiel.

»Hol mich der Teufel«, sagte er und blickte zu der Phalanx verwunderter Gesichter auf, die über ihm hing. »Sie ist erschossen worden.«

»Wollt Ihr noch etwas wissen, Mylord?«, flüsterte es neben ihm. Tom Byrd, der sich inzwischen ein wenig an unappetitliche Anblicke gewöhnt hatte, hatte sich dichter herangeschoben und blickte fasziniert auf das zerschmetterte Gesicht der Leiche.

»Was denn, Tom?«

Der Finger des Jungen schwebten zögernd über den Tisch und deuteten auf etwas, das Grey für einen Schmutzfleck hinter dem Kiefer gehalten hatte.

»Sie hat Koteletten.«

Die Leiche war in der Tat die eines Mannes. So verblüffend

diese Tatsache jedoch war, sie stand nicht länger im Mittelpunkt des Interesses, sobald sie die Fetzen des grünen Kleides entfernt hatten, um sich Klarheit zu verschaffen.

»So etwas habe ich im Leben noch nicht gesehen«, sagte Harry Quarry, der den Toten mit einer Mischung aus Ekel und Faszination betrachtete. »Ihr, Magruder?«

»Nun, dann und wann bei einer Frau«, sagte der Konstabler und spitzte kritisch die Lippen. »Wie ich höre, machen einige Huren es regelmäßig. Als Kuriosität.«

»Oh, Huren, ja, natürlich.« Quarry wedelte mit der Hand, um anzuzeigen, dass ihm dies nicht nur vertraut war, sondern er geradezu alltäglich damit umging. »Aber das hier ist ein Mann, verdammt! Ihr habt doch so etwas noch nie gesehen, oder, Grey?«

Grey hatte so etwas allerdings schon gesehen, sogar mehr als nur einmal, auch wenn es keine Vorliebe war, die ihn persönlich ansprach. Das konnte er jedoch hier kaum sagen, und er schüttelte den Kopf und riss die Augen auf, um sich den Anschein schockierten Unverständnisses angesichts der Abgründe menschlicher Perversion zu geben.

»Mr. Byrd«, sagte er und machte Platz, damit Tom dichter herantreten konnte. »Ihr seid doch unser Experte in der Kunst des Rasierens; was könnt Ihr uns hierzu sagen?«

Die Nase gegen den Leichengeruch zusammengekniffen, winkte Tom, der Barbierssohn, den Laternenträger dichter heran und beugte sich über die Leiche, um einen professionellen Blick auf ihre Körperflächen zu werfen.

»Nun«, sagte er wohl überlegt, »er macht es - machte es, meine ich - regelmäßig. Oder vielmehr hat es jemand anders für ihn gemacht - eine ordentliche, professionelle Arbeit. Da, man sieht keine Schnitte oder Schabespuren und das hier ist eine schwierige Stelle.« Er zeigte mit dem Finger darauf und runzelte die Stirn. »Das ist allein kaum zu machen, glaube ich.«

Quarry machte ein Geräusch, das ein Lachen hätte sein können, verwandelte es jedoch hastig in ein keuchendes Husten.

Ohne ihn zu beachten, streckte Byrd die Hand aus und strich ganz vorsichtig am Bein der Leiche hinauf.

»Oh, ja«, sagte er zufrieden. »Spürt Ihr das, Mylord? Man kann die Stoppeln spüren, ziemlich spitz, wenn man gegen den Strich darüberstreicht. So wird es, wenn ein Mann sich regelmäßig rasiert. Wenn er sich nicht öfter als ein- oder zweimal im Monat rasiert, bekommt er normalerweise Pöckchen - das Haar rollt sich nämlich beim Wachsen unter der Haut zusammen. Hier ist aber nichts.«

So war es. Die Haut der Leiche war glatt und an den Armen und Beinen, auf Brust und Pobacken und im Schambereich vollkommen haarlos. Abgesehen von den Schmierspuren aus Blut und verkrusteten Fäkalien und dem kleinen schwarzen Loch der Schusswunde in seiner Brust wurde die blassolivbraune Perfektion der Haut des Mannes nur durch das dunkle Lilabraun seiner Brustwarzen und die kräftigeren Töne der ziemlich gut bestückten Region zwischen seinen Beinen unterbrochen. Grey war überzeugt, dass der Mann in gewissen Kreisen sehr populär gewesen wäre.

»Er hat Haarstoppeln. Also hat die Rasur vor dem Tod stattgefunden?«

»Oh, ja, Mylord. Wie gesagt - er macht es regelmäßig.«

Quarry kratzte sich am Kopf.

»Hol mich doch der Teufel. Glaubt Ihr also, dass er eine Hure ist? Eine Art Sodomit?«

Grey wäre jede Wette darauf eingegangen, hätte er nicht eines beobachtet. Der Mann war schlank, jedoch gut gebaut und muskulös, wie Grey selbst. Doch seine Brust- und Armmuskeln zeigten eine erste Tendenz durchzuhängen, weil sie nicht benutzt wurden, und er hatte eine gut sichtbare Speckrolle an der Taille. Fügte er diesen Beobachtungen die Tatsache hinzu, dass

der Mann tiefe Falten am Hals hatte und dass seine Handrücken trotz einer makellosen Maniküre dicke Adern und Knoten hatten, so war sich Grey hinreichend sicher, dass die Leiche einem Mann Ende dreißig oder Anfang vierzig gehörte. Es gab kaum männliche Prostituierte, die älter waren als zwanzig.

»Nein, zu alt«, widersprach Magruder und ersparte Grey die Notwendigkeit, einen Weg zu finden, genau dies zu sagen, ohne zu enthüllen, woher er es wusste. »Dieser Kerl gehört eher zu denen, die so jemanden mieten.«

Quarry schüttelte missbilligend den Kopf.

»Hätte nie gedacht, dass Maggie solche Geschäfte macht«, sagte er ebenso bedauernd wie tadelnd. »Dann seid Ihr Euch sicher, was das Kleid angeht, Grey?«

»Ziemlich. Es ist natürlich nicht undenkbar, dass ein Schneider das gleiche Kleid zweimal anfertigt - aber wer auch immer dieses hier genäht hat, hat auch dasjenige genäht, das Magda anhatte.«

»Magda?« Quarry sah ihn blinzelnd an.

Grey räusperte sich, als ihn plötzlich eine schreckliche Erkenntnis überkam. Quarry hatte es nicht gewusst.

»Die... äh... Schottin, deren Bekanntschaft ich dort gemacht habe, hat mir berichtet, dass die Puffmutter Magda heißt und in Wirklichkeit, äh, Deutsche ist.«

Quarrys Gesicht sah im Schein der Laterne verkniffen aus.

»Deutsche«, wiederholte er tonlos. Es spielte eine große Rolle, *was* für eine Deutsche, und Quarry war sich dessen sehr wohl bewusst. Preußen und Hannover waren natürlich Verbündete Englands, während sich das Herzogtum Sachsen auf die Seite Frankreichs und Russlands gestellt hatte, um seinen Nachbarn Österreich zu unterstützen. Wenn ein englischer Oberst ein Bordell besuchte, das einer Deutschen gehörte, deren Herkunft und Sympathien unbekannt waren und die nun

offenbar in kriminelle Angelegenheiten verstrickt war, rückte ihn dies in ein ungünstiges Licht. Quarry konnte nur hoffen, dass niemand offiziell Notiz davon nahm. Oder dass der unerschütterliche Mr. Bowles niemals Wind davon bekam.

Greys Ruf würde es auch nicht besonders gut tun. Er begriff jetzt, dass er damals die Situation Quarry gegenüber hätte erwähnen müssen, anstatt davon auszugehen, dass dieser bereits über Magdas Hintergrund Bescheid wusste. Doch er hatte zugelassen, dass ihn übermäßiger Alkoholgenuß und Nessies Enthüllungen über Trevelyan ablenkten - und jetzt konnte er nur noch hoffen, dass ihn dies nicht teuer zu stehen kommen würde.

Harry Quarry atmete tief ein und aus und richtete sich auf. Einer von Harrys vielen Vorteilen war, dass er niemals Zeit mit Vorwürfen verschwendete und - anders als Bernard Sydel - niemals Untergebenen den schwarzen Peter zuschob, selbst wenn sie es verdient hatten.

»Nun denn«, sagte er und wandte sich an Magruder. »Ich denke, wir müssen Mrs. Magda unverzüglich verhaften und verhören lassen. Außerdem werden wir wohl ihren Grund und Boden durchsuchen müssen - braucht Ihr dazu eine Vollmacht von einem Magistraten?«

»Ja, Sir. Angesichts der Umstände -«, Magruder wies mit einem angedeuteten Kopfnicken auf den Toten, »glaube ich nicht, dass der Magistrat Einwände haben wird.«

Quarry nickte und rückte den Rock auf seinen Schultern zurecht.

»Aye. Ich werde selbst mitkommen und mit ihm sprechen.« Er trommelte unruhig mit den Fingern auf den Tisch, und die Vibrationen ließen die Hand der Leiche erzittern. »Grey - ich meine, wir sollten auch die Scanions festnehmen lassen, wie Ihr geraten habt; geht morgen im Gefängnis vorbei, sobald Magruder Gelegenheit gehabt hat, ihrer habhaft zu werden. Und was... den Gentleman aus Cornwall betrifft... das entscheidet

Ihr am besten selbst, ja?»

Grey brachte ein Nicken zuwege und verfluchte sich für seine Dummheit. Dann waren Quarry und Magruder fort, und die gesichtslose, nackte Leiche starrte ihm im flackernden Licht entgegen.

»Seid Ihr jetzt in Schwierigkeiten, Mylord?« Tom Byrd sah ihn mit sorgenvoll gerunzelter Stirn aus dem Halbdunkel an. Offenbar waren ihm die Untertöne des vorangegangenen Gesprächs nicht entgangen.

»Ich hoffe nicht.« Er stand da und blickte auf den Toten hinunter. Wer zum Teufel war er? Grey war überzeugt gewesen, dass es sich bei der Leiche um Trevelyan's Geliebte handelte - und das konnte ja auch immer noch sein, sagte er sich. Es stimmte zwar, dass Caswell darauf beharrt hatte, dass es eine Frau war, die Trevelyan im »Lavender House« traf, doch Caswell konnte sich in seinen olfaktorischen Fähigkeiten getäuscht haben - oder er konnte aus unbekannten Gründen gelogen haben.

Das entscheidet am besten selbst, hatte Harry gesagt. Und er konnte zu keinem besseren Schluss kommen, als dass Trevelyan bis über beide Ohren in der Sache steckte - dass es jedoch keine direkten Beweise gab.

Es gab mit Sicherheit keine Beweise, die die Scanions mit dieser Angelegenheit in Verbindung gebracht hätten, und herzlich wenig, was sie mit dem Mord an O'Connell in Verbindung brachte - doch Harrys Grund für die Anordnung ihrer Verhaftung lag auf der Hand; falls es irgendwann Fragen zum Ablauf der Ermittlungen gab, war es klug, darauf verweisen zu können, dass man offensiv vorgegangen war. Je mehr Schlamm sie im Wasser aufwirbelten, desto weniger wahrscheinlich war es, dass sich später jemand auf die unangenehme Frage nach Magdas Nationalität besann.

»Major?« Er drehte sich um und sah Korporal Hicks

stirnrunzelnd in der Tür stehen. »Ihr habt doch nicht vor, das da *hier* zu lassen, oder?«

»Oh. Nein, Korporal. Ihr könnt die Leiche zum Leichenbeschauer bringen. Holt ein paar Männer.«

»Gut, Sir.« Hicks verschwand mit Feuereifer, doch Grey zögerte. Gab es noch irgendwelche Informationen, die die Leiche preisgeben konnte?

»Glaubt Ihr, es war derselbe Kerl, der Sergeant O'Connell umgebracht hat, der auch den hier ermordet hat?« Tom Byrd war neben ihn getreten.

»Ich habe keinen Grund zu dieser Annahme«, sagte Grey, den diese Frage ein wenig erschreckte. »Warum?«

»Nun, das, äh, Gesicht.« Tom deutete etwas gehemmt auf die Überreste und schluckte hörbar. Der eine Augapfel war so weit aus seiner Höhle gepresst worden, dass er auf der zerschmetterten Wange baumelte und anklagend ins Halbdunkel des Heuschobers starrte. »Sieht doch so aus, als hätte der Täter nicht besonders viel für ihn übrig gehabt - genauso wie bei dem Mann, der auf dem Sergeant herumgetrampelt ist.«

Grey dachte mit gespitzten Lippen darüber nach. Dann schüttelte er widerstrebend den Kopf.

»Ich glaube nicht, Tom. Ich glaube, dass, wer das hier getan hat -«, er wies auf die Leiche, »- es getan hat, um die Identität des Herrn zu verschleiern, nicht aus persönlicher Abneigung. Es ist Schwerstarbeit, einen Schädel so zu zerschmettern, und sie ist sehr gründlich ausgeführt worden. Man müsste schon absolut rasend vor Hass sein - und wenn das der Fall war, warum ist er dann zuerst erschossen worden?«

»Ist er das? Zuerst erschossen worden, meine ich, Mylord? Denn Ihr habt doch gesagt, dass Tote nicht bluten und dieser hier hat nun wirklich geblutet, also kann er nicht tot gewesen sein, als er... äh.« Er sah das zerschmetterte Gesicht an, dann wandte er den Blick ab. »Aber er konnte so nicht lange

überleben - wozu also noch der Schuss?«

Grey starrte Tom an. Der Junge war blass, doch seine Augen leuchteten vor Eifer, während er seine Argumente vortrug.

»Ihr habt eine ausgesprochen logische Denkweise, Tom«, sagte er. »Warum, in der Tat?« Er blickte einen Moment auf die Leiche hinunter und versuchte, die widersprüchlichen Informationen unter einen Hut zu bringen. Was Tom sagte, leuchtete absolut ein - und doch war er fest überzeugt, dass der Mörder dem Mann das Gesicht nicht aus Wut zertrümmert hatte. Genau wie er überzeugt war, dass wer auch immer auf Tim O'Connells Gesicht getreten war, von genau diesem Gefühl getrieben worden war.

Tom Byrd stand geduldig da und verhielt sich still, während Grey den Tisch umrundete, um sich die Leiche aus allen Blickwinkeln anzusehen. Doch nichts schien das Rätsel zu lösen, und als Hicks' Männer eintraten, gestattete er ihnen, die Leiche in einen Leinensack zu schnüren.

»Wollt Ihr, dass wir das hier auch mitnehmen, Sir?« Einer der Männer ergriff mit spitzen Fingern den nassen Saum des grünen Kleides.

»Das würde nicht einmal der Leichenbestatter wollen«, wandte der andere ein und verzog die Nase angesichts des Gestanks. »Das könnte man keinem Lumpensammler verkaufen, selbst wenn man es wäscht.«

»Nein«, sagte Grey. »Lasst es vorerst liegen.«

»Ihr wollt es aber nicht etwa *hier* lassen, oder?« Hicks stand mit verschränkten Armen daneben und sah den nassen Samthaufen finster an.

»Nein, ich denke nicht«, sagte Grey und seufzte. »Wir wollen schließlich den Pferden nicht den Appetit verderben, nicht wahr?«

Es war vollkommen dunkel, als sie den Stall verließen, und

ein asymmetrischer Mond ging am Himmel auf. Keine Droschke war bereit, sie mit ihrem stinkenden Gepäck mitzunehmen, obwohl es in geteertes Leinen gewickelt war, daher waren sie gezwungen, bis zur Jermyn Street zu laufen.

Den größten Teil des Weges schwiegen sie, und Grey dachte über die Ereignisse des Tages nach und versuchte vergeblich, den Toten irgendwie mit dem Rest des Rätsels in Zusammenhang zu bringen. Es schienen nur zwei Dinge außer Zweifel zu stehen: erstens, dass man erheblichen Aufwand betrieben hatte, um die Identität des Mannes zu verschleiern. Zweitens, dass es irgendeine Verbindung zwischen dem Toten und dem Bordell an der Meacham Street gab - was wiederum bedeutete, dass möglicherweise auch eine Verbindung zu Joseph Trevelyan bestand.

Dies erschien ihm irgendwie falsch; wenn man die erklärte Absicht der Identitätsverschleierung hatte, warum war die Leiche dann in ein solch auffälliges Kleid gewandet? Sein Verstand lieferte ihm die Antwort, indem er ihm verspätet etwas ins Gedächtnis rief, was er zwar gesehen, jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst registriert hatte. Man hatte dem Mann das grüne Kleid nicht nach seinem Tod angezogen - er hatte es angehabt, als auf ihn geschossen wurde.

Daran gab es keinen Zweifel. Das Einschussloch in dem Kleid hatte versengte Kanten, und rings herum hatten sich Pulverkörnchen in den Stoff gebohrt; außerdem waren Stoffpartikel mit der Wunde in der Brust verschmolzen.

Jetzt begann ihm die Sache schon eher einzuleuchten. Wenn das Opfer das Kleid getragen hatte, als der Schuss fiel, und es einen Grund gab, es ihm nicht auszuziehen dann war es sinnvoll, ihm das Gesicht zu zerschmettern, um seine Identität zu verschleiern.

Betrachten wir es einmal von der anderen Seite, dachte er. Wenn Magruder nicht auf den Fall, dass ein grünes Samtkleid

auftauchte, vorbereitet gewesen wäre - denn es konnte ja niemand wissen, dass offiziell nach einem solchen gesucht wurde -, was wäre dann wohl geschehen?

Man hätte die Leiche entdeckt und ins nächste Leichenschauhaus gebracht -, welches sich im Fall des St. James Parks wo befand? In der Nähe von Vauxhall vielleicht.

Das war viel versprechend; Vauxhall war ein Viertel, in dem es rau zuing, voller Theater und Vergnügungsparks, die von Prostituierten *und* von den Königinnen der Nacht frequentiert wurden, die sich auf einem der zahlreichen Maskenbälle einen fröhlichen Abend machen wollten. Er musste Magruder bitten herauszufinden, ob Dienstagabend ein Ball stattgefunden hatte.

Nun denn. Hätte Magruder nicht eingegriffen, wäre die Leiche im Leichenschauhaus gelandet, wo man mit großer Sicherheit davon ausgegangen wäre, dass es eine Prostituierte war, da solche Frauen nicht selten ein gewaltsames Ende nahmen. Schließlich hatte jeder, der die Leiche gesehen hatte, tatsächlich gedacht, dass es eine Frau war, bis Tom, der Barbierssohn, den winzigen Fleck mit den verräterischen Stoppeln erspäht hatte.

Das war es, dachte er, und ein Stoß der Erregung durchfuhr ihn. Das war der Grund, warum man dem Toten das Kleid nicht ausgezogen hatte und warum sein Gesicht zerschmettert war; nicht direkt, um seine Identität zu verschleiern, sondern sein Geschlecht!

Er spürte, wie Tom ihn neugierig ansah, und begriff, dass er ein Geräusch gemacht haben musste. Er sah den Jungen kopfschüttelnd an und ging weiter, zu sehr von seinen Spekulationen gefangen, um sich von einem Gespräch ablenken zu lassen.

Selbst wenn die Wahrheit über das Geschlecht der Leiche ans Licht gekommen wäre, dachte er, hätte man wahrscheinlich angenommen, dass die Leiche der dunklen Halbwelt der

Transvestiten angehörte, die für Geld zu haben waren - niemand, der von Bedeutung war oder vermisst werden würde.

Die Leiche wäre prompt beseitigt worden und je nach Zustand entweder zu einem Sezierer oder in ein Armengrab gebracht worden - in jedem Fall jedoch unwiderrufbar fort, ohne dass die Möglichkeit bestand, dass sie je identifiziert wurde.

Das Ganze löste ein unangenehmes Gefühl in seiner Magengrube aus. Jedes Jahr verschwanden eine ganze Reihe Jungen und junger Männer aus dieser Schattenwelt, und ihr Schicksal - wenn es denn überhaupt bemerkt wurde - wurde normalerweise hinter offiziellen Formulierungen versteckt, in denen es einzig darum ging, die Empfindlichkeiten der Gesellschaft zu beruhigen und daher jeden Hinweis zu vermeiden, dass sie etwas mit unsäglicher Perversion zu tun gehabt haben könnten.

Was bedeutete, dass es einen Grund dafür gegeben hatte, dass man sich bei diesem Mord solche Mühe gegeben hatte - der Tote *war* jemand von Bedeutung. Jemand, der vermisst werden würde. Das Bündel unter seinem Arm kam ihm plötzlich schwerer vor und zerrte an ihm wie das Gewicht eines abgetrennten Kopfes.

»Mylord?« Tom Byrd legte zögernd die Hand auf das Bündel und bot ihm an, es ihm abzunehmen.

»Nein, Tom, es geht schon.« Er verlagerte das Bündel und steckte es sich fester unter den Arm. »Ich rieche sowieso schon wie ein Schlachthaus; da braucht Ihr Eure Kleider nicht auch noch zu ruinieren.«

Der Junge zog seine Hand mit einem Eifer fort, der Grey verriet, wie tapfer sein Angebot gewesen war. Das Bündel *stank* abscheulich. Er lächelte vor sich hin, das Gesicht im Dunklen verborgen.

»Ich fürchte, wir haben das Abendessen verpasst - aber ich nehme an, dass die Köchin uns noch etwas gibt.«

»Ja, Mylord.«

Piccadilly lag direkt vor ihnen; die Straßen verbreiterten sich und waren mit Bekleidungshäusern und den Geschäften der Kaufleute gesäumt, nicht mit den Absteigen und Schankhäusern der schmalen Gassen in der Nähe der Queen Street. Um die Abendzeit herrschte reger Verkehr und ein fröhliches Gewimmel von zusammenhanglosen Gesprächsfetzen und Rufen driftete an ihnen vorbei.

Es regnete leicht, und Nebel stieg von den Pflastersteinen zu ihren Füßen auf; die Straßenlaternen flackerten und glühten unter ihren gläsernen Schirmen und beleuchteten die feuchten Steine, sodass der lauernde Schrecken jener Konferenz im Heuschober endlich verflog.

»Gewöhnt man sich daran, Mylord?« Tom sah ihn an, und sein rundes Gesicht machte im flüchtigen Licht einen bestürzten Eindruck.

»Woran? An den Tod, meint Ihr, und an Leichen?«

»Nun... diese Sorte Tod, nehme ich an.« Der Junge wies mit einer schüchternen Geste auf das Bündel. »Ich glaube, es ist etwas anderes als das, was man in einer Schlacht mit ansieht - aber vielleicht irre ich mich.«

»Vielleicht.« Grey verlangsamte die Schritte, um eine Gruppe junger Heißsporne vorbeizulassen, die lachend die Straße überquerten und einer Abteilung berittener Wachen auswichen, deren Harnische in der Nässe glänzten.

»Ich glaube nicht, dass es im Grunde sehr viel anders ist«, sagte er und ging weiter, als das Hufgetrappel am Piccadilly verhallte. »Ich habe schon oft Schlimmeres auf einem Schlachtfeld gesehen. Und ja, man gewöhnt sich daran - es geht nicht anders.«

»Aber es *ist* doch etwas anderes?«, beharrte Tom. »Das hier?«

Grey holte tief Luft und umfasste seine Bürde mit festerem

Griff.

»Ja«, sagte er. »Und ich möchte dem Mann nicht begegnen, für den es Routine ist.«

Eine Verlobung wird gelöst

Grey wurde kurz nach Anbruch der Dämmerung unsanft aus dem Bett geworfen, weil Korporal Jowett mit schlechten Nachrichten eingetroffen war.

»Die verflixten Vögel waren ausgeflogen, Sir«, sagte Jowett und reichte ihm eine Note von Malcolm Stubbs, die das gleiche besagte. »Leutnant Stubbs und ich sind mit ein paar Soldaten zu der Apotheke gegangen, zusammen mit diesem Magruder und zwei Konstablern, weil wir dachten, wir könnten die Scanions überraschen, solange es noch dunkel war.« Schon wenn er gut gelaunt war, sah Jowett wie eine verhärmte Bulldogge aus; jetzt wirkte sein Gesicht absolut Furcht einflößend. »Fanden die Tür verschlossen und haben sie aufgebrochen - aber das Haus war so leer wie eine verflixte Grabkammer am Ostermorgen.«

Nicht nur die Scanions hatten sich davongemacht, auch der gesamte Inhalt der Apotheke fehlte. Zurückgeblieben waren nur leere Flaschen und verstreute Abfälle.

»Man hat sie wohl gewarnt, wie?«, sagte Jowett. »Irgendjemand hat ihnen etwas gesteckt - aber wer?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Grey grimmig und band sich seinen Morgenrock zu. »Mit den Nachbarn habt Ihr gesprochen?«

Jowett schnaubte verächtlich.

»Hat nicht viel genützt. Iren, allesamt, und geborene Lügner. Magruder hat ein paar von ihnen verhaftet, aber das wird nichts bringen - das konnte man sehen.«

»Haben sie wenigstens gesagt, wann sich die Scanions davongemacht haben?«

»Die meisten von ihnen haben gesagt, sie hätten nicht die geringste Ahnung - aber am Ende der Straße haben wir eine alte Oma gefunden, die gesagt hat, sie hätte am Dienstag gesehen, wie Kisten aus dem Haus getragen wurden.«

»Gut. Ich spreche später mit Magruder.« Grey blickte aus dem Fenster; es regnete, und die Straße unter ihm war grau und trübe, doch er konnte die Häuser auf der anderen Straßenseite sehen - die Sonne war schon aufgegangen. »Möchtet Ihr etwas frühstücken, Jowett? Wenigstens eine Tasse Tee?«

Jowetts blutunterlaufene Augen hellten sich ein wenig auf.

»Dazu sage ich nicht nein, Major«, räumte er ein. »Es ist eine anstrengende Nacht gewesen.«

Grey schickte den Korporal in der Obhut eines gähnenden Bediensteten in die Küche und starrte dann aus dem Fenster in den strömenden Regen. Er fragte sich, was zum Teufel er davon halten sollte.

Positiv betrachtet gerieten die Scanions durch ihr hastiges Verschwinden eindeutig in Verdacht - aber was für ein Verdacht? Sie hatten ein Motiv für den Mord an O'Connell und doch hatten sie einfach geleugnet, etwas damit zu tun zu haben, und Scanion hatte dabei so kühl ausgesehen wie ein Teller Gurkenscheiben. Seitdem war nichts geschehen, was sie in Alarm versetzt haben könnte; warum sollten sie jetzt fliehen?

Was geschehen *war*, war die Entdeckung des Toten mit dem grünen Samtkleid - doch was konnten die Scanions damit zu tun haben?

Dennoch war es sehr wahrscheinlich, dass der Mann irgendwann am Dienstag umgebracht worden war - und Dienstag schien der Tag gewesen zu sein, an dem die Scanions geflohen waren. Grey fuhr sich mit der Hand durch das Haar, um seine Gehirnwindungen anzuregen. Nun gut. Das war einfach ein zu großer Zufall, um wirklich Zufall zu sein, dachte er. Und das bedeutete... was?

Dass die Scanions - oder zumindest Finbar Scanion etwas mit dem Tod des Mannes in Grün zu tun hatten. Und wer zum Teufel war der? Ein feiner Herr - oder jemand mit Ambitionen in dieser Richtung, dachte er. Der Tote war kein einfacher Arbeiter, das stand fest.

»Mylord?« Tom Byrd war mit einem Tablett ins Zimmer getreten. Er trug den alten Morgenrock, den Grey ihm geschenkt hatte, und ihm standen die Haare zu Berge, doch er schien hellwach zu sein. »Ich habe gehört, wie Ihr aufgestanden seid. Möchtet Ihr Tee?«

»Himmel, ja.« Er ergriff die Tasse, atmete ihren duftenden Dampf ein und genoss die Wärme des Porzellans in seinen kalten Händen.

Der Regen fiel wie ein Vorhang von den Traufen. Wann waren sie aufgebrochen?, fragte er sich. Waren Scanion und seine Frau bei diesem Wetter unterwegs, oder waren sie an einem sicheren Zufluchtsort? Wahrscheinlich waren sie ja unmittelbar nach dem Tod des Mannes in Grün aufgebrochen - und doch hatten sie sich die Zeit genommen zu packen, alles Wertvolle aus der Apotheke zu entfernen... das war doch nicht das panische Verhalten von Mördern, oder?

Natürlich, so musste er sich selbst eingestehen, hatte er noch nie mit einem Mörder zu tun gehabt, es sei denn... wie so oft huschte ihm die Erinnerung an das, was ihm Harry Quarry über Jamie Fraser und den Tod eines gewissen Sergeant Murchison in Ardsmuir erzählt hatte, durch den Kopf. Wenn das stimmte - und selbst Quarry war sich nicht sicher gewesen -, dann war auch Fraser kühl geblieben, nicht in Panik geraten und daher ungeschoren davongekommen. Was, wenn Scanion ein ähnliches Temperament und ähnliche Fähigkeiten besaß?

Er schüttelte ungeduldig den Kopf und verjagte diesen Gedanken. Fraser war kein Mörder, was immer er sonst sein mochte. Und Scanion? Grey konnte sich einfach nicht

entscheiden.

»Deswegen haben wir ja auch Gerichtshöfe, nehme ich an«, sagte er laut und trank seine Tasse leer.

»Mylord?« Tom Byrd, dem es gelungen war, das Feuer anzuzünden, rappelte sich hoch und ergriff das Tablett.

»Ich habe nur darüber nachgedacht, dass sich unser Gerichtswesen auf Beweise stützt, nicht auf Gefühle«, sagte Grey und stellte die leere Tasse auf das Tablett zurück. »Was wohl bedeutet, dass ich welche suchen muss.« Tapfere Worte angesichts der Tatsache, dass er keine Ahnung hatte, wo er danach suchen sollte.

»Oh, aye. Sir, braucht Ihr dann also Eure gute Uniform?«

»Nein, ich denke nicht.« Grey kratzte sich nachdenklich am Kinn. Im Augenblick war der deutsche Wein seine einzige Hoffnung auf einen Anhaltspunkt. Dank des hilfsbereiten Mr. Congreve wusste er, was für eine Sorte es war und wer ihn gekauft hatte. Wenn er schon die Scanions nicht finden konnte, konnte er ja möglicherweise etwas über den rätselhaften Mann in Grün herausbekommen.

»Ich werde sie tragen, wenn ich Hauptmann von Namtzen einen Besuch abstatte. Aber zuerst -«

Aber zuerst war es höchste Zeit, eine unangenehme Pflicht zu erledigen.

»Jetzt nehme ich den Eisblauen, wenn er präsentabel ist«, entschied er. »Aber zuerst brauche ich eine Rasur.«

»Sehr wohl, Mylord«, sagte Byrd mit seiner besten Kammerdienerstimme und verbeugte sich, wobei er die Teetasse umstürzte.

Es war Tom Byrd gelungen, den eisblauen Anzug weitestgehend von dem Geruch zu befreien. Weitestgehend.

Grey schnüffelte diskret an der Schulter seines Rockes. Nein,

hier war alles in Ordnung; vielleicht war es ja nur die Ausdünstung des Gegenstandes in seiner Tasche. Er hatte ein blutverkrustetes Stück Stoff aus dem grünen Samtkleid herausgeschnitten und es in Öltuch gewickelt mitgenommen.

Er hatte zunächst gezögert, dann aber auch einen Spazierstock mitgenommen, ein schlankes Stück aus Ebenholz mit einem ziselierten Griff in Form eines sinnierenden Reihers. Er hatte nicht vor, Trevelyan damit anzugreifen, ganz gleich, wie das Gespräch verlief. Allerdings war er sich bewusst, dass es in Situationen gesellschaftlicher Schwierigkeiten nützlich war, etwas zu haben, womit man seine Hände beschäftigen konnte - und diese Gelegenheit versprach, sehr viel schwieriger zu werden als üblich.

Er hatte zuerst an sein Schwert gedacht, einfach nur, weil er daran gewöhnt war und das Gewicht der Waffe an seiner Seite ihm Sicherheit verlieh. Doch dies war kein Anlass für einen uniformierten Auftritt.

Nicht, dass er in seinem Anzug nicht schon genug aufgefallen wäre im Gedränge der Seeleute, Gepäckträger, Schubkarrenfahrer und Austernverkäuferinnen an den Docks, doch immerhin fanden sich hier auch ein paar besser gestellte Herren. Zwei wohlhabend aussehende Kaufleute schlenderten auf ihn zu; der eine hielt eine Art Karte in der Hand, die er dem anderen zu erklären schien. Ein Mann, den er als Bankier erkannte, bahnte sich seinen Weg durch den Schmutz und Schleim auf dem Boden und achtete darauf, sich seinen Rock nicht zu beschmutzen, als er an einer Schubkarre voll glänzender schwarzer Muscheln vorbeistrich, aus der Seetang und Wasser tropften.

Er war sich bewusst, dass ihn die Leute im Vorbeigehen neugierig ansahen, doch das war nicht schlimm; es war nicht die Art von Neugier, die für Gerede sorgte.

Zunächst war er zu Trevelyan's Haus gegangen, um dort

jedoch zu erfahren, dass der Herr sich zu seinem Lagerhaus begeben hatte und vor dem Abend nicht zurückerwartet wurde. Ob er seine Karte dalassen wolle?

Er hatte abgelehnt und eine Droschke zu den Docks genommen, denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, den ganzen Tag zu warten, bis er tun konnte, was getan werden musste.

Und was *würde* er tun? Er fühlte sich hohl bei dem Gedanken an das bevorstehende Gespräch, klammerte sich jedoch fest an das, was er genau wusste. Die Verlobung musste offiziell gelöst werden. Darüber hinaus würde er aus Trevelyan herausholen, was er konnte - doch das Wichtigste war, Olivia zu beschützen, und das war das Einzige, wofür er persönlich sorgen konnte.

Er freute sich nicht übermäßig darauf, hinterher heimzugehen und Olivia und seiner Mutter zu sagen, was er getan hatte - ganz zu schweigen davon, warum er es getan hatte. Doch er hatte bei der Armee gelernt, sich nicht mehr als eine Unannehmlichkeit vorzunehmen, und ignorierte daher resolut den Gedanken an alles, was jenseits der nächsten halben Stunde lag. Tu, was getan werden muss, und kümmere dich dann um die Konsequenzen.

Es war eines der größeren Lagerhäuser des Distrikts, und während derartige Gebäude normalerweise schäbig aussahen, war dieses in gutem Zustand. Im Inneren war es eine gewaltige Schatzkammer; trotz seines Vorhabens nahm Grey sich die Zeit, sich beeindrucken zu lassen: Stapel von Truhen und Holzkisten, auf denen Eigentümer und Zielort mit kryptischen Symbolen vermerkt waren; in Leinen oder Öltuch eingewickelte Bündel, zusammengerollte Kupferbleche und Berge von Brettern und Fässern, die zu fünf oder sechs aufeinander gestapelt an der Wand standen.

Über den schieren Überfluss hinaus beeindruckte ihn das Gefühl der Ordnung inmitten der Konfusion. Männer kamen und gingen; beladen wie die Ameisen, trugen sie unablässig Dinge

davon. Der Fußboden war mehrere Zentimeter hoch mit dem duftenden Stroh bedeckt, das zur Verpackung benutzt wurde und die Luft mit goldenem Staub erfüllte, der von den Bewegungen der Füße aufgewirbelt wurde.

Grey strich sich die Strohhalme von seinem Rock und atmete tief und lustvoll ein; die Luft war mit den betörenden Düften von Tee, Wein und Gewürzen parfümiert, über die sich sanft die öligere Gerüche von Walfett, Kerzenwachs und Gutta legten, und das Ganze basierte auf einem soliden Grundton aus echtem Teer. Bei jeder anderen Gelegenheit hätte Grey liebend gern in dem faszinierenden Durcheinander herumgestöbert, heute aber leider nicht. Mit einem letzten, reumütigen Atemzug wandte er sich ab, um seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Er bahnte sich seinen Weg durch das Gedränge zu einer Gruppe von Schreibkräften, die auf hochbeinigen Hockern saßen und wie verrückt vor sich hin kritzelten, assistiert von einer Anzahl Jungen, die zwischen ihnen hindurchstrichen wie Milchmägde durch eine Kuhherde, um sie zu melken und die fertig gestellte Arbeit zu einer Tür in der Wand zu tragen, hinter der der Fuß einer Treppe auf das Vorhandensein von Büroräumen im ersten Stock hindeutete.

Sein Herz machte einen unangenehmen Satz, als er Trevelyan persönlich erspähte, der in ein Gespräch mit einem tintenfleckigen Funktionär vertieft war. Er atmete die duftende Luft tief ein, schlängelte sich durch das Gewirr der Hocker und tippte Trevelyan auf die Schulter. Trevelyan, der eindeutig nicht an Unterbrechungen gewöhnt war, fuhr herum, hielt jedoch bei Greys Anblick überrascht inne.

»Oh, John«, sagte er und lächelte. »Was führt Euch denn hierher?«

Etwas verblüfft, weil er mit seinem Vornamen angesprochen wurde, verneigte sich Grey formell.

»Eine Privatsache, Sir. Könnten wir -« Er wies mit

hochgezogenen Augenbrauen auf die Reihen der fleißigen Schreiber und nickte in Richtung der Treppe.

»Natürlich.« Mit etwas verdutzter Miene schickte Trevelyan einen wartenden Angestellten fort und schritt als Erster die Treppe hinauf zu seinem Büro.

Es war ein überraschend schlichter Raum; groß, aber einfach möbliert. Ein Tintenfass aus Elfenbein und Kristall sowie die kleine Bronzestatue einer vielarmigen indischen Gottheit bildeten den einzigen Zierrat. Grey hatte etwas sehr viel Prunkvolleres erwartet, etwas, das zu Trevelyans Reichtum passte. Andererseits war dies wohl einer der Gründe, warum Trevelyan reich *war*.

Trevelyan wies ihm mit einer Handbewegung einen Stuhl zu, um dann selbst hinter dem großen, abgenutzten Schreibtisch Platz zu nehmen. Doch Grey blieb stocksteif stehen, während ihm das Blut leise in den Ohren pulsierte.

»Nein, Sir, ich danke Euch. Es wird nicht lange dauern.«

Trevelyan sah ihn überrascht an. Seine Augen verengten sich und schienen erst jetzt zu bemerken, wie steif er sich verhielt.

»Stimmt etwas nicht, Lord John?«

»Ich bin gekommen, um Euch mitzuteilen, dass Eure Verlobung mit meiner Cousine beendet ist«, sagte Grey unverblümt.

Trevelyan kniff ausdruckslos die Augen zu.

Was würde er wohl tun?, fragte sich Grey. »Oh« sagen und es dabei belassen? Eine Erklärung verlangen? Wütend werden und ihn herausfordern? Bedienstete herbeirufen, um ihn von seinem Grund und Boden zu entfernen?

»Setzt Euch doch, John«, sagte Trevelyan schließlich immer noch in demselben herzlichen Tonfall wie zuvor. Er lehnte sich mit einer einladenden Geste zurück.

Da er keine andere Möglichkeit sah, setzte sich Grey und

legte sich den Spazierstock über die Knie.

Trevelyan rieb sich das lange, schmale Kinn und betrachtete Grey, als sei dieser eine besonders interessante Ladung chinesischer Keramik.

»Ich bin natürlich etwas überrascht«, sagte er höflich. »Habt Ihr mit Hal darüber gesprochen?«

»In Abwesenheit meines Bruders bin ich das Familienoberhaupt«, sagte Grey bestimmt. »Und ich habe entschieden, dass Eure Verlobung mit meiner Cousine unter den gegebenen Umständen nicht fortgesetzt werden sollte.«

»Wirklich?« Trevelyan behielt seine höfliche Miene aufgesetzt, zog allerdings skeptisch eine Augenbraue hoch. »Ich frage mich aber doch, was Euer Bruder bei seiner Rückkehr sagen wird. Sagt mir, wird er nicht recht bald zurückerwartet?«

Grey stellte die Spitze des Spazierstocks auf den Boden, nahm ihn fest in die Hand und stützte sich darauf. *Zum Teufel mit meinem Schwert*, dachte er und behielt sein Temperament in ähnlich festem Griff. *Ich hätte eine Knute mitbringen sollen.*

»Mr. Trevelyan«, sagte er mit stählerner Stimme. »Ich habe Euch meine Entscheidung mitgeteilt. Sie ist endgültig. Ihr werdet Eure Besuche bei Miss Pearsall augenblicklich einstellen. Die Hochzeit wird nicht stattfinden. Habe ich mich verständlich ausgedrückt?«

»Nein, das kann ich eigentlich nicht behaupten.« Trevelyan legte die Fingerspitzen beider Hände aneinander und hielt sie genau unter seine Nasenspitze, sodass er Grey über sie hinweg ansah. Er trug einen mit einem Edelstein besetzten Siegelring, in den der Rabe Cornwalls eingraviert war, und der grüne Stein glitzerte, als er sich zurücklehnte. »Ist irgendetwas vorgefallen, das Euch zu diesem - ich hoffe, Ihr verzeiht mir die Wortwahl - voreiligen Schritt bewogen hat?«

Grey musterte ihn einen Moment und überlegte. Schließlich griff er in seine Tasche und zog das Öltuchpäckchen hervor. Er

legte es vor Trevelyan auf den Tisch und klappte es auf. Damit setzte er einen derart fauligen Gestank frei, dass jeder Hauch von Gewürzen oder Stroh darin unterging.

Trevelyan starrte ausdruckslos auf das Stückchen grünen Samt. Seine Nasenlöcher zuckten sacht, und er holte tief Luft, als wollte er etwas inhalieren.

»Entschuldigt mich einen Moment, ja, John?«, sagte er und erhob sich. »Ich Sorge nur dafür, dass wir nicht gestört werden.« Er verschwand auf dem Treppenabsatz und ließ die Tür hinter sich zufallen.

Greys Herz schlug immer noch schnell, doch jetzt, da der erste Schritt getan war, hatte er sich besser im Griff. Trevelyan hatte das Samtstück erkannt, daran gab es keinen Zweifel.

Einerseits war dies eine große Erleichterung; es würde nicht nötig sein, Trevelyan auf seine Krankheit anzusprechen. Doch es war auch ein Grund zu erhöhter Wachsamkeit; er musste Trevelyan so viel Information entlocken, wie er konnte. Wie? Unmöglich zu wissen, was wirken würde; er musste sich auf die Eingebung des Augenblicks verlassen - und wenn sich der Mann halsstarrig zeigte, brachte ihn ja vielleicht eine Erwähnung der Scanions weiter.

Es dauerte nicht mehr als ein paar Minuten, die ihm jedoch wie eine Ewigkeit vorkamen, bis Trevelyan zurückkehrte und einen Krug und zwei Holzbecher mitbrachte.

»Trinkt etwas, John«, sagte er und stellte beides auf den Tisch. »Lasst uns als Freunde miteinander reden.«

Grey dachte zunächst daran, dies abzulehnen, doch wenn er es genauer überlegte, erwies es sich ja möglicherweise als hilfreich. Wenn Trevelyan entspannt war, gab er eventuell mehr preis als sonst - und es war schließlich der Wein gewesen, der Nessie zur Zusammenarbeit bewogen hatte.

Er stimmte mit einem kleinen Kopfnicken zu und nahm den Becher entgegen, trank aber nicht, bevor nicht auch Trevelyan

versorgt war. Dieser lehnte sich nun erneut zurück, ohne auch nur einen irgendwie verstörten Eindruck zu machen, und hob den Becher.

»Worauf sollen wir trinken, John?«

Die Dreistigkeit des Mannes war verblüffend - und höchst bewundernswert, wie er zugeben musste. Er hob seinerseits den Becher, ohne zu lächeln.

»Auf die Wahrheit, Sir.«

»Oh? Oh, unbedingt - auf die Wahrheit!« Nach wie vor lächelnd, wenn auch mit einem Ausdruck leisen Argwohns, leerte Trevelyan seinen Becher.

Es war ein trockener Sherry, und zwar ein guter, auch wenn er sich noch nicht richtig gesetzt hatte.

»Gerade mit dem Schiff aus Jerez gekommen«, sagte Trevelyan und wies mit entschuldigender Miene auf den Becher. »Etwas Besseres hatte ich leider nicht zur Hand.«

»Er ist sehr gut. Danke«, sagte Grey und versuchte, das Wort zu ergreifen. »Nun -«

»Noch einen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, füllte Trevelyan beide Becher erneut. Dann ließ er den Krug sinken und nahm endlich Notiz von dem Stück verfärbten Samtes, das sich wie eine Kröte auf seinem Schreibtisch niedergelassen hatte. Er betastete es vorsichtig mit dem Zeigefinger.

»Ich - äh - gestehe, dass ich nicht weiß, was ich sagen soll, John. Hat dieser Gegenstand eine Bedeutung, deren ich mir bewusst sein sollte?«

Grey verfluchte sich im Stillen dafür, zugelassen zu haben, dass der Mann den Raum verließ; verdammt, er hatte Zeit zum Nachdenken gehabt und offenbar beschlossen, dass es am besten war, wenn er hartnäckige Unwissenheit vortäuschte.

»Dieses Stück Stoff stammt von dem Kleid einer Leiche«, sagte er mit gleichmütiger Stimme. »Einer Ermordeten.«

Und da, Trevelyan's linkes Auge zuckte ganz sacht, und in Greys Herz flammte Genugtuung auf. Er *erkannte* es!

»Möge Gott der armen Kreatur Frieden schenken.« Trevelyan klappte den Stoff sanft zusammen, sodass das Blut zum Großteil verdeckt wurde. »Wer ist sie gewesen? Was ist mit ihr geschehen?«

»Der Magistrat hat entschieden, diese Information vorerst geheim zu halten«, sagte Grey freundlich und wurde bei dem Wort »Magistrat« mit dem Zucken eines Muskels an Trevelyan's Kinn belohnt. »Allerdings wurden meines Wissens Hinweise entdeckt, die auf eine Verbindung zwischen dieser Frau und Euch schließen lassen. Angesichts dieser unschönen Umstände kann ich eine Fortdauer Eurer Verlobung mit meiner Cousine leider nicht gestatten.«

»Was denn für Hinweise?« Trevelyan hatte sich wieder unter Kontrolle und legte genau das richtige Maß an Entrüstung an den Tag. »Es kann unmöglich etwas geben, das... diese Kreatur, wer immer sie ist, mit mir in Verbindung bringt.«

»Ich bedaure, dass ich Euch nicht mit den Einzelheiten vertraut machen kann«, sagte Grey mit grimmigem Vergnügen. Man konnte auch zu zweit die Ahnungslosen spielen. »Aber Sir John Fielding ist ein enger Freund der Familie; er ist natürlich um das Glück und die Reputation meiner Cousine besorgt.« Er zuckte sacht mit den Schultern, um anzudeuten, dass ihm der Magistrat zwar einen Hinweis gegeben hatte, die unappetitlichen und belastenden Details jedoch für sich behalten hatte. »Ich hielt es für besser, die Verlobung zu lösen, bevor etwas Skandalöses ans Tageslicht kommt. Ich bin mir sicher, dass Ihr -«

»Das ist -« Trevelyan trug im Lagerhaus keinen Puder; sein Gesicht wurde jetzt fleckig vor Aufregung. »Das ist unsäglich! Ich habe nichts mit irgendwelchen ermordeten Frauen zu tun!«

Das stimmte - aber nur, weil es keine Frau gewesen war. Auf die Wahrheit, in der Tat!

»Wie bereits gesagt, bin ich nicht in der Lage, Genaueres zu sagen«, sagte Grey. »Allerdings ist mir in Verbindung mit dieser Sache ein Name zu Ohren gekommen. Seid Ihr vielleicht mit einem Mr. Scanion bekannt? Einem Apotheker?« Er hob seinen Becher und nippte daran. Er stellte sich gleichgültig, beobachtete Trevelyan jedoch genau durch die Wimpern.

Trevelyan war zwar Herr über sein Gesicht, jedoch nicht über sein Blut. Er behielt zwar den Ausdruck verblüffter Entrüstung unverändert bei - doch sein Gesicht war totenbleich geworden.

»Nein, das bin ich nicht, Sir.«

»Oder ist Euch ein Etablissement namens ›Lavender House‹ vertraut?«

»Das ist es nicht.« Die Knochen in Trevelyans schmalen Gesicht standen vor, und seine Augen glänzten dunkel. Wären sie irgendwo in einer Gasse allein gewesen, so war Grey überzeugt, dass er auf ihn losgegangen wäre.

Sie saßen einen Moment da und schwiegen. Trevelyan trommelte mit dem Finger gegen seine Wange und hatte die schmalen Lippen zusammengepresst, während er überlegte. Das Blut strömte allmählich in sein Gesicht zurück, und er ergriff den Krug und schenkte Grey nach, ohne zu fragen.

»Hört mir zu, John«, sagte er und beugte sich ein wenig vor. »Ich weiß nicht, mit wem Ihr gesprochen habt, aber ich kann Euch versichern, dass nichts Wahres an den Gerüchten ist, die Ihr gehört haben mögt.«

»Es ist nur natürlich, dass Ihr das sagt«, merkte Grey an.

»Das würde jeder, der unschuldig ist«, erwiderte Trevelyan ruhig.

»Und jeder, der schuldig ist.«

»Bezichtigt Ihr mich, jemanden ums Leben gebracht zu haben, John? Denn ich schwöre Euch - auf die Bibel, auf das Leben Eurer Cousine, auf den Kopf Eurer Mutter, worauf immer

Ihr wollt -, dass ich nichts dergleichen getan habe.« Trevelyan's Stimme hatte jetzt einen etwas anderen Tonfall; er saß vorgebeugt und sprach mit Leidenschaft und flammendem Blick. Einen Moment lang verspürte Grey einen leisen Gewissensbiss - entweder war der Mann ein begnadeter Schauspieler, oder er sagte die Wahrheit. Zumindest zum Teil.

»Ich bezichtige Euch keines Mordes«, sagte er und suchte sich vorsichtig einen anderen Weg an Trevelyan's Verteidigungslinien vorbei. »Doch dass Euer Name in die Sache verwickelt ist, kann ich wirklich nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

Trevelyan grunzte leise und lehnte sich wieder etwas zurück.

»Jeder Narr kann den Namen eines Mannes in den Schmutz ziehen - Gott weiß, dass es oft genug geschieht. Ich hätte Euch nicht für so leichtgläubig gehalten.«

Grey trank einen Schluck Sherry und unterdrückte das Bedürfnis, auf diese Beleidigung zu reagieren.

»Ich hätte gedacht, Sir, dass Euch die Neuigkeit so in Aufregung versetzt, dass Ihr augenblicklich Nachforschungen anstellt - wenn Ihr völlig unschuldig wärt.«

Trevelyan lachte kurz auf.

»Oh, ich rege mich auf, das versichere ich Euch. Ich würde sogar in dieser Sekunde nach meiner Kutsche rufen, um persönlich mit Sir John zu sprechen - wenn ich nicht wüsste, dass er derzeit in Bath ist, wo er sich bereits seit einer Woche aufhält.«

Grey biss sich auf die Innenseite der Wange und schmeckte Blut. Gottverdammte, was für ein Narr er war!

Wie konnte er das vergessen - Joseph Trevelyan kannte Gott und jedermann.

Er hatte den Sherrybecher noch in der Hand, trank ihn in einem Zug leer und stellte ihn mit einem Pochen nieder.

»Nun denn, also gut«, sagte er ein wenig heiser. »Ihr lasst mir keine Wahl. Ich hatte vor, Rücksicht auf Euer Feingefühl zu nehmen -«

»Rücksicht? *Rücksicht*? Oh, Ihr -«

»- doch ich sehe, dass dies nicht möglich ist. Ich verbiete Euch, Olivia zu heiraten -«

»Ihr glaubt, Ihr könnt mir etwas verbieten? Ihr? Wenn Euer Bruder -«

»- weil Ihr die Syph habt.«

Trevelyan hörte so abrupt auf zu reden, dass es den Anschein hatte, als wäre er in eine Salzsäule verwandelt worden. Er saß völlig reglos da und starrte Grey mit seinen dunklen Augen so durchdringend an, dass dieser das Gefühl hatte, Trevelyan wolle ihm Haut und Knochen durchleuchten und Greys Herz und Hirn durch schiere Willenskraft die Wahrheit entlocken.

Der silberne Griff seines Spazierstocks war schlüpfrig vom Schweiß, und er sah, dass Trevelyan die Bronzestatue ergriffen hatte und so fest hielt, dass seine Fingerknöchel weiß waren. Er verschob eine Hand an seinem Stock, um mehr Spielraum zu haben; eine Bewegung von Trevelyan's Seite, um ihn anzugreifen, und er würde den Mann niederstrecken.

Als hätte diese kleine Bewegung einen bösen Bann gebrochen, blinzelte Trevelyan, und seine Hand ließ die kleine Bronzegöttin los. Er fixierte Grey weiterhin, doch jetzt war sein Ausdruck besorgt.

»Mein lieber John«, sagte er leise. »Mein lieber Freund.« Er setzte sich zurück und rieb sich wie überwältigt mit der Hand über die Stirn.

Doch mehr sagte er nicht und überließ es Grey, mit dem Widerhall seiner Anklage in den Ohren dazusitzen.

»Habt Ihr nichts zu sagen, Mr. Trevelyan?«, wollte er schließlich wissen.

»Zu sagen?« Trevelyan ließ die Hand sinken und sah ihn mit leicht geöffnetem Mund an. Er schloss ihn, schüttelte sacht den Kopf, schenkte Sherry nach und schob Greys Becher zu ihm hinüber.

»Was kann ich schon sagen?«, wiederholte er und starrte in die Tiefen seines eigenen Bechers. »Nun, ich könnte es natürlich leugnen - und das tue ich auch. Allerdings fürchte ich, dass ich es Euch in Eurem gegenwärtigen Zustand mit keiner Aussage recht machen könnte. Oder?« Er blickte fragend auf.

Grey schüttelte den Kopf.

»Nun denn«, sagte Trevelyan beinahe liebenswürdig. »Ich weiß nicht, woher Ihr diese bemerkenswerten Ideen habt, John. Wenn Ihr sie allerdings tatsächlich glaubt, bleibt Euch natürlich nichts anderes übrig als so zu handeln, wie Ihr es getan habt - das ist mir klar.«

»Wirklich?«

»Ja.« Trevelyan zögerte und legte sich seine Worte sorgsam zurecht. »Habt Ihr - bei jemandem Rat gesucht, bevor Ihr hierher gekommen seid?«

Was zum Teufel meinte der Kerl damit?

»Falls Ihr Euch damit erkundigt, ob jemand über meinen Aufenthaltsort Bescheid weiß«, sagte Grey kalt, »ja, so ist es.« In Wahrheit war es nicht so; niemand wusste, dass er in dem Lagerhaus war. Andererseits hatten ihn unten ein Dutzend Schreiber und zahllose Arbeiter gesehen; nur ein Wahnsinniger würde versuchen, ihn hier zu beseitigen - und er glaubte nicht, dass Trevelyan wahnsinnig war. Gefährlich, ja, aber nicht wahnsinnig.

Trevelyan riss die Augen auf.

»Was? Ihr glaubt, ich meinte - du liebe Güte.« Er wandte den Blick ab und rieb sich mit dem Handrücken über die Lippen. Er räusperte sich zweimal, dann blickte er auf.

»Ich wollte nur wissen, ob Ihr jemandem von diesen unglaublichen... Wahnvorstellungen erzählt habt. Ich glaube nicht, dass Ihr das getan habt. Denn wenn Ihr es getan hättet, hätte mit Sicherheit jemand versucht, Euch von Eurem katastrophalen Kurs abzubringen.«

Er schüttelte den Kopf und spitzte mit einem Ausdruck sorgenvoller Bestürzung die Lippen.

»Habt Ihr eine Kutsche? Nein, natürlich nicht. Ganz gleich; ich werde meine kommen lassen. Der Kutscher wird Euch sicher zum Haus Eurer Mutter bringen. Darf ich Euch Doktor Masonby an der Smedley Street empfehlen? Er hat einen exzellenten Ruf, was die Behandlung nervöser Störungen angeht.«

Grey war so erstaunt, dass er kaum Entrüstung spürte.

»Wollt Ihr damit ausdrücken, dass ich verrückt bin?«

»Nein, nein! Natürlich nicht, ganz bestimmt nicht.«

Trevelyan sah ihn nach wie vor mit dieser besorgten, mitleidvollen Miene an, und er spürte, wie sein Erstaunen dahinschmolz. Vielleicht hätte er wütend werden sollen, doch stattdessen verspürte er den Drang, ungläubig zu lachen.

»Es freut mich, das zu hören«, sagte er trocken und erhob sich. »Ich werde über Euren freundlichen Rat nachdenken. Doch unterdessen - ist Eure Verlobung beendet. «

Er hatte die Tür fast erreicht, als Trevelyan hinter ihm die Stimme erhob.

»Lord John! Wartet einen Moment!«

Er blieb stehen und blickte sich um, ohne sich jedoch umzudrehen.

»Ja?«

Trevelyan hielt seine Unterlippe mit den Zähnen fest und beobachtete Grey, als würde er ein wildes Tier einschätzen. Würde es angreifen oder weglaufen? Er winkte und wies auf den Stuhl, von dem Grey aufgestanden war.

»Kommt einen Moment zurück. Bitte.«

Er blieb ein paar Sekunden unentschlossen stehen. Er hörte das Dröhnen der Geschäftigkeit unter ihm und sehnte sich danach, diesem Raum und diesem Mann zu entfliehen und sich in dem Hin und Her zu verlieren, endlich wieder ein friedlicher Teil des Uhrwerks und nicht länger ein Sandkorn im Getriebe zu sein. Doch die Pflicht befahl ihm etwas anderes, und er ging zurück, den Stock fest umklammert.

»Setzt Euch. Bitte.« Trevelyan wartete, bis er das getan hatte.

»Lord John. Ihr sagt, dass es Euch um den Ruf Eurer Cousine geht. Darum geht es auch mir.« Er beugte sich über den Tisch und sah Grey gebannt an. »Ein solch plötzlicher Bruch muss unweigerlich zu einem Skandal führen - das wisst Ihr doch sicher auch?«

So war es, doch er verzichtete darauf zu nicken und sah

Trevelyan einfach nur reglos an. Dieser ignorierte das Ausbleiben einer Antwort und fuhr jetzt eiliger fort.

»Nun denn. Wenn Ihr davon überzeugt seid, dass Eure Handlungsweise ratsam ist, dann kann ich Euch eindeutig nicht davon abbringen. Doch könnt Ihr mir ein wenig Zeit lassen, um mir einen sinnvollen Grund für die Auflösung der Verlobung einfallen zu lassen? Etwas, das keinen der Beteiligten in Misskredit bringt?«

Grey holte Luft und spürte, wie sich etwas wie Erleichterung in ihm regte. Dies war die Lösung, auf die er gehofft hatte, seit er die Wunde auf Trevelyans Glied gesehen hatte. Er begriff, dass die Situation inzwischen mehr Facetten hatte, als er je gedacht hätte, und eine solche Lösung würde die meisten davon unberührt lassen. Doch Olivia würde in Sicherheit sein.

Trevelyan spürte, dass er in seiner Härte nachließ, und nutzte seinen Vorteil.

»Ihr wisst, dass es bei der bloßen Ankündigung einer

Trennung Gerede geben wird«, sagte er mit aller Überzeugungskraft. »Es muss öffentlich ein überzeugender Grund genannt werden, um dies zu verhindern.«

Der Mann hatte mit Sicherheit einen Hintergedanken; vielleicht hatte er vor, ins Ausland zu fliehen. Doch dann spürte Grey erneut die Vibrationen unter seinen Füßen, das Rumpeln rollender Weinfässer und hochgehievter Kisten, die gedämpften Rufe der Männer unten im Lagerhaus. Würde ein Mann, der so etwas besaß, einfach so seine Interessen vergessen, nur um einer Anschuldigung aus dem Weg zu gehen?

Wahrscheinlich nicht; sicher hatte er eher vor, die Gnadenfrist zu benutzen, um seine Spuren vollständig zu verwischen oder sich gefährlicher Komplikationen wie etwa der Scanions zu entledigen. Wenn er das nicht schon getan hatte, dachte Grey plötzlich.

Doch es gab keinen guten Grund, ihm eine solche Bitte abzuschlagen. Und er konnte Magruder und Quarry auf der Stelle alarmieren - und den Mann beschatten lassen.

»Nun gut. Ihr habt drei Tage.«

Trevelyan holte Luft, als wollte er protestieren, doch dann nickte er und nahm an.

»Wie Ihr es sagt. Ich danke Euch.« Er ergriff den Krug und schenkte noch mehr Sherry ein, den er ein wenig schwenkte.

»Hier - lasst uns auf unsere Abmachung trinken. «

Grey hatte kein Bedürfnis, noch länger bei dem Mann zu verweilen, und trank nicht mehr als einen symbolischen Schluck, bevor er den Becher fortschob und sich erhob. Er verabschiedete sich, wandte sich jedoch an der Tür kurz zurück. Trevelyan sah ihm nach, und seine Augen hätten ein Loch ins Tor der Hölle gebrannt.

Des einen Gift

Falls Hauptmann von Namtzen überrascht war, Grey und seinen Kammerdiener zu sehen, so ließ er sich nichts davon anmerken.

»Major Grey! Was für eine große Freude, Euch wieder zu sehen! Bitte, nehmt Ihr ein Glas Wein - etwas Gebäck?« Der hünenhafte Hannoveraner ergriff ihn strahlend an Hand und Unterarm und hatte Tom in die Küche geschickt, Grey in den Salon gesetzt und eine Erfrischung vor ihn hinstellen lassen, bevor er höflich verneinen konnte, geschweige denn den Grund seines Besuchs zu erklären. Als ihm dies jedoch schließlich gelungen war, war der Hauptmann die Hilfsbereitschaft in Person.

»Aber gewiss doch, gewiss! Zeigt mir diese Liste.«

Er nahm das Papier von Grey entgegen und ging damit zum Fenster, um es genau zu betrachten. Die Zeit für den Nachmittagstee war schon lange vorbei, doch so kurz vor dem Mittsommer strömte noch Spätnachmittagslicht herein, das von Namtzen mit einem Strahlenkranz umgab wie einen Heiligen in einem mittelalterlichen Gemälde.

Und er sah auch so aus wie einer dieser deutschen Heiligen, dachte Grey ein wenig geistesabwesend, während er die klaren, asketischen Linien im Gesicht des Mannes bewunderte, seine breite Stirn und die großen, ruhigen Augen. Sein Mund war nicht besonders sinnlich, doch die Fältchen rechts und links zeugten von Humor.

»Ich kenne diese Namen, ja. Was genau möchtet Ihr denn

wissen?«

»Alles, was Ihr mir sagen könnt.« Müdigkeit zerrte an ihm, doch Grey erhob sich und trat neben den Hauptmann, um einen Blick auf die Liste zu werfen. »Das Einzige, was ich über diese Leute weiß, ist, dass sie einen bestimmten Wein gekauft habe. Ich kann nicht genau sagen, worin die Verbindung besteht, doch dieser Wein scheint etwas mit einer... vertraulichen Angelegenheit zu tun zu haben. Mehr kann ich, fürchte ich, nicht sagen.« Er zuckte entschuldigend mit den Achseln.

Von Namtzen sah ihn scharf an, nickte aber und wandte dann seine Aufmerksamkeit wieder dem Papier vor ihm zu.

»Wein, sagt Ihr? Nun, das ist seltsam.«

»Was ist seltsam?«

Der Hauptmann tippte mit seinem langen, makellosen Finger auf das Papier.

»Dieser Name - Hungersbach. Es ist der Familienname eines alten Adelshauses; zu Egkh und Hungersbach. Nur sind es gar keine Deutschen; es sind Österreicher.«

»Österreicher?« Grey spürte, wie sein Herz einen Satz machte, und beugte sich vor, als wollte er sich vergewissern, dass dieser Name auf dem Papier stand. »Seid Ihr sicher?«

Von Namtzen machte ein amüsiertes Gesicht.

»Natürlich. Ihr Anwesen in der Nähe von Graz ist berühmt für seine Weine; das ist der Grund, warum ich sage, es ist seltsam, dass Ihr mir diesen Namen bringt und sagt, dass es um Wein geht. Der beste Wein aus St. Georgen so heißt das Schloss dort, St. Georgen - ist berühmt. Sie machen einen sehr guten Rotwein - eine Farbe wie frisches Blut.«

Grey spürte ein seltsames Rauschen in den Ohren, als wiche ihm selbst plötzlich das Blut aus dem Kopf, und er legte eine Hand auf den Tisch, um sich zu stützen.

»Sagt es mir nicht«, sagte er, und seine Lippen fühlten sich

ein wenig taub an. »Der Name des Weins ist ›Schilcher‹?«

»Ja, genau. Woher habt Ihr das nur gewusst?«

Grey machte eine kleine Handbewegung, um anzuzeigen, dass es keine Rolle spielte. Es schien eine Anzahl Mücken im Zimmer zu sein, obwohl sie ihm bis jetzt nicht aufgefallen waren; sie schwärmten im Licht des Fensters umher, tanzende schwarze Flecke.

»Diese - die Familie Hungersbach - dann befinden sich einige von ihnen in London?«

»Ja. Baron Joseph zu Egkh und Hungersbach ist das Familienoberhaupt, doch sein Erbe ist ein entfernter Vetter namens Reinhardt Mayrhofer - er unterhält ein ziemlich großes Haus am Mecklenburgh Square. Ich bin ein paarmal dort gewesen - obwohl angesichts der derzeitigen Lage...« Er zog eine Schulter hoch, um anzuzeigen, wie delikat die diplomatische Lage war.

»Und dieser... Reinhardt. Er - ist er klein? Dunkelhäutig, mit langem... gelockten... H-haar?« Die Mücken waren plötzlich mehr geworden, und sie leuchteten jetzt, eine beinahe feste Masse flackernder Lichter vor seinen Augen.

»Woher wusstet Ihr - Major! Ist Euch nicht gut?« Er ließ das Papier fallen, packte Grey am Arm und führte ihn eilig zum Sofa. »Setzt Euch bitte. Ich lasse Wasser und Brandy holen. Wilhelm, schnell!« Ein Bediensteter tauchte kurz in der Tür auf und verschwand dann auf von Namtzens drängende Geste hin augenblicklich.

»Mir fehlt nicht - nicht das Geringste«, protestierte Grey. »Wirklich, es gibt... nicht... den... geringsten... G-grund -« Doch der Schwabe legte ihm seine große Hand fest auf die Brust und drückte ihn flach auf das Sofa. Er bückte sich schnell, ergriff Greys Stiefel und hob seine Füße ebenfalls hoch, während er unablässig auf Deutsch nach unverständlichen Dingen rief.

»Ich - wirklich, Sir, Ihr müsst -« Und doch spürte er, wie grauer Nebel vor seinen Augen aufstieg, und in seinem Kopf drehte sich alles, sodass er seine Gedanken nur mühselig ordnen konnte. Er konnte Blut in seinem Mund schmecken, wie seltsam... es vermischte sich mit dem Geruch von Schweineblut, und er spürte, wie es ihm hochkam.

»Mylord, Mylord!« Tom Byrds Stimme hallte durch den Nebel, schrill vor Panik. »Was habt ihr mit ihm gemacht, ihr verfluchten Hunnen?«

Ein Gewirr tieferer Stimmen umgab ihn und sprach Worte, die davonschlüpften, bevor er ihre Bedeutung erfassen konnte; ein Krampf schüttelte ihn und verdrehte ihm mit solch brutaler Gewalt die Eingeweide, dass sich seine Knie an seine Brust hoben und vergeblich versuchten, ihn zu unterdrücken.

»O je«, sagte von Namtzens Stimme dicht neben ihm im Tonfall leichter Bestürzung. »Nun, es war sowieso kein besonders schönes Sofa, nicht wahr? He, Junge zwei Häuser weiter wohnt ein Arzt; lauft zu ihm und holt ihn rasch, ja?«

Danach nahmen die Ereignisse ein alpträumerhaftes Wesen an, und es wurde sehr laut. Monsterfratzen blickten ihn durch einen perlmuttfarbenen Nebel an, und Worte wie »Emesis« und »Eiklar« schossen an seinen Ohren vorbei wie pfeilschnelle Fische. Er spürte ein furchtbares Brennen in Mund und Kehle, das in Abständen stechenden Krämpfen weiter unten wich, die so heftig waren, dass er dann und wann für einige Augenblicke das Bewusstsein verlor, nur um dann wieder von einer Flut schweflicher Galle geweckt zu werden, die mit solcher Gewalt aufstieg, dass seine Kehle allein nicht genug Raum für ihren Austritt bot und sie ihm als brennender Speier aus den Nasenlöchern schoss.

Diesen Anfällen folgte reichhaltiger Speichelfluss, der ihm zunächst willkommen war, weil er das schweflige Erbrochene

verdünnte, dann jedoch zur Quelle des Schreckens wurde, weil er ihn zu ertränken drohte. Einmal war er sich dumpf bewusst, dass er mit dem Kopf über der Sofakante hing und sabberte wie ein tollwütiger Hund, bevor ihn jemand hochzog und versuchte, ihm eine Flüssigkeit einzuflößen. Sie war kühl und klebrig, und als sie seinen Gaumen berührte, revoltierte sein Inneres erneut. Schließlich breitete sich das stickige Parfüm des Mohns wie ein Verband über seine wunden Nasenschleimhäute; er saugte schwach an dem Löffel in seinem Mund und stürzte erleichtert in die flammenddurchzogene Dunkelheit.

Er erwachte unvorstellbare Zeit später aus der Orientierungslosigkeit der Opiumvisionen und stellte fest, dass eine der Monsterfratzen aus seinen Träumen immer noch zugegen war und sich über ihn beugte - ein bleiches Antlitz mit vorquellenden Augen und Lippen von der Farbe roher Leber. Eine feuchtkalte Hand machte sich an seiner Intimsphäre zu schaffen.

»Leidet Ihr an einer chronischen Geschlechtskrankheit, Mylord?«, erkundigte sich die Fratze. Ein Daumen piekste ihn vertraulich in den Hodensack.

»Absolut nicht«, sagte Grey, wobei er sich kerzengerade hinsetzte und sich den Hemdschoß schützend zwischen die Beine presste. Das Blut strömte ihm aus dem Kopf, und er schwankte alarmierend. Er packte die Kante eines Tischchens neben dem Bett, um sich aufrecht zu halten, und bemerkte erst jetzt, dass die furchtbare Fratze nicht nur klamme Hände hatte, sondern auch eine übergroße Perücke und einen schrumpeligen Körper, der in schäbiges Schwarz gekleidet war und nach Medikamenten stank.

»Man hat mich vergiftet. Was seid Ihr für ein infamer Quacksalber, dass Ihr einen Aufruhr der inneren Organe nicht von der Syph unterscheiden könnt, zum Kuckuck?«, wollte er wissen.

»Vergiftet?« Der Arzt machte ein etwas verwundertes Gesicht. »Wollt Ihr damit sagen, dass ihr nicht absichtlich eine Überdosis der Substanz genommen habt?«

»Welcher Substanz?«

»Nun, Quecksilbersulfid natürlich. Es wird zur Behandlung der Syphilis verwendet. Das Resultat der Magenspülung... was habt Ihr vor, Sir? Ihr dürft Euch nicht anstrengen, Sir, wirklich, das dürft Ihr nicht!«

Grey hatte die Beine aus dem Bett gestreckt und versuchte aufzustehen, wurde jedoch sofort von einer erneuten Woge der Übelkeit überwältigt. Der Arzt packte ihn am Arm, genauso sehr, um ihn am Umfallen zu hindern, wie um seine Flucht zu verhindern.

»Aber, aber, Sir, legt Euch einfach hin... ja, ja, so ist's richtig, genau. Ihr seid sehr knapp davongekommen, Sir; Ihr dürft Eure Gesundheit nicht aufs Spiel setzen, indem Ihr hastige -«

»Von Namtzen!« Grey widersetzte sich den Händen, die ihn wieder in das Bett schoben, und rief nach Beistand. Seine Kehle fühlte sich an, als hätte man sie mit einer großen Holzraspel bearbeitet. »Von Namtzen, wo in Gottes Namen seid Ihr?«

»Ich bin hier, Major.« Eine große Hand legte sich von der anderen Seite her fest auf seine Schulter, und als er sich umdrehte, sah er das gut aussehende Gesicht des Hannoveraners mit gerunzelter Stirn auf sich herabblicken.

»Ihr seid vergiftet worden, sagt Ihr? Wer würde denn so etwas tun?«

»Ein Mann namens Trevelyan, Ich muss gehen. Würdet Ihr mir meine Kleider besorgen?«

»Aber Mylord...!«

»Aber Major, Ihr seid -«

Grey packte von Namtzens Handgelenk. Seine Hand zitterte, doch er brachte alle Kraft auf, die er hatte.

»Ich muss gehen, und zwar sofort«, sagte er heiser. »Die Pflicht verlangt es von mir.«

Die Miene des Hannoveraners veränderte sich augenblicklich, und er nickte und erhob sich.

»Nun gut. Dann gehe ich mit Euch.«

Diese Absichtserklärung hatte Greys magere Kraftreserven komplett erschöpft, doch zum Glück nahm von Namtzen die Dinge in die Hand, indem er den Arzt nach Hause schickte, seine Kutsche bereitstellen ließ und Tom Byrd herbeirief, der sofort Greys Uniform holte - die zum Glück gereinigt worden war - und ihm hineinhalf.

»Ich bin sehr froh, dass Ihr noch am Leben seid, Mylord, aber ich muss schon sagen, dass Ihr ein Mann seid, der nicht gut mit seinen Kleidern umgeht«, sagte Byrd vorwurfsvoll. »Und dann auch noch Eure beste Uniform! Zumindest war sie das«, fügte er hinzu und warf einen kritischen Blick auf einen kaum sichtbaren Fleck an der Vorderseite der Weste, bevor er sie hochhielt, damit Grey mit den Armen hineinschlüpfen konnte.

Grey, der keine Energie zu verschwenden hatte, sagte nichts, bis sie in von Namtzens Kutsche die Straße entlangratterten. Auch der Hannoveraner trug seine beste Uniform, und er hatte den Helm mit dem Federbusch mitgenommen, der neben ihm auf der Sitzbank lag. Außerdem hatte er eine große Porzellanschüssel mit rohen Eiern dabei, die er sich sorgsam auf die Knie stellte.

»Was -?« Grey wies kopfnickend auf die Eier, denn er war zu schwach, um genauer nachzufragen.

»Der Arzt sagt, Ihr müsst Eiklar essen, häufig und in großen Mengen«, erklärte der Hannoveraner sachlich. »Es ist das Gegenmittel für das Quecksilbersulfid. Und Ihr dürft zwei Tage lang weder Wasser noch Wein trinken, nur Milch. Hier.« Mit einer Geschicklichkeit, die angesichts der schwankenden Kutsche bewundernswert war, nahm er ein Ei aus der Schüssel,

schlug es am Rand der Schüssel entzwei und ließ das Weiße in einen kleinen Zinnbecher gleiten. Diesen reichte er Grey, bevor er - ganz der Knauser - den übrig gebliebenen Dotter schlürfte und die Bruchstücke der Eierschale aus dem Fenster warf.

Das Zinn fühlte sich kühl in seiner Hand an, doch Grey betrachtete das Eiklar mit deutlichem Mangel an Begeisterung. Tom Byrd funkelte ihn vom gegenüberliegenden Sitz her an.

»Das trinkt Ihr«, sagte er in drohendem Tonfall. »Mylord.«

Grey funkelte zurück, gehorchte jedoch widerstrebend. Es fühlte sich etwas unangenehm an, doch er stellte erleichtert fest, dass die Übelkeit offenbar endgültig vorüber war.

»Wie lange -?«, fragte er und sah aus dem Fenster. Es war Donnerstag spätnachmittags gewesen; jetzt war es Vormittag - doch welchen Tages?

»Es ist Freitag«, sagte von Namtzen.

Grey entspannte sich ein wenig, als er das hörte. Er hatte jedes Gespür für Zeit verloren und war erleichtert über die Entdeckung, dass sein Erlebnis doch nicht die Ewigkeit gedauert hatte, die er im Gefühl gehabt hatte. Trevelyan würde Zeit gehabt haben, die Flucht zu ergreifen, vielleicht aber nicht so viel, um endgültig zu entkommen.

Von Namtzen hustete taktvoll.

»Eventuell ziemt es sich nicht, dass ich danach frage wenn ja, müsst Ihr mir vergeben -, doch wenn wir Herrn Trevelyan in Kürze begegnen, wäre es womöglich gut zu wissen, *warum* er versucht hat, Euch umzubringen.«

»Ich weiß nicht, ob er vorhatte, mich umzubringen«, sagte Grey und nahm den nächsten Becher Eiweiß mit einer schwachen Grimasse des Abscheus entgegen. »Es ist möglich, dass er mich nur eine Zeit lang außer Gefecht setzen wollte, um Zeit zur Flucht zu gewinnen.«

Von Namtzen nickte, obwohl sich die Stirn über seinen

dichten Augenbrauen in Falten zog.

»Hoffen wir es«, sagte er. »Doch wenn es so ist, hat er nicht sehr gut geschätzt. Wenn Ihr glaubt, dass er fliehen will, wird er dann noch in seinem Haus sein?«

»Wahrscheinlich nicht.« Grey schloss die Augen und versuchte zu denken. Es war schwierig; die Übelkeit war zwar vorbei, doch das Schwindelgefühl kehrte in unregelmäßigen Abständen zurück. Er fühlte sich, als sei sein Gehirn ein Ei, das jemand fallen gelassen hatte - zerbrechlich und breiig. »*Tanz, tanz, Quieselchen, dann schenk ich dir ein Ei*«, murmelte er. »*Nein, sagt das Quieselchen, ich tanz auch nicht für zwei.*«

»Oh?«, sagte von Namtzen höflich. »Ganz Eurer Meinung, Major.«

Wenn Trevelyan vorgehabt *hatte*, ihn umzubringen, war es möglich, dass der Mann noch zu Hause war; denn wenn Grey tot war, hatte er hinreichend Spielraum, um seine Plänen zu verfolgen - wie auch immer diese aussahen. Doch wenn nicht, oder wenn er sich nicht sicher war, ob das Quecksilbersulfid eine tödliche Wirkung haben würde, war es möglich, dass er sogleich geflohen war. In welchem Falle Grey öffnete die Augen und richtete sich auf.

»Sagt dem Kutscher, er soll zum Mecklenburgh Square fahren«, sagte er drängend. »Bitte.«

Von Namtzen stellte die Kursänderung nicht infrage, sondern steckte den Kopf aus dem Fenster und rief dem Kutscher etwas auf Deutsch zu. Die schwere Kutsche schwankte, als sie langsamer wurde und dann wendete.

Sechs Eier später kam sie vor Reinhardt Mayrhofers Haus zum Stehen.

Von Namtzen sprang behände von der Kutsche, setzte seinen Helm auf und schritt kühn wie Achilles mit wehenden Federn

auf die Tür des Hauses zu. Auch Grey ergriff seinen Hut, so armselig und bedeutungslos dieser im Vergleich auch erscheinen mochte, und folgte ihm, wobei er sich für den Fall, dass seine Knie nachgaben, fest an Tom Byrds Arm klammerte.

Als Grey die Schwelle erreichte, stand die Tür offen, und von Nantzen ließ eine Flut deutscher Bedrohlichkeit über dem Butler niedergehen. Greys Deutschkenntnisse reichten gerade so weit, dass er etwas Konversation betreiben konnte, doch verstand er, dass von Nantzen den Butler aufforderte, Reinhardt Mayrhofer zu holen, und zwar sofort, wenn nicht schneller.

Der Butler, ein kantiger Mensch in den mittleren Jahren, dessen Stirn einen sturen Ausdruck hatte, widerstand dieser ersten Salve tapfer, indem er darauf beharrte, dass sein Herr nicht zu Hause sei, doch der Mann hatte eindeutig keine Ahnung von der wahren Macht der Armeen, die sich vor ihm aufgebaut hatten.

»Ich bin Stephan Landgraf von Erdberg«, verkündete von Nantzen hochmütig und richtete sich zu voller Größe auf - welche Grey inklusive Federn auf ungefähr zwei Meter zehn schätzte. »Ich werde jetzt eintreten.«

Das tat er auch prompt, wobei er den Kopf nur so weit senkte, dass sein Helm nirgendwo anstieß. Der Butler wich zischend zurück und protestierte mit aufgeregten Handbewegungen. Grey nickte dem Mann im Vorübergehen kühl zu und schaffte es, die Würde der Armee Seiner Majestät zu wahren, indem er die ganze Eingangshalle ohne Unterstützung durchquerte. Beim Erreichen des Morgenzimmers steuerte er auf die erstbeste Sitzgelegenheit zu und brachte es gerade noch fertig, darauf Platz zu nehmen, bevor seine Beine nachgaben.

Von Nantzen hatte die Stellung des Butlers unter Kanonenbeschuss genommen, und sie schien jetzt rapide zu bröckeln, wurde jedoch noch verteidigt. Nein, sagte der Butler, der jetzt sichtlich die Hände rang, nein, der Herr sei ganz

bestimmt nicht zu Hause, und nein, das Gleiche gelte leider auch für die Herrin...

Tom Byrd war Grey gefolgt und legte beträchtliche Ehrfurcht an den Tag, als er sich jetzt im Zimmer umsah und die Malachittische mit den goldenen Beinen, die weißen Damastvorhänge und die gigantischen, goldgerahmten Gemälde entdeckte, die sämtliche Wände bedeckten.

Grey schwitzte heftig von der Anstrengung des Gehens, und der Schwindel versetzte seinen Kopf erneut in Bewegung. Doch er brachte sich mit eiserner Hand unter Kontrolle und blieb aufrecht sitzen.

»Tom«, sagte er leise, um die Aufmerksamkeit des belagerten Butlers nicht auf sich zu lenken. »Geht und durchsucht das Haus. Dann kommt zurück und sagt mir, was - oder wen - Ihr gefunden habt.«

Byrd warf ihm einen argwöhnischen Blick zu, denn offenbar hielt er dies für einen Vorwand Greys, ihn loszuwerden, um unauffällig zu sterben - doch Grey hielt sich kerzengerade und biss die Zähne zusammen, und nach ein paar Sekunden nickte der Junge und schlüpfte lautlos aus dem Zimmer, ohne dass ihn der geplagte Butler bemerkte.

Grey atmete tief aus, schloss die Augen und klammerte sich an seinen Knien fest, bis das Schwindelgefühl nachließ. Es schien jetzt schneller zu vergehen; nur ein paar Momente, und er konnte die Augen wieder öffnen.

Unterdessen schien von Namtzen den Butler besiegt zu haben und verlangte jetzt lauthals eine sofortige Versammlung des gesamten Haushalts. Er sah sich nach Grey um und unterbrach seine Tirade für einen Augenblick.

»Oh, und bitte bringt mir das Eiklar von drei Eiern in einem Becher.«

»Wie bitte?«, fragte der Butler schwach.

»Eier. Seid Ihr taub?«, erkundigte sich von Namtzen in beißendem Tonfall. »Nur das Eiweiß. Schnell!«

Peinlich berührt von dieser öffentlichen Sorge um seinen geschwächten Zustand, zwang sich Grey in die Senkrechte und trat neben den Hannoveraner, der jetzt da die Niederlage des Butlers vollständig war - seinen Helm abgenommen hatte und ein sehr selbstzufriedenes Gesicht machte.

»Geht es Euch jetzt besser, Major?«, fragte er und tupfte sich vorsichtig mit einem Leinentaschentuch den Schweiß vom Haaransatz.

»Sehr viel besser, ich danke Euch. Verstehe ich es richtig, dass sowohl Reinhardt Mayrhofer als auch seine Frau nicht da sind?«

Reinhardt, so dachte er, war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht da. Doch seine Frau »Das sagt der Butler. Wenn er nicht unterwegs ist, ist er ein Feigling«, sagte von Namtzen voller Genugtuung und steckte sein Taschentuch ein. »Aber ich werde ihn aus seinem Versteck ziehen wie eine Rübe, und dann - was habt Ihr dann vor?«, erkundigte er sich.

»Wahrscheinlich nichts«, sagte Grey. »Ich glaube, dass er tot ist. Ist das zufällig der fragliche Herr?« Er wies auf ein kleines Porträt in einem mit Perlen besetzten Rahmen auf einem Tisch am Fenster.

»Ja, das sind Mayrhofer und seine Frau Maria. Sie sind Vetter und Cousine«, fügte er hinzu - unnötigerweise angesichts der großen Ähnlichkeit der beiden Gesichter auf dem Porträt.

Beide hatten zwar die gleichen zarten Gesichtszüge mit einem langen Hals und rundem Kinn, doch Reinhardt hatte eine gebieterische Nase und eine aristokratische Miene. Maria dagegen war eine echte Schönheit, dachte Grey; natürlich trug sie auf dem Porträt eine Perücke, hatte aber den gleichen warmen Hutton und die gleichen braunen Augen wie ihr Mann, daher war ihr Haar wahrscheinlich ebenfalls dunkel.

»Reinhardt ist tot?«, fragte von Namtzen interessiert und blickte auf das Porträt. »Wie ist er denn gestorben?«

»Erschossen«, erwiderte Grey kurz. »Sehr wahrscheinlich von dem Herrn, der mich vergiftet hat.«

»Was für ein äußerst umtriebiger Knabe.« An diesem Punkt wurde von Namtzens Aufmerksamkeit durch das Eintreten eines Dienstmädchens abgelenkt, dessen Gesicht vor Aufregung weiß war und das ein Schüsselchen mit dem erbetenen Eiklar trug. Sie sah von einem Mann zum anderen, dann hielt sie von Namtzen zaghaft das Schüsselchen hin.

»Danke«, sagte er. Er reichte Grey das Schüsselchen und machte sich sogleich daran, die Magd auszufragen, und beugte sich so dicht zu ihr hinüber, dass sie sich an die nächstliegende Wand presste, sprachlos vor Schreck und nicht zu mehr imstande, als durch Kopfschütteln Ja und Nein zu signalisieren.

Da er den Einzelheiten dieser einseitigen Unterhaltung nicht folgen konnte, wandte sich Grey ab und betrachtete angewidert den Inhalt seines Schüsselchens. Das Geräusch von Schritten und erregten Stimmen im Flur ließ darauf schließen, dass der Butler in der Tat wie befohlen den Haushalt versammelte. Er stellte die Schüssel hinter einer Alabastervase auf dem Tisch ab und trat in den Korridor hinaus, wo er eine kleine Anzahl von Hausbediensteten antraf, die aufgeregt auf Deutsch durcheinander plapperten.

Bei seinem Anblick hielten sie abrupt inne und starrten ihn mit einer Mischung aus Neugier und Argwohn an, zu der sich in einigen Gesichtern schlichte Angst zu gesellen schien.

»Guten Tag«, sagte er und lächelte freundlich. »Ist jemand von Euch Engländer?«

Es wanderten Blicke hin und her, die sich auf zwei junge Zimmermädchen zu konzentrieren schienen. Er lächelte ihnen beruhigend zu und winkte sie zur Seite. Sie sahen ihn mit weit aufgerissenen Augen an wie zwei Rehe, die sich einem Jäger

gegenübersehen, doch ein Blick auf von Namtzen, der hinter ihm aus dem Morgenzimmer trat, überzeugte sie rasch davon, dass Lord John das geringere Übel war, und sie folgten ihm dicht auf den Fersen wieder in das Zimmer, sodass von Namtzen sich mit der Versammlung in der Eingangshalle befassen konnte.

Ihre Namen, so gaben die Mädchen stotternd und errötend zu, waren Annie und Tab. Sie stammten beide aus Cheapside, waren Busenfreundinnen und standen seit drei Monaten in Herrn Mayrhofer's Diensten.

»Wenn ich es richtig verstehe, ist Herr Mayrhofer heute nicht zu Hause«, sagte Grey immer noch lächelnd. »Wann ist er ausgegangen?«

Die Mädchen sahen einander verwirrt an.

»Gestern?«, meinte Grey. »Heute Morgen?«

»Oh, nein, Sir«, sagte Annie. Sie schien die Beherztere der beiden zu sein, wenn sie sich auch nicht dazu durchringen konnte, ihm länger als den Bruchteil einer Sekunde in die Augen zu sehen. »Der Herr ist seit Dienstag f fort.«

Und Magruder's Leute hatten die Leiche am Mittwoch Morgen gefunden.

»Ah, ich verstehe. Wisst Ihr, wohin er gegangen ist?« ;

Natürlich wussten sie das nicht. Allerdings sagten sie nachdem sie eine Weile von einem Fuß auf den anderen gestiegen waren und einander widersprochen hatten -, dass Herr Mayrhofer oft kurze Reisen unternahm und zwei oder dreimal im Monat mehrere Tage lang nicht zu Hause war.

»Aha«, sagte Grey. »Und was bitte macht Herr Mayrhofer geschäftlich?«

Verblüffte Blicke, gefolgt von Achselzucken. Herr Mayrhofer hatte eindeutig Geld; woher es kam, ging sie nichts an. Grey spürte einen zunehmenden Metallgeschmack am hinteren Ende

seiner Zunge und schluckte, um ihn hinunterzuzwingen.

»Nun denn. Als er diesmal das Haus verlassen hat, ist er morgens aufgebrochen? Oder später am Tag?«

Die Mädchen runzelten die Stirn und konferierten murmelnd miteinander, bevor sie zu dem Schluss kamen, dass keine von ihnen gesehen hatte, wie Herr Reinhardt das Haus verlassen hatte, und nein, sie hatten nicht gehört, wie die Kutsche vorfuhr, aber »So muss es gewesen sein, Annie«, sagte Tab, die sich jetzt so sehr ereiferte, dass sie einen Teil ihrer Angst verlor. »Denn er war am Nachmittag schließlich nicht in seinem Schlafzimmer, nicht wahr? Herr Reinhardt macht gern einen Mittagsschlaf«, erklärte sie an Grey gewandt. »Ich schlage gleich nach dem Mittagessen das Bett auf und habe es auch an diesem Tag getan - doch es war nicht benutzt, als ich nach dem Tee hinaufgegangen bin. Also muss er doch am Morgen aufgebrochen sein, oder?«

So ging die Befragung noch eine Weile weiter, doch Grey konnte ihnen nur wenige hilfreiche Aussagen entlocken, von denen die meisten verneinender Natur waren.

Nein, sie glaubten nicht, dass ihre Herrin ein grünes Samtkleid besaß, obwohl es natürlich möglich war, dass sie eins hatte anfertigen lassen; das würde ihre Leibdienerin wissen. Nein, die Herrin war heute wirklich nicht zu Hause, zumindest glaubten sie das. Nein, sie wussten nicht mit Gewissheit, wann sie das Haus verlassen hatte - aber ja, gestern war sie hier gewesen, und letzte Nacht, ja. War sie letzten Dienstag zu Hause gewesen? Sie glaubten schon, konnten sich aber nicht genau erinnern.

»Ist hier je ein Herr namens Joseph Trevelyan zu Besuch gewesen?«, fragte er. Die Mädchen wechselten achselzuckende Blicke und sahen ihn dann verblüfft an. Woher sollten sie das wissen? Ihr Arbeitsfeld war oben; sie bekamen nur selten Besucher zu Gesicht, es sei denn, diese blieben über Nacht.

»Eure Herrin - Ihr sagt, sie ist letzte Nacht zu Hause gewesen. Wann habt Ihr sie zum letzten Mal gesehen?«

Die Mädchen runzelten gleichzeitig die Stirn. Annie sah Tab an; Tab erwiderte ihren Blick mit einer Miene der Verwunderung. Beide zuckten mit den Achseln.

»Nun... ich weiß es nicht genau, Mylord«, sagte Annie. »Sie ist in letzter Zeit schlecht zurecht gewesen, die Herrin. Sie ist den ganzen Tag in ihrem Zimmer geblieben und hat sich Tablett bringen lassen. Ich gehe natürlich regelmäßig in ihr Zimmer, um die Bettwäsche zu wechseln, aber sie war dann immer in ihrem Boudoir oder in der Kammer mit dem Nachttopf. Ich glaube, das letzte Mal, dass ich sie selbst gesehen habe, war... Montag?« Sie sah Tab mit hochgezogenen Augenbrauen an, und diese zuckte mit den Achseln.

»Schlecht zurecht«, wiederholte Grey. »Sie ist krank gewesen?«

»Ja, Sir«, sagte Tab, glücklich, eine konkrete Auskunft erteilen zu können. »Der Arzt ist hier gewesen und so weiter.«

Er fragte weiter nach, jedoch ohne Erfolg. Keine von ihnen, so schien es, hatte den Arzt selbst gesehen oder irgendetwas über die Krankheit ihrer Herrin gehört; sie hatten nur durch die Köchin davon reden gehört... oder war es Ilse gewesen, die Kammerzofe der Herrin?

Grey ließ das Thema fallen, doch die Erwähnung von Gerede brachte ihn darauf, sich weiter nach ihrem Herrn zu erkundigen.

»Natürlich könnt Ihr das nicht aus persönlicher Erfahrung wissen«, sagte er und veränderte den Ausdruck seines Lächelns zu entschuldigender Höflichkeit, »aber eventuell hat der Kammerdiener von Herrn Mayrhofer ja einmal etwas erwähnt... ich frage mich, ob Euer Herr vielleicht irgendwelche besonderen Stellen oder Merkmale hat? An seinem Körper, meine ich.«

Die Gesichter beider Mädchen verloren jeden Ausdruck und liefen dann so schnell rot an, dass sie sich innerhalb von

Sekunden in ein Paar zum Bersten reifer Tomaten verwandelten. Sie wechselten kurze Blicke, und Annie gab ein schrilles Quietschen von sich, das ein unterdrücktes Kichern hätte sein können.

Er brauchte an dieser Stelle kaum noch eine Bestätigung, doch nachdem sie eine Reihe von Beinahe-Schreien unterdrückt und sich die Hände vor den Mund gehalten hatten, rückten die Mädchen schließlich damit heraus, dass Waldemar, der Kammerdiener, der Kammerzofe Hilde erklärt hatte, warum er so viel Rasierseife benötigte...

Er entließ die Mädchen, die kichernd aus dem Zimmer gingen, und ließ sich für einen Augenblick der Erholung auf den mit Brokat bestickten Sessel am Schreibtisch sinken und legte den Kopf auf seine verschränkten Arme, während er darauf wartete, dass sein Herz aufhörte, so fest zu schlagen.

Damit war also immerhin die Identität der Leiche festgestellt. Und irgendeine Art von Verbindung zwischen Reinhardt Mayrhofer, dem Bordell an der Meacham Street - und Joseph Trevelyan. Doch diese Verbindung beruhte allein auf dem Wort einer Hure und seiner eigenen Identifikation des grünen Samtkleides, erinnerte er sich.

Was, wenn Nessie sich irrte und der Mann, der das Bordell in Grün gekleidet verließ, nicht Trevelyan war? Doch er war es, rief er sich ins Gedächtnis. Richard Caswell hatte es zugegeben. Und nun war ein betuchter Österreicher tot aufgetaucht, bekleidet mit einem grünen Kleid, das zumindest dem Anschein nach dasselbe Kleid war, das Magda, die Puffmutter von der Meacham Street, getragen hatte - welches wiederum vermutlich das Kleid war, das Trevelyan getragen hatte. Und Mayrhofer war ein Österreicher, der häufig mysteriöse Reisen antrat.

Grey war sich hinreichend sicher, dass er Bowles' großen Unbekannten entdeckt hatte. Und wenn Reinhardt Mayrhofer tatsächlich ein Spion war... dann lag der Schlüssel zu Tim

O'Connells Tod wahrscheinlich im finsternen Reich von Staatskunst und Verräterei, nicht im blutroten Revier von Lust und Rache.

Doch die Scanions waren ja fort, erinnerte er sich. Und welche Rolle in Gottes Namen spielte Joseph Trevelyan bei alledem?

Sein Herzschlag verlangsamte sich wieder; er schluckte den Metallgeschmack in seinem Mund hinunter, und als er dann den Kopf hob, fiel sein Blick auf etwas, das er bis jetzt zwar mit halbem Auge gesehen, jedoch nicht bewusst zur Kenntnis genommen hatte: ein großes Gemälde, das über dem Schreibtisch hing, von erotischer Natur und mittelmäßiger Ausführung - signiert mit den Initialen »RM«, die in der Ecke geschickt in einen Blumenstrauß eingearbeitet waren.

Er erhob sich, wischte sich die verschwitzten Handflächen an den Rockschoßen ab und sah sich rasch im Zimmer um. Es gab noch zwei Bilder der gleichen Art - unleugbar von derselben Hand gemalt wie die Bilder, die Magdas Boudoir zierten. Alle mit »RM« signiert.

Dies war ein zusätzlicher Beweis für Mayrhofer's Verbindungen, wäre ein solcher noch nötig gewesen. Doch es weckte auch erneute Fragen über Joseph Trevelyan. Er hatte nur Caswells Wort, dass Trevelyans *Inamorata* eine Frau war - ansonsten wäre er sich sicher gewesen, dass dieser seine Rendezvous mit Mayrhofer abhielt... zu welchem Zweck auch immer.

»Und der Tag, an dem du Dickie Caswell über den Weg traust, du närrischer Tropf...«, knurrte er und zog sich aus dem Sessel hoch. Auf seinem Weg zur Tür fiel ihm das Schlüsselchen mit dem gerinnenden Eiklar ins Auge, und er nahm sich eine Sekunde Zeit, um es hastig in die Schublade des Schreibtischs zu schieben.

Von Namtzen hatte die restlichen Dienstboten zur weiteren

Befragung in die Bibliothek getrieben. Als er Grey hereinkommen hörte, drehte er sich zu ihm um.

»Sie sind wirklich beide fort. Er schon seit ein paar Tagen, sie irgendwann letzte Nacht - niemand hat es gesehen. Das sagen zumindest diese Diensthofen.« An diesem Punkt drehte er sich um und warf einen unerbittlichen Blick auf den Butler, der zusammenzuckte.

»Fragt sie doch bitte nach dem Arzt«, sagte Grey und blickte von einem Gesicht zum nächsten.

»Arzt? Geht es Euch wieder schlechter?« Von Namtzen schnippte mit den Fingern und wies auf eine kräftige Frau mit einer Schürze, die wohl die Köchin sein musste. »Ihr mehr Eier!«

»Nein, nein! Mir geht es bestens, danke. Die Zimmermädchen haben gesagt, dass es Mrs. Mayrhofer diese Woche nicht gut gegangen ist und dass ein Arzt hier gewesen ist. Ich möchte gern wissen, ob jemand ihn gesehen hat.«

»Ah?« Bei diesen Worten setzte von Namtzen eine interessierte Miene auf und begann sofort, die vor ihm aufgebauten Diensthofen mit Fragen zu bombardieren. Grey lehnte sich unauffällig an ein Bücherregal und täuschte gebannte Aufmerksamkeit vor, während der nächste Schwindelanfall kam und ging.

Der Butler und die Kammerzofe hatten den Arzt gesehen, berichtete von Namtzen, als er sich zu Grey umwandte, um ihn seine Antworten zu übersetzen. Er war mehrmals dagewesen, um nach Frau Mayrhofer zu sehen.

Grey schluckte. Vielleicht hätte er das letzte Eiklar doch trinken sollen; es konnte nicht halb so ekelhaft schmecken wie das Kupferaroma in seinem Mund.

»Hat der Arzt seinen Namen genannt?«, fragte er.

Nein, das hatte er nicht. Er war nicht ganz wie ein Arzt

gekleidet, sagte der Butler, war aber selbstsicher aufgetreten.

»Nicht wie ein Arzt gekleidet? Was meint er damit?«, fragte Grey und richtete sich auf.

Weitere Fragen, die der Butler mit hilflosem Achselzucken beantwortete. Er trug keinen schwarzen Anzug, so lautete der Kern seiner Antwort, sondern vielmehr einen groben, blauen Rock und eine Leinenhose. Der Butler zog die Stirn kraus und versuchte sich an weitere Einzelheiten zu erinnern.

»Er hat nicht nach Blut gerochen!«, berichtete von Namtzen. »Stattdessen roch er nach... Pflanzen? Kann das stimmen?«

Grey schloss kurz die Augen und sah getrocknete Kräuter in Bündeln von dunklen Deckenbalken hängen und duftenden Goldstaub von ihren Blättern niederdriften, wenn jemand darüber auf den Fußboden trat.

»War der Arzt Ire?«, fragte er und öffnete die Augen.

Jetzt sah selbst von Namtzen etwas verwundert aus.

»Woher sollen sie den Unterschied zwischen einem Iren und einem Engländer kennen?«, sagte er. »Es ist doch dieselbe Sprache.«

Grey holte tief Luft, versuchte jedoch nicht zu erklären, was auf der Hand lag, sondern schlug einen anderen Kurs ein und beschrieb Finbar Scanion knapp. Einmal übersetzt, resultierte diese Beschreibung in eifrigem Kopfnicken seitens des Butlers und der Zofe - sie erkannten ihn.

»Ist das wichtig?«, fragte von Namtzen, der Greys Gesicht beobachtete.

»Sehr.« Grey ballte die Hände zu Fäusten und versuchte nachzudenken. »Es ist von größter Wichtigkeit, dass wir herausfinden, wo Frau Mayrhofer ist. Dieser ›Arzt‹ ist sehr wahrscheinlich ein Spion, der im Auftrag der Mayrhofers arbeitet, und ich habe den starken Verdacht, dass die Dame sich im Besitz von etwas befindet, das Seine Majestät gern zurück

hätte.«

Er überblickte die Ränge der Bediensteten, die angefangen hatten, miteinander zu tuscheln, und den beiden Offizieren Blicke voller Ehrfurcht, Ärger oder Verwunderung zuwarfen.

»Seid Ihr überzeugt, dass sie nichts über den Aufenthaltsort der Dame wissen?«

Von Namtzen kniff die Augen zusammen und überlegte, doch bevor er antworten konnte, wurde sich Grey einer leisen Unruhe unter den Dienstboten bewusst, von denen jetzt mehrere die Blicke auf die Tür hinter ihm gerichtet hatten.

Er drehte sich um und sah Tom Byrd dort stehen, kreidebleich und zitternd vor Aufregung. In den Händen hatte er ein Paar abgetragener Schuhe.

»Mylord!«, sagte er und streckte sie ihm hin. »Seht! Es sind Jacks.«

Grey ergriff die Schuhe, die groß und sehr abgenutzt waren, das Leder an den Zehen abgestoßen und rissig. Und wirklich, die Initialen »JB« waren in die Sohlen eingebrannt. Ein Absatz war lose und hing nur noch mit einem einzigen Nagel am dazugehörigen Schuh fest. Leder, und hinten abgerundet, wie Tom gesagt hatte.

»Wer ist Jack?«, erkundigte sich von Namtzen und blickte mit offensichtlicher Verwunderung von Tom Byrd zu den Schuhen.

»Mr. Byrds Bruder«, erklärte Grey, der die Schuhe immer noch drehte und wendete. »Wir suchen schon seit einiger Zeit nach ihm. Könntet Ihr wohl die Dienstboten nach dem Aufenthaltsort des Mannes fragen, dem diese Schuhe gehören?«

Von Namtzen war in vielerlei Hinsicht ein bewundernswerter Partner, dachte Grey; er stellte selbst keine weiteren Fragen, sondern nickte nur und stürzte sich wieder ins Gewühl. Er wies auf die Schuhe und feuerte seine Fragen scharf, aber gelassen

ab, so als erwarte er ihre prompte Beantwortung.

Sein Auftreten war so Respekt einflößend, dass er diese auch bekam. Zunächst alarmiert und dann demoralisiert, standen die Hausangestellten nun ganz unter von Namtzens Bann und schienen ihn als vorübergehenden Herrn des Hauses und der Lage akzeptiert zu haben.

»Die Schuhe gehören einem jungen Mann, einem Engländer«, berichtete er Grey nach einem kurzen Gespräch mit Butler und Köchin. »Er wurde vor einer Woche von einem Freund Frau Mayrhofers ins Haus gebracht. Diese hat zu Burkhardt gesagt -«, er neigte den Kopf in Richtung des Butlers, der mit einer Verbeugung antwortete, »- der junge Mann solle wie ein Angestellter des Hauses behandelt werden und Verpflegung und Unterkunft bekommen. Den Grund seines Hierseins hat sie nicht erklärt, sondern nur gesagt, dass es vorübergehend sei.«

An diesem Punkt warf der Butler etwas ein; von Namtzen nickte und machte eine Handbewegung, um sich weitere Bemerkungen zu verbitten.

»Burkhardt sagt, dass der junge Mann keine besondere Aufgabe zugeteilt bekam, sondern den Mägden zur Hand gegangen ist. Er hat das Haus nicht verlassen und sich auch niemals weit von Frau Mayrhofers Räumen entfernt. Er hat darauf bestanden, in der Kammer am Ende des Flurs neben ihrer Suite zu schlafen. Burkhardt hat das Gefühl, dass der junge Mann Frau Mayrhofer beschützte - doch wovor, das weiß er nicht.«

Tom Byrd hatte mit sichtbarer Ungeduld zugehört und konnte sich nicht länger beherrschen.

»Zum Teufel mit dem, was er hier getan hat - wo ist Jack jetzt?«, wollte er wissen.

Grey hatte ebenfalls eine drängende Frage.

»Dieser Freund von Frau Mayrhofer - wissen die beiden, wie er heißt? Können sie ihn beschreiben?«

Von Namtzen, der sich strikt an die gesellschaftliche Ordnung hielt, beantwortete Greys Frage zuerst.

»Der Herr hat seinen Namen mit Mr. Josephs angegeben. Allerdings sagt der Butler, er glaubt nicht, dass es sein echter Name ist - der Herr hat gezögert, als man ihn nach seinem Namen fragte. Er war sehr...«, nun zögerte von Namtzen selbst, weil er nach einer Übersetzung suchte, »sehr... fein herausgeputzt.«

»Gut gekleidet, ja«, bestätigte Grey. Es kam ihm sehr warm im Zimmer vor, und der Schweiß rann ihm über den Rücken.

Von Namtzen nickte.

»Ein flaschengrüner Seidenrock mit vergoldeten Knöpfen. Eine gute Perücke.«

»Trevelyan«, sagte Grey mit einem Gefühl der Unvermeidbarkeit, das sich zu gleichen Teilen aus Erleichterung und Bestürzung zusammensetzte. Er holte tief Luft; sein Herz raste wieder. »Und Jack Byrd?«

Von Namtzen zuckte mit den Achseln.

»Fort. Sie nehmen an, dass er Frau Mayrhofer begleitet hat, denn seit gestern Abend hat ihn niemand mehr gesehen.«

»Warum hat er seine Schuhe hier gelassen? Fragt sie danach!« Tom Byrd war so aufgeregt, dass er vergaß, »Sir« anzufügen, doch angesichts der Bestürzung des Jungen sah von Namtzen großzügig darüber hinweg.

»Er hat diese Schuhe gegen ein Paar Arbeitsschuhe eingetauscht, die diesem Hausdiener gehören.« Der Hannoveraner wies auf einen hoch gewachsenen jungen Mann, der das Gespräch gebannt verfolgte und die Stirn kraus zog, während er sich bemühte, etwas zu verstehen. »Er hat nicht gesagt, warum er dies wünschte - vielleicht wegen des beschädigten Absatzes; das andere Paar war auch sehr abgenutzt, aber brauchbar.«

»Warum ist der junge Mann auf den Tausch eingegangen?«, fragte Grey und wies kopfnickend auf den Diener. Das Nicken war ein Fehler; das Schwindelgefühl kam plötzlich aus seinem Versteck gerollt und kreiste langsam an der Innenseite seines Schädels entlang wie ein Stehaufmännchen.

Eine Frage, eine Antwort. »Weil sie aus Leder sind und Metallschnallen haben«, berichtete von Namtzen. »Die Schuhe, gegen die er sie eingetauscht hat, waren einfache Clogs mit hölzernen Sohlen und Absätzen.«

An diesem Punkt gaben Greys Knie den Kampf auf, und er ließ sich auf einen Sessel sinken und bedeckte seine Augen mit den Handballen. Er atmete flach, und seine Gedanken umkreisten ihn langsam wie die Gestirne im Planetarium seines Vaters. Lichtblitze huschten von einem Gedanken zum nächsten, bis er Harry Quarry sagen hörte: *»Seeleute tragen immer Holzabsätze; Leder ist rutschig an Deck.«* Und dann: *»Trevelyan? Vater Baronet, Bruder im Parlament, ein Vermögen in Zinn aus Cornwall, bis über die Ohren an der Ostindischen Handelsgesellschaft beteiligt.«*

»Oh, Himmel«, sagte er und ließ die Hände sinken. »Sie sind auf einem Schiff.«

Das ist die Tat der Lust

Es kostete ihn nicht geringe Mühe, von Namtzen und Tom Byrd davon zu überzeugen, dass er in der Lage war, sich ohne Hilfe zu bewegen und nicht der Länge nach auf die Straße fallen würde - umso mehr, als er sich selbst nicht ganz sicher war. Schließlich kehrte Tom Byrd jedoch widerstrebend zur Jermyn Street zurück, um eine Tasche zu packen. Und von Namtzen ließ sich - noch widerstrebender - davon überzeugen, dass seine Pflicht darin bestand, sich mit dem Inhalt von Mayrhofer's Schreibtisch zu befassen.

»Niemand sonst kann die Papiere lesen, die sich dort befinden«, erklärte Grey. »Der Mann ist tot und war sehr wahrscheinlich ein Spion. Ich werde sofort jemanden vom Regiment schicken, um hier das Kommando zu übernehmen - doch wenn Ihr irgendetwas Dringendes in diesen Papieren findet...«

Von Namtzen kniff die Lippen zusammen, nickte aber.

»Ihr passt auf Euch auf?«, fragte er ernst. Er legte Grey seine große, warme Hand in den Nacken und beugte sich nieder, um ihm suchend ins Gesicht zu sehen. Der Blick des Hannoveraners war voller Unruhe, und kleine Sorgenfalten umgaben seine grauen Augen.

»Das werde ich«, sagte Grey und gab sich alle Mühe, beruhigend zu lächeln.

Drei Möglichkeiten, dachte er und holte tief Luft, um das Schwindelgefühl zu bezwingen, als er eine Droschke bestieg. Das Büro der Ostindischen Handelsgesellschaft in Westminster.

Trevelyan's Geschäftsführer, ein Mann namens Royce, der sein Büro in Blackfriars hatte. Oder Neil, das Flittchen.

Die Sonne war fast untergegangen, und der abendliche Nebel dämpfte ihr Leuchten wie der Rauch, der eine frisch abgeschossene Kanonenkugel unwabert. Das vereinfachte ihm die Wahl; er konnte nicht darauf hoffen, Westminster zu erreichen, bevor alle Feierabend gemacht hatten. Doch er wusste, wo Stapleton wohnte; nach dem beunruhigenden Gespräch mit Bowles hatte er gesteigerten Wert darauf gelegt, es herauszufinden.

»Ihr wollt was?« Stapleton hatte geschlafen, als Grey an seine Tür hämmerte; er war barfuß und im Hemd. Er rieb sich das eine verquollene Auge, während er Grey mit dem anderen ungläubig betrachtete.

»Die Namen und Abfahrtsdaten aller Schiffe unter Lizenz der Ostindischen Handelsgesellschaft, die England in diesem Monat verlassen. Sofort.«

Jetzt hatte Stapleton beide Augen offen. Er blinzelte langsam und kratzte sich am Ohr.

»Woher soll ich denn so etwas wissen?«

»Ich gehe nicht davon aus, dass Ihr es wisst. Aber irgendjemand, der für Bowles arbeitet, wird es schon wissen, und ich denke doch, dass Ihr herausfinden könnt, wo sich die Information befindet, ohne dass unnötige Zeit verloren geht. Die Sache ist dringend.«

»Ach, ist sie das?« Neil verzog den Mund und schob ein wenig die Oberlippe vor. Sein Gewicht verlagerte sich kaum merklich, sodass er plötzlich dichter bei Grey stand. »Wie... dringend?«

»Viel zu dringend für Spielchen, Mr. Stapleton. Zieht Euch bitte an; meine Kutsche wartet.«

Neil antwortete nicht, sondern lächelte und hob eine Hand. Er

berührte Greys Gesicht, umfasste seine Wange und fuhr ihm mit dem Daumen langsam unter dem Mund entlang. Er war sehr warm und roch nach seinem Bett.

»So eilig ist es doch bestimmt nicht, oder, Mary?«

Grey ergriff die Hand und entfernte sie aus seinem Gesicht. Dabei drückte er so fest zu, dass die Fingerknöchel in seiner Umklammerung knackten.

»Ihr werdet sofort mit mir kommen«, sagte er sehr deutlich, »oder ich werde Mr. Bowles offiziell von den Umständen in Kenntnis setzen, unter denen wir uns das erste Mal begegnet sind. Versteht Ihr mich, Sir?«

Er starrte Stapleton Auge in Auge an. Der Mann war jetzt wach, die blauen Augen brennend und voll Zorn. Er befreite sich mit einem Ruck aus Greys Griff und trat einen halben Schritt zurück, zitternd vor Rage.

»Das würdet Ihr nicht.«

»Ihr könnt es gern darauf ankommen lassen.«

Stapletons Zunge huschte über seine Oberlippe - nicht als Flirtversuch, sondern aus Verzweiflung. Das Licht erlosch jetzt, doch es war noch nicht so dunkel, dass Grey nicht Stapletons Gesicht deutlich sehen und die abgrundtiefe Angst erkennen konnte, die unter der Wut lag.

Stapleton sah sich um, um sicher zu gehen, dass niemand sie hören konnte. Er ergriff Grey am Ärmel und zog ihn in den Schutz des Eingangs. Jetzt, da er so dicht bei ihm stand, war es nicht zu übersehen, dass der Mann nichts unter seinem Hemd trug; Grey konnte seine glatte Brust unter dem Halsausschnitt sehen, deren goldene Haut in den verlockenden Schatten weiter unten abfiel.

»Wisst Ihr, was mit mir geschehen kann, solltet Ihr so etwas tun?«, zischte er.

Grey wusste es. Verlust der Anstellung und gesellschaftlicher

Ruin waren das Mindeste; Einkerkierung, öffentliche Auspeitschung und der Pranger waren wahrscheinlich - und falls sich herausstellte, dass Stapletons irreguläre Affären zu einer Verletzung seiner Schweigepflichten geführt hatten - und genau dazu forderte Grey ihn gerade auf -, so konnte er von Glück reden, wenn er nicht wegen Hochverrats gehängt wurde.

»Ich weiß, was mit Euch geschehen wird, wenn Ihr nicht tut, was ich Euch sage«, sagte Grey kalt. Er entzog ihm seinen Ärmel und trat zurück. »Beeilt Euch; ich habe keine Zeit zu verlieren.«

Es dauerte nicht mehr als eine Stunde, bis sie ein heruntergekommenes Sträßchen erreichten und vor einem schäbigen Gebäude hielten, das eine Druckerei beherbergte, deren Fensterläden für die Nacht geschlossen waren. Ohne Grey eines Blickes zu würdigen, sprang Stapleton aus der Kutsche und hämmerte an die Tür. Innerhalb von Sekunden tauchte Licht zwischen den Ritzen der Fensterläden auf, und die Tür öffnete sich. Stapleton murmelte der alten Frau, die im Eingang stand, etwas zu und schlüpfte hinein.

Grey saß tief im Schatten, einen Schlapphut ins Gesicht gezogen, um es zu verbergen. Die Mietdroschke war zwar ein klappriges Gefährt, doch in dieser Gegend fiel sie dennoch auf. Er konnte nur hoffen, dass Stapleton seinen Auftrag schnell genug erledigte, um ihnen Zeit zum Rückzug zu lassen, bevor ein neugieriger Straßenräuber beschloss, sein Glück zu versuchen.

Ein Jauchewagen rumpelte stinkend vorbei, und er schloss das Fenster.

Er war erleichtert, dass Stapleton ohne weitere Gegenwehr aufgegeben hatte; der Mann war mit Sicherheit schlau genug, um zu begreifen, dass das Schwert, das Grey ihm über den Kopf hielt, zweischneidig war. Zwar hatte Grey behauptet, nur zu

Ermittlungszwecken im »Lavender House« gewesen zu sein, und der Einzige, der das Gegenteil beweisen konnte, war der junge Mann mit den dunklen Haaren - doch das wusste Stapleton ja nicht.

Dennoch, wenn es zu widersprüchlichen Anschuldigungen zwischen ihm und Stapleton kam, gab es keinen Zweifel, wem man glauben würde, und das begriff Stapleton offensichtlich.

Was er ebenso offensichtlich *nicht* begriff, war, dass Richard Caswell eine der Fliegen in Mr. Bowles' Netz war. Grey hätte sein halbes Jahreseinkommen verwettet, dass diese fette kleine Spinne mit den vagen, blauen Augen den Namen jedes Mannes kannte, der je durch die Tür des »Lavender House« geschritten war - und wusste, was er dort getan hatte. Bei diesem Gedanken bildete sich ein eisiger Fleck in seinem Nacken, und er zog erschauernd seinen Umhang fester um sich, obwohl es eine milde Nacht war.

Ein plötzliches Klatschen neben ihm am Fenster ließ ihn auffahren und seine Pistole ziehen. Doch es war niemand da; nur der schmierige Abdruck einer Hand, deren mit Exkrementen verklebte Finger lange, dunkle Streifen auf der Scheibe gezogen hatten. Ein widerlicher Fäkalienklumpen rutschte zäh am Fenster hinunter, und das Feixen der Jauchefahrer vermischte sich mit dem Brüllen des Kutschers.

Die Kutsche schwankte auf ihren Federn, als der Fahrer aufstand, und dann erscholl das Klatschen einer Peitsche, gefolgt vom überraschten Aufjaulen eines Mannes auf dem Boden. So vermied man es, Aufmerksamkeit zu erregen, dachte Grey grimmig und verkroch sich wieder auf seinem Sitz, als nun eine Salve von Fäkalien gegen die Seite der Kutsche rumpelte und die Jauchefahrer johlten und kicherten wie Magotaffen, während der Kutscher sich fluchend an die Zügel klammerte, um sein Gespann am Durchgehen zu hindern.

Ein Klappern an der Tür der Kutsche ließ ihn erneut mit der

Hand zur Pistole fahren, doch es war nur Stapleton, errötet und atemlos. Der junge Mann ließ sich gegenüber von Grey auf die Bank fallen und warf ihm ein Stück bekritzeltes Papier in den Schoß.

»Nur zwei«, sagte er knapp. »Die *Antioch* segelt in drei Wochen von London ab; die *Nampara* übermorgen von Southampton. War es das, was Ihr wolltet?«

Sobald der Kutscher hörte, dass Stapleton zurück war, nahm er die Zügel auf und rief seinen Pferden etwas zu. Diese konnten es nicht abwarten, dem Durcheinander zu entkommen, und stürzten vorwärts. Die Kutsche fuhr mit einem Satz an, und Grey und Stapleton landeten zusammen auf dem Boden.

Grey befreite sich hastig, das Papier fest umklammert, und kletterte auf seinen Sitz zurück. Neils Augen schimmerten vom Boden der Kutsche zu ihm auf, wo er auf Händen und Knien hin und her schwankte.

»Ich habe gesagt - war es das, was Ihr wolltet?« Seine Stimme war kaum laut genug, um das Knarren der Kutschenräder zu übertönen, doch Grey hörte ihn sehr gut.

»So ist es«, sagte er. »Ich danke Euch.« Er hätte eine Hand ausstrecken können, um Stapleton aufzuhelfen, tat es aber nicht. Der junge Mann erhob sich aus eigener Kraft, schwankte in der Dunkelheit und warf sich wieder auf seinen Sitz.

Sie sagten nichts auf dem Weg in die Londoner Innenstadt. Stapleton lehnte sich zurück, die Arme vor der Brust verschränkt, den Kopf abgewandt, um aus dem Fenster zu starren. Es war Vollmond, und gedämpftes Licht fiel auf seine Adlernase und den sinnlichen, verwöhnten Mund darunter. Er war wirklich eine Schönheit, dachte Grey - und das wusste er auch.

Ob er versuchen sollte, Stapleton zu warnen?, fragte er sich. Er war nicht ohne Schuldgefühle über die Art, wie er den Mann benutzt hatte - und doch, ihn zu warnen, dass Bowles zweifellos

über seine wahre Natur im Bilde war, würde nichts nutzen. Die Spinne würde dieses Wissen für sich behalten und es hüten, bis und falls sie beschloss, es zu benutzen. Und wenn er das tat - ganz gleich, zu welchem Zweck -, konnte keine Macht der Erde Stapleton aus dem Netz befreien.

Die Kutsche kam vor Stapletons Quartier zum Halten, und der junge Mann stieg wortlos aus, warf Grey jedoch noch einen einzigen, wuterfüllten Blick zu, bevor sich die Kutschentür zwischen ihnen schloss.

Grey klopfte gegen die Decke, und die Fahrerklappe glitt zur Seite.

»Zur Jermyn Street«, befahl er und blieb den Rest der Rückfahrt still sitzen. Den Gestank der Fäkalien um ihn herum bemerkte er kaum.

Nemesis

Grey revoltierte offen dagegen, weiteres Eiklar zu sich zu nehmen. Tom Byrd leistete ihm hartnäckig Widerstand und ließ nicht zu, dass er Wein trank. Als sie die erste Wegstation erreichten, waren sie widerstrebend zu einem Kompromiss gelangt, und Grey speiste zur ausgesprochenen Belustigung seiner Mitreisenden wie ein Todkranker Brot und Milch zum Abendessen.

Er ignorierte ihre Seitenhiebe genauso wie das fortgesetzte Rumoren in Kopf und Bauch und kritzelte heftig mit einem geborgten, zerfetzten Federkiel und verdorbener Tinte vor sich hin, während er in der anderen Hand einen milchdurchtränkten Brotklumpen hielt.

Zunächst eine Note an Quarry, dann an Magruder, für den Fall, dass die erste verloren ging. Er hatte keine Zeit für eine Verschlüsselung oder sorgfältige Wortwahl - nur die nackten Fakten und die Bitte, so schnell wie möglich Verstärkung zu schicken.

Er unterzeichnete die Noten, faltete sie zusammen und versiegelte sie mit rußigen Kerzenwachstropfen, in die er den lächelnden Halbmond seines Rings drückte. Dabei musste er an Trevelyan und seinen Smaragdring denken, in den der Rabe Cornwalls eingraviert war. Würden sie noch rechtzeitig kommen?

Zum tausendsten Mal zermartete er sich das Hirn und überlegte, ob es einen schnelleren Weg gab - und zum tausendsten Mal kam er widerstrebend zu dem Schluss, dass es

keinen gab. Er war kein schlechter Reiter, doch die Chancen, dass er in seinem gegenwärtigen Zustand einen Höllenritt von London nach Southampton zuwege brachte, waren fast gleich null, selbst wenn er ein gutes Pferd zu seiner Verfügung gehabt hätte.

Es musste Southampton sein, beruhigte er sich zum hundertsten Male. Trevelyan hatte um drei Tage gebeten; nicht genug, um eine Verfolgung zu verhindern - es sei denn, er hatte Greys Tod einkalkuliert. Doch wenn das der Fall war, warum um Zeit feilschen? Warum ihn nicht einfach vergessen, wenn man wusste, dass er bald nicht mehr zur Verfolgung imstande sein würde?

Nein, er musste mit seiner Vermutung Recht haben. Jetzt konnte er nur noch die Postkutsche zur Eile beschwören und hoffen, dass er sich bis zu ihrer Ankunft genug erholt haben würde, um das Nötige tun zu können.

»Fertig, Mylord?« Tom Byrd tauchte neben ihm auf und hielt seinen Gehrock bereit, um ihn um Grey zu legen. »Es ist Zeit zum Aufbruch.«

Grey ließ das Brot spritzend in seine Schüssel fallen und erhob sich.

»Seht zu, dass diese Briefe nach London geschickt werden, bitte«, ordnete er an und reichte dem Kellner die Noten und eine Münze.

»Wollt Ihr das nicht aufessen?«, fragte Byrd mit einem strengen Blick auf die Schüssel, die noch halb voll Brot und Milch war. »Ihr werdet Eure Kraft brauchen, Mylord, wenn Ihr vorhabt -«

»Schon gut!« Grey ergriff eine letzte Scheibe Brot, tunkte sie hastig in die Schüssel und stopfte sie auf dem Weg zur wartenden Kutsche im Gehen in den Mund.

Die *Nampara* war ein Ostindienfahrer, dessen Silhouette hoch vor einem Himmel voll dahinrasender Wolken aufragte. Ihre Masten ließen den Rest des Schiffsverkehrs zwergenhaft erscheinen. Viel zu groß, um am Kai anzulegen, lag sie weit draußen vor Anker; der Mann, der Grey und Byrd auf seinem Dory zu dem Schiff ruderte, rief einem entgegenkommenden Skiff etwas zu und bekam ein unverständliches Bellen quer über das Wasser zur Antwort.

»Weiß nicht, Sir«, berichtete der Ruderer und schüttelte den Kopf. »Sie wollte bei Ebbe auslaufen, und die fängt jetzt an.« Er hob eines seiner tiefenden Ruder und wies kurz auf das graue Wasser, das an ihnen vorbeiströmte, obwohl Grey selbst unter Eid nicht hätte sagen können, in welche Richtung es floss.

Grey, der sich nach einer Nacht und dem Großteil eines Tages in der schaukelnden, hüpfenden Postkutsche noch benommen fühlte, war nicht danach zumute, auf das Wasser zu blicken; alles, was er sah, schien in Bewegung zu sein, und zwar in gegensätzliche und Schwindel erregende Richtungen - Wasser, Wolken, Wind, das schwankende Boot unter ihnen. Wenn er den Mund öffnete, hatte er das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Also begnügte er sich mit einem finsternen Blick in Richtung des Ruderers und einem bedeutungsvollen Griff nach seiner Geldbörse, was als Antwort völlig ausreichte.

»Kann sein, dass sie fort ist, bevor wir sie erreichen aber wir versuchen es, Sir, aye, wir tun, was wir können!« Der Mann verdoppelte seine Anstrengungen und tauchte seine Ruder fest ein. Grey schloss die Augen und klammerte sich fest an das schuppenverkrustete Brett, auf dem er saß, während er versuchte, den durchdringenden Gestank nach totem Fisch zu ignorieren.

»Ahoi! Ahoi!« Der Ruf des Ruderers riss ihn aus seinem zähen Elend, und er sah die Seitenwand des Indienfahrers wie ein Kliff vor sich aufragen. Sie waren zwar noch weit davon entfernt, und doch löschte das riesenhafte Schiff die Sonne aus

und warf einen kalten, dunklen Schatten über sie.

Sogar eine Landratte wie er konnte sehen, dass die *Nampara* direkt vor der Abfahrt stand. Ganze Scharen kleinerer Boote, von denen er vermutete, dass sie den großen Indienfahrer mit Vorräten beliefert hatten, ruderten an ihnen vorbei auf das Ufer zu und zerstreuten sich wie winzige Fische, die aus der Nähe eines riesigen Seemonsters kurz vor dem Erwachen flohen.

Eine wacklige Strickleiter hing noch an der Seitenwand; während das Dory beilegte und der Fahrer das Boot geschickt mit einem Ruder auf Abstand von der Schiffswand hielt, stand Grey auf, warf dem Ruderer seine Bezahlung zu und ergriff eine Stufe. Eine Welle zog ihm das Boot unter den Füßen weg, und er klammerte sich verzweifelt fest, während sich das Schiff mit ihm hob und senkte.

Eine kleine Flotte von Kotbrocken trieb unter seinen Füßen vorbei, Fäkalien aus der Schiffslatrine. Er wandte das Gesicht nach oben und begann langsam und steif zu klettern, dicht gefolgt von Tom Byrd, der zu verhindern versuchte, dass er stürzte. Schließlich kam er oben an, am ganzen Körper mit kaltem Schweiß bedeckt, Blutgeschmack wie Metall in seinem Mund.

»Ich möchte den Besitzer sprechen«, sagte er keuchend zu dem Handelsoffizier, der Hals über Kopf aus dem Durcheinander der Masten und der Netze aus schwankenden Seilen angestürzt kam. »Sofort, auf Befehl Seiner Majestät.«

Der Mann schüttelte den Kopf, ohne zu beachten, was er sagte, einzig daran interessiert, dass sie nicht im Weg waren. Er wandte sich bereits ab und winkte mit einer Hand nach jemandem, der sie fortbringen sollte.

»Der Kapitän ist beschäftigt, Sir. Wir sind im Begriff loszusegeln. Henderson! Kommt und -«

»Nicht den Kapitän«, sagte Grey und schloss kurz die Augen, weil ihm beim Anblick des wirbelnden Spinnennetzes aus Seilen

über ihm schwindelig wurde. Er griff in seinen Rock und tastete nach seiner arg zerknitterten Vollmacht. »Den Besitzer. Ich möchte Mr. Trevelyan sehen - sofort.«

Der Kopf des Offiziers fuhr herum, und er musterte ihn scharf, wobei er in Greys Blickfeld zu schwanken schien wie eine der dunklen Planken, auf denen er stand.

»Ist Euch nicht wohl, Sir?« Die Worte klangen, als kämen sie vom Boden einer Regentonne. Grey feuchtete seine Lippen mit der Zunge an, um zu antworten, doch es kam ihm jemand zuvor.

»Natürlich ist ihm nicht wohl, Dummkopf«, sagte Byrd heftig an seiner Seite. »Aber das spielt jetzt keine Rolle. Ihr bringt jetzt den Major, wohin er es sagt, und zwar plötzlich!«

»Wer seid Ihr denn, mein Junge?« Der Offizier plusterte sich auf und funkelte Byrd an, der sich davon nicht beeindrucken ließ.

»Das spielt ebenfalls keine Rolle. Er sagt, er hat einen Brief vom König, und so ist es auch, also hopp, hopp, Kumpel!«

Der Offizier riss Grey das Papier aus den Fingern, sah das königliche Siegel und ließ es fallen, als stünde es in Flammen. Tom Byrd stellte den Fuß darauf, bevor es davonfliegen konnte, und hob es auf, während der Offizier zurückwich und Entschuldigungen murmelte - oder auch Flüche; Grey konnte es nicht sagen, denn es sumnte ihm in den Ohren.

»Setzt Ihr Euch nicht besser, Mylord?«, fragte Byrd besorgt, während er versuchte, den Fußabdruck von dem Pergament zu klopfen. »Da drüben ist ein Fass, das gerade niemand benutzt.«

»Nein, danke, Tom. Es geht mir schon besser.« Das stimmte; nach der anstrengenden Kletterpartie kehrten seine Kräfte jetzt zurück, da ihm die kalte Brise den Schweiß trocknete und den Kopf klar fegte. Das Schiff stellte einen viel ruhigeren Untergrund dar als das Dory. Seine Ohren sumnten immer noch, doch er spannte die Bauchmuskeln an und blickte dem Offizier hinterher. »Habt Ihr gesehen, wohin dieser Mann

gegangen ist? Wir sollten ihm folgen; es ist besser, wenn Trevelyan nicht zu sehr gewarnt wird.«

Das Schiff schien in totaler Aufruhr zu sein, obwohl Grey davon ausging, dass das Durcheinander Methode hatte. Seeleute huschten hin und her oder kamen mit der Plötzlichkeit reifer Früchte aus der Takelage geplumpst, und es herrschte ein solches Hin und Her von Rufen, dass er keine Ahnung hatte, wie irgendjemand den einen vom anderen unterscheiden konnte. Ein Vorteil dieses Wahnsinns war jedoch, dass niemand versuchte, sie aufzuhalten, oder gar Notiz von ihrer Anwesenheit nahm, als Tom Byrd sie jetzt durch ein Paar halbhoher Türen und dann über eine Leiter hinunter in die schattenerfüllten Tiefen des Unterdecks führte; als ob man in ein Rattenloch stieg, dachte er dumpf - sind Tom und ich die Frettchen?

Ein kurzer Korridor, dann eine weitere Leiter - folgte Tom vielleicht dem Offizier tatsächlich mithilfe seiner Nase durch die Eingeweide des Schiffs? -, dann eine Kurve, und da: Der Offizier stand vor einer schmalen Tür, durch die Licht in das höhlenartige Unterdeck strömte, und sprach mit jemandem, der darin stand.

»Das ist er, Mylord«, sagte Tom außer Atem. »Das muss er sein.«

»Tom! Tom, Junge, bist du das?«

Eine laute Stimme erklang ungläubig hinter ihnen, und als Grey herumfuhr, sah er seinen Kammerdiener in enger Umarmung mit einem hoch gewachsenen jungen Mann, dessen Gesicht seine Verwandtschaft mit ihm verriet.

»Jack! Ich dachte, du bist tot! Oder ein Mörder.« Tom entwand sich der Umarmung seines Bruders. Sein Gesicht strahlte, doch es lag auch Angst darin. »Bist du ein Mörder, Jack?«

»Nein. Was zum Teufel meinst du damit, du kleines Teiggesicht?«

»So sprichst du nicht mit mir. Ich bin Kammerdiener Seiner Lordschaft, und du bist nur ein Hausdiener, also!«

»Du bist was? Nein, nie im Leben!«

Grey hätte gern gehört, wie sich die Unterhaltung weiterentwickelte, doch seine Pflicht lag in der anderen Richtung. Mit donnerndem Herzen kehrte er den Byrds den Rücken zu und schob sich an dem Schiffsoffizier vorbei, ohne dessen Protest zu beachten.

Die Kabine war geräumig. Heckfenster fluteten sie mit Licht, und er blinzelte in der plötzlichen Helligkeit. Es waren noch mehr Personen anwesend - er war sich ihrer dumpf bewusst -, doch seine Aufmerksamkeit war einzig und allein auf Trevelyan geheftet.

Trevelyan saß auf einer Schiffstruhe. Er trug keinen Rock, hatte einen Hemdsärmel hochgekrempelt und presste mit einer Hand ein blutbeflecktes Tuch gegen seinen Unterarm.

»Guter Gott«, sagte Trevelyan und starrte ihn an. »Nemesis, so wahr ich lebe und atme.«

»Wenn Ihr so wollt.« Grey schluckte eine plötzliche Speichelflut hinunter und holte tief Luft. »Ich verhafte Euch, Joseph Trevelyan, wegen Mordes an Reinhardt Mayrhofer, Kraft meines...« Grey steckte die Hand in seine Tasche, doch Tom Byrd hatte seinen Brief noch. Es spielte keine Rolle; er war ja in Reichweite.

Ein vibrierendes Zittern erhob sich unter seinen Füßen, bevor er weitersprechen konnte, und die Planken schienen sich unter ihm zu regen. Er stolperte und fing sich an einer Ecke des Schreibtischs, Trevelyan lächelte ein wenig reumütig.

»Wir sind unterwegs, John. Was Ihr da hört, ist die Ankerkette. Und dies ist mein Schiff.«

Grey holte erneut tief Luft, als er mit einem fatalen Gefühl seinen Fehler begriff. Er hätte allen Einwänden zum Trotz

darauf bestehen sollen, den Kapitän zu sprechen. Er hätte seinen Brief vorzeigen und sicher gehen sollen, dass das Schiff um jeden Preis an der Abfahrt gehindert wurde - doch in seiner Eile, Trevelyan dingfest zu machen, hatte sein Urteilsvermögen versagt. Er hatte an nichts anderes denken können als daran, den Mann zu finden, ihn in die Enge zu treiben und endlich zur Rechenschaft zu ziehen. Und jetzt war es zu spät.

Er war allein, bis auf Tom Byrd. Harry Quarry und Konstabler Magruder wussten zwar, wo er war, doch dieses Wissen würde ihn nicht retten - denn jetzt hatten sie die Segel gesetzt, und ihr Kurs führte sie fort von England und jeder Hilfe. Und er bezweifelte, dass Joseph Trevelyan vorhatte, zurückzukommen und sich der Gerichtsbarkeit des Königs zu stellen.

Allerdings ging er nicht davon aus, dass man ihn über Bord werfen würde, solange noch Land in Sicht war. Vielleicht konnte er den Kapitän ja doch noch erreichen, oder Tom Byrd konnte es; womöglich war es ein Segen, dass Byrd seinen Brief noch hatte; denn so konnte Trevelyan ihn nicht auf der Stelle vernichten. Doch würde ein Kapitän den Besitzer seines Schiffs in Eisen legen oder die Abfahrt eines solchen Riesenschiffs abbrechen, und das nur kraft einer höchst dubiosen Vollmacht?

Er wandte sich von Trevelyans ironischem Blick ab und sah ohne sonderliche Überraschung, dass der Mann, der in der Ecke der Kabine stand, Finbar Scanion war, der lautlos eine Kiste mit Instrumenten und Flaschen aufräumte. »Und wo ist Mrs. Scanion?«, erkundigte er sich und machte kühne Miene zum bösen Spiel. »Ebenfalls an Bord, nehme ich an.«

Scanion schüttelte den Kopf, ein schwaches Lächeln auf den Lippen.

»Nein, Mylord. Sie ist in Irland in Sicherheit. Ich würde sie doch hier nicht in Gefahr bringen.«

Wegen ihres Zustandes, meinte der Mann vermutlich. Keine

Frau würde freiwillig ein Kind an Bord eines noch so großen Schiffes zur Welt bringen.

»Dann wird die Reise also lang?« In seiner Benommenheit war er gar nicht darauf gekommen, Stapleton nach dem Ziel des Schiffes zu fragen. Wäre er rechtzeitig gekommen, hätte das ja auch keine Rolle gespielt. Aber jetzt? Wohin in Gottes Namen waren sie unterwegs?

»Ziemlich lang.« Es war Trevelyan, der das sagte, während er das Tuch von seinem Arm entfernte und das Ergebnis betrachtete. Die empfindliche Haut an der Innenseite seines Unterarms war skarifiziert worden, wie Grey sah; aus den in einem rechteckigen Muster angeordneten Schnitten quoll immer noch Blut.

Trevelyan wandte sich ab, um sich ein frisches Tuch zu nehmen, und Greys Blick fiel auf das Bett hinter ihm. Eine Frau lag reglos hinter den Gazevorhängen. Mit wenigen Schritten war er an der Seite des Bettes angelangt, wo er auf wackligen Füßen stand, während das Schiff erschauernd die Fahrt aufnahm.

»Das ist Mrs. Mayrhofer, nehme ich an?«, flüsterte er, obwohl sie zu tief zu schlafen schien, als dass sie leicht zu wecken gewesen wäre.

»Maria«, sagte Trevelyan leise neben ihm und blickte auf sie hinab, während er sich den Arm verband.

Sie war von der Krankheit ausgezehrt und hatte kaum noch Ähnlichkeit mit ihrem Porträt. Dennoch, dachte Grey, war sie wahrscheinlich eine Schönheit, wenn sie gesund war. Jetzt standen ihre Wangenknochen zu weit vor, wenn ihre Form auch elegant war. Das Haar, das von ihrer hohen Stirn zurückfiel, war dunkel und dicht, wenn auch vom Schweiß verklebt. Sie war ebenfalls zur Ader gelassen worden; ein sauberer Verband war um ihren Ellbogen gewickelt. Ihre Hände lagen offen auf der Bettdecke, und er sah, dass sie Trevelyans Siegelring trug, der ihr lose am Finger hing - den Smaragd mit dem Zeichen des

Rabens von Cornwall.

»Was fehlt ihr denn?«, fragte er, denn Scanion war jetzt an seine andere Seite getreten.

»Malaria«, erwiderte der Apotheker in sachlichem Ton. »Tertianfieber. Geht es Euch gut, Sir?«

So dicht bei ihr konnte er es nicht nur sehen, sondern auch riechen; die Haut der Frau war gelb, und ein feiner Schweißfilm überzog ihre Schläfen. Er roch den seltsamen Moschusgeruch der Gelbsucht durch den Schleier des Parfüms, das sie trug - das gleiche Parfüm, das er an ihrem Mann gerochen hatte, als er tot in einem blutdurchtränkten Kleid aus grünem Samt vor ihm lag.

»Wird sie durchkommen?«, fragte er. Welche Ironie, dachte er, sollte Trevelyan ihren Mann umgebracht haben, um sie zu bekommen, nur um sie jetzt an eine tödliche Krankheit zu verlieren.

»Sie ist jetzt in Gottes Hand«, sagte Scanion und schüttelte den Kopf. »Genau wie er.« Er wies auf Trevelyan, und Grey sah ihn scharf an.

»Was meint Ihr damit?«

Trevelyan seufzte und rollte seinen Ärmel über den Verband.

»Kommt, und trinkt etwas mit mir, John. Wir haben jetzt Zeit genug. Ich erzähle Euch alles, was Ihr wissen möchtet.«

»Ich würde einen direkten Schlag auf den Schädel einer erneuten Vergiftung vorziehen - wenn es Euch sowieso egal ist, Sir«, sagte Grey und funkelte ihn feindselig an. Zu seiner Verärgerung lachte Trevelyan, obwohl er es mit einem Blick auf die Frau im Bett sofort unterdrückte.

»Das hatte ich ganz vergessen«, sagte er, und immer noch verzog ihm ein Lächeln den Mundwinkel. »Ich entschuldige mich, John. Auch wenn Euch das nicht überzeugt«, fügte er hinzu, »aber ich hatte nicht vor, Euch umzubringen - ich wollte Euch nur aufhalten.«

»Vielleicht hattet Ihr es nicht vor«, sagte Grey kalt, »aber ich vermute, es hätte Euch nicht gestört, wenn Ihr mich umgebracht hättet.«

»Nein, das hätte es nicht«, stimmte Trevelyan ihm unverblümt zu. »Ich brauchte Zeit - und ich konnte mich trotz unserer Abmachung nicht darauf verlassen, dass Ihr nichts unternehmen würdet. Ihr hättet sicher in der Öffentlichkeit nichts gesagt - aber wenn Ihr Eurer Mutter davon erzählt hättet, hätte es bis zum Abend ganz London gewusst. Und ich durfte mich nicht aufhalten lassen.«

»Warum solltet Ihr Euch auch über meinen Tod Gedanken machen?«, fragte Grey, denn die Wut über seine eigene Dummheit machte ihn unvorsichtig. »Was ist schließlich einer mehr?«

Trevelyan hatte einen Schrank geöffnet und griff hinein. Bei diesen Worten hielt er inne und wandte Grey sein verwundertes Gesicht zu.

»Einer mehr? Ich habe niemanden umgebracht, John. Und ich bin froh, dass ich Euch nicht umgebracht habe das hätte mir Leid getan.«

Er wandte sich wieder dem Schrank zu und holte eine Flasche und ein Paar Zinnbecher heraus.

»Ihr nehmt doch Brandy? Ich habe zwar Wein, aber er hat sich noch nicht gesetzt.«

Obwohl er wütend und auch argwöhnisch war, ertappte sich Grey dabei, dass er mit einem Kopfnicken annahm, als Trevelyan den bernsteinfarbenen Alkohol einschenkte. Trevelyan setzte sich, trank einen Schluck aus seinem Becher und behielt die aromatische Flüssigkeit im Mund, die Augen genussvoll halb geschlossen. Einen Moment später schluckte er und blickte zu Grey auf, der stehen geblieben war und auf ihn hinuntersah.

Mit einem kleinen Achselzucken streckte er die Hand aus und

öffnete eine Schublade des Schreibtischs. Er holte eine dünne Rolle aus schmutzigem Papier heraus und schob sie über den Tisch auf Grey zu.

»Setzt Euch doch, John«, sagte er. »Ihr seht ein wenig blass aus, wenn Ihr verzeiht, dass ich das sage.«

Grey, der sich irgendwie verlegen fühlte und sowohl auf dieses Gefühl als auch auf seine weichen Knie fluchte, ließ sich auf dem angebotenen Hocker nieder und ergriff die Papierrolle.

Es waren sechs Bögen groben Papiers, das sehr abgenutzt war. Sie waren aus einem Tagebuch oder Notizbuch gerissen und auf beiden Seiten eng beschriftet. Das Papier war zunächst zusammengefaltet und dann irgendwann auseinander gefaltet und fest zusammengerollt worden; er musste es mit beiden Händen glätten, um es zu lesen, doch er konnte auf den ersten Blick sehen, was es war.

Er blickte auf und sah, dass Trevelyan ihn mit einem schwach melancholischen Lächeln beobachtete.

»Ist es das, wonach Ihr gesucht habt?«, fragte er.

»Das wisst Ihr ganz genau.« Grey ließ die Papiere los, die sich wieder zu einem Zylinder zusammenrollten. »Woher habt Ihr sie.«

»Von Mr. O'Connell natürlich.«

Der kleine Papierzylinder rollte mit den Schiffsbewegungen sanft hin und her, und das wolkenverhangene Licht der Heckfenster kam ihm mit einem Mal sehr hell vor.

Trevelyan saß da und nippte an seinem Becher. Er schien Grey nicht weiter zu beachten und in seine eigenen Gedanken vertieft zu sein.

»Ihr habt angeboten - Ihr würdet mir sagen, was immer ich wissen will«, sagte Grey und griff ebenfalls nach seinem Becher.

Trevelyan schloss kurz die Augen, dann nickte er und öffnete

sie wieder, um Grey anzusehen.

»Natürlich«, sagte er schlicht. »Es gibt keinen Grund, warum ich es nicht tun sollte - jetzt nicht mehr.«

»Ihr habt gesagt, Ihr habt niemanden umgebracht«, begann Grey vorsichtig.

»Noch nicht.« Trevelyan warf einen Blick auf die Frau in dem Bett. »Es bleibt abzuwarten, ob ich meine Frau umgebracht habe.«

»Eure Frau?«, platzte Grey heraus.

Trevelyan nickte, und Grey erhaschte einen Eindruck des heftigen, aus fünf Jahrhunderten der Piraterie in Cornwall geborenen Stolzes, der normalerweise hinter der höflichen Fassade des Kaufmannsprinzen verborgen lag.

»Meine Frau. Wir sind letzten Dienstagabend getraut worden - durch einen irischen Priester, den Mr. Scanion mitgebracht hatte.«

Grey drehte sich auf dem Hocker um und gaffte Scanion an, der mit den Schultern zuckte und lächelte, aber ansonsten schwieg.

»Ich denke, meine Familie - allesamt gute Protestanten seit den Zeiten König Henrys - wäre außer sich«, sagte Trevelyan mit einem schwachen Lächeln. »Und möglicherweise ist es ja nicht völlig legal. Aber harte Zeiten erfordern nun einmal drastische Maßnahmen - und sie ist Katholikin. Es war ihr Wunsch zu heiraten, bevor...« Seine Stimme erstarb, als er die Frau auf dem Bett ansah. Sie war jetzt unruhig; ihre Glieder zuckten unter der Bettdecke, und ihr Kopf wand sich gequält auf dem Kissen.

»Nicht mehr lange«, sagte Scanion leise, als er seine Blickrichtung sah.

»Bis was geschieht?«, fragte Grey, der sich plötzlich vor der Antwort fürchtete.

»Bis das Fieber zurückkehrt«, erwiderte der Apotheker mit leicht gerunzelter Stirn. »Es ist ein Tertianfieber - es kommt, geht vorbei und kehrt dann am dritten Tag zurück. Und dann wieder von vorn - und wieder. Gestern war sie reisefähig, doch wie Ihr ja seht...« Er schüttelte den Kopf. »Ich habe Chinarinde für sie; eventuell hilft sie.«

»Es tut mir Leid«, sagte Grey förmlich zu Trevelyan, der als Erwiderung ernst den Kopf neigte. Grey räusperte sich.

»Vielleicht wärt Ihr ja dann so freundlich, mir zu erklären, wie Reinhardt Mayrhofer den Tod gefunden hat, wenn nicht durch Eure Hand. Und wie genau diese Papiere in Euren Besitz gelangt sind?«

Trevelyan saß einen Moment da und atmete langsam, dann hob er das Gesicht dem Licht der Fenster entgegen und schloss die Augen wie ein Mann, der die letzten Sekunden seines Lebens vor der Exekution in vollen Zügen genießt.

»Dann muss ich wohl am Anfang beginnen«, sagte er schließlich immer noch mit geschlossenen Augen. »Und das ist der Nachmittag, an dem ich Maria zum ersten Mal erblickt habe. Das war letztes Jahr am 8. Mai bei einem von Lady Bracknells Nachmittagssalons.«

Der Hauch eines Lächelns huschte über sein Gesicht, als sähe er den Anlass erneut vor sich. Er öffnete die Augen und betrachtete Grey mit gelassener Offenheit.

»Ich gehe nie zu solchen Anlässen«, sagte er. »Niemals. Aber ein Herr, mit dem ich geschäftlich zu tun hatte, hatte mich zum Mittagessen ins ›Beefsteak‹ begleitet, und wir stellten fest, dass wir mehr zu besprechen hatten, als sich ohne Eile in der Dauer eines Mittagessens unterbringen ließ. Als er mich daher einlud, ihn zu seiner nächsten Einladung zu begleiten, habe ich es getan. Und... sie war dort.«

Er öffnete die Augen und blickte hinüber zum Bett, wo die Frau lag, reglos und gelb.

»Mir war nicht klar, dass so etwas möglich ist«, bemerkte er und klang beinahe überrascht. »Wenn irgendjemand mir gegenüber so etwas angedeutet hätte, hätte ich ihn verächtlich angeblafft - und doch...«

Er hatte die Frau in der Ecke sitzen gesehen, und ihre Schönheit war ihm aufgefallen - mehr allerdings noch ihre Traurigkeit. Es sah dem Ehrenwerten Joseph Trevelyan nicht ähnlich, sich von Gefühlen überwältigen zu lassen - weder von seinen eigenen noch denen anderer -, und doch zog ihn der heftige Schmerz, der ihre Gesichtszüge zeichnete, ebenso sehr an, wie er ihn verstörte.

Er hatte sie nicht angesprochen, war aber auch nicht imstande gewesen, die Augen lange von ihr abzuwenden. Das war aufgefallen, und seine Gastgeberin hatte ihm bereitwillig erzählt, dass die Frau Maria Mayrhofer war, die Frau eines unbedeutenden österreichischen Adligen.

»Oh, bitte geht zu ihr und sprecht mit ihr«, hatte ihn die Gastgeberin gedrängt, aus deren Verhalten mit jedem Blick, den sie auf ihren schönen, leidenden Gast warf, freundliche Sorge sprach. »Dies ist ihr erster Ausflug in die Gesellschaft seit ihrem traurigen Verlust - ihr erstes Kind, die Arme -, und ich bin sicher, dass ein wenig Aufmerksamkeit ihr gut tun wird!«

Er hatte das Zimmer durchquert, ohne die geringste Ahnung zu haben, was er sagen oder tun sollte - die Sprache der Kondolenz war ihm fremd, und in gesellschaftlicher Konversation war er nicht versiert; sein Metier waren Geschäfte und Politik. Und doch, als seine Gastgeberin sie einander vorgestellt hatte und gegangen war, hatte er sich dabei ertappt, dass er die Hand, die er geküsst hatte, immer noch festhielt und in sanfte braune Augen blickte, in denen seine Seele ertrank. Und ohne einen weiteren Gedanken oder ohne jedes Zögern hatte er gesagt: »Gott steh mir bei, ich liebe Euch.«

»Sie hat gelacht«, sagte Trevelyan, und sein Gesicht hellte

sich bei der Erinnerung auf. »Sie hat gelacht und gesagt, »Na dann, Gott steh *mir* bei!«. Es hat sie von einer Minute zur nächsten verwandelt. Und wenn ich La Dolorosa geliebt hatte, dann war ich... hingerissen... von La Allegretta. Ich hätte alles getan, um zu verhindern, dass der Schmerz in ihre Augen zurückkehrte.« Er blickte erneut zu der Frau in dem Bett hinüber, und seine Fäuste ballten sich unbewusst. »Ich hätte alles getan, um sie zu bekommen.«

Sie war Katholikin und verheiratet; es hatte mehrere Monate gedauert, bis sie seinem Drängen nachgegeben hatte - doch er war ein Mann, der es gewöhnt war zu bekommen, was er wollte. Und ihr Ehemann »Reinhardt Mayrhofer war ein Perverser«, sagte Trevelyan, und sein schmales Gesicht verhärtete sich. »Ein Frauenheld und Schlimmeres.«

Und so hatte ihre Affäre begonnen.

»Das war, bevor Ihr Euch mit meiner Cousine verlobt habt?«, fragte Grey mit einer gewissen Schärfe in der Stimme.

Trevelyan blinzelte und machte einen etwas überraschten Eindruck.

»Ja. Hätte ich irgendwelche Hoffnung gehabt, Maria dazu bewegen zu können, dass sie Mayrhofer verließ, dann wäre ich die Verlobung natürlich nie eingegangen. Doch sie war nicht umzustimmen; sie liebte mich, konnte es jedoch nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren, ihren Mann zu verlassen. Und da das so war...« Er zuckte mit den Achseln.

Da das so war, hatte er nichts Anrühiges darin gesehen, Olivia zu heiraten, damit sein eigenes Vermögen zu vergrößern und den Grundstein seiner zukünftigen Dynastie mit einer Frau von bester Herkunft zu legen - während er seine leidenschaftliche Affäre mit Maria Mayrhofer weiterführte.

»Macht nicht so ein tadelndes Gesicht, John«, sagte Trevelyan, und sein breiter Mund kräuselte sich ein wenig. »Ich wäre Olivia ein guter Ehemann gewesen. Sie wäre vollkommen

glücklich und zufrieden gewesen.«

Das stimmte zweifelsohne; Grey kannte mindestens ein Dutzend Paare, bei denen sich der Mann eine Geliebte hielt, mit oder ohne Wissen seiner Frau. Und selbst seine eigene Mutter hatte gesagt...

»Ich gehe davon aus, dass Reinhardt Mayrhofer nicht so entgegenkommend war?«

Trevelyan stieß ein kurzes Lachen aus.

»Wir waren mehr als diskret. Obwohl es ihn wahrscheinlich nicht gekümmert hätte - hätte er nicht Kapital daraus schlagen wollen.«

»Also«, versuchte Grey zu raten, »hat er die Wahrheit herausgefunden und versucht, Euch zu erpressen?«

»So einfach ist es nicht im Entferntesten gewesen.«

Vielmehr hatte Trevelyan von seiner Geliebten einiges über die Interessen und Tätigkeiten ihres Mannes erfahren - und da dieses Wissen *sein* Interesse weckte, hatte er sich darangemacht, mehr zu erfahren.

»Er war kein schlechter Intrigant, Mayrhofer«, sagte Trevelyan und drehte den Becher sanft in seinen Händen, als wollte er das Bouquet des Brandys freisetzen. »Er bewegte sich in der ganzen Gesellschaft und hatte einen guten Riecher für Informationen, die für sich selbst betrachtet wenig Bedeutung hatten, sich jedoch zu etwas Wichtigem zusammensetzen ließen - und entweder verkauft werden konnten oder, wenn sie von militärischer Bedeutung waren, an die Österreicher weitergegeben werden konnten.«

»Natürlich ist Euch nicht in den Sinn gekommen, dies gegenüber einem Vertreter der Autoritäten zu erwähnen? Schließlich *ist* es Hochverrat.«

Trevelyan holte tief Luft und atmete die Würze seines Brandys ein.

»Oh, ich dachte mir, ich könnte ihn einfach ein Weilchen beobachten«, sagte er ausdruckslos. »Herausfinden, was genau er vorhatte.«

»Herausfinden, ob er etwas tun würde, was Euch von Nutzen sein konnte, meint Ihr.«

Trevelyan spitzte die Lippen und schüttelte langsam den Kopf über seinem Brandy.

»Ihr habt eine ausgesprochen argwöhnische Denkweise, John - hat man Euch das schon einmal gesagt?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort. »Als Hal also mit seinem Verdacht bezüglich Eures Sergeanten O'Connell ankam, drängte sich die Frage auf, ob ich hier möglicherweise zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könnte, versteht Ihr?«

Hal hatte die angebotenen Dienste Jack Byrds sofort angenommen, und Trevelyan hatte diesem Bediensteten seines Vertrauens die Aufgabe gestellt, den Sergeant zu beschatten. Falls O'Connell die Papiere aus Calais hatte, ließ es sich eventuell arrangieren, dass Reinhardt Mayrhofer davon Wind bekam.

»Es schien mir erstrebenswert herauszufinden, was Mayrhofer mit einem solchen Fund tun würde; zu wem er gehen würde, meine ich.«

»Hmm«, brummte Grey skeptisch. Er betrachtete seinen Brandy argwöhnisch, doch er enthielt kein Sediment. Er trank einen vorsichtigen Schluck und stellte fest, dass er ihm angenehm auf der Zunge brannte und die muffigen Gerüche nach Meer, Krankheit und Sickergrube auslöschte. Er fühlte sich sofort viel besser.

Trevelyan hatte seine Perücke weggelassen. Er trug das Haar kurz geschnitten; es lag flach an und hatte einen unauffälligen Branton, doch es veränderte seine Erscheinung vollkommen. Manche Männer - Quarry zum Beispiel - waren, wer sie waren, ganz gleich, wie sie sich herausgeputzt hatten, doch Trevelyan

nicht. Ordentlich mit seiner Perücke angetan, war er ein eleganter Herr; in Hemdsärmeln und barköpfig, den blutbefleckten Verband um den Arm, hätte er ein Bukanier sein können, der den Untergang eines Beuteschiffes plante, das schmale Gesicht leuchtend vor Entschlossenheit.

»Also habe ich Jack Byrd auf O'Connell angesetzt, wie Hal es erbeten hatte - aber der Kerl hat nichts Besonderes getan! Ist einfach nur seinem Alltag nachgegangen und hat seine Zeit ansonsten mit Schnaps und Huren verbracht, bevor er zu dieser kleinen Näherin heimgegangen ist, mit der er sich eingelassen hatte.«

»Hm«, sagte Grey erneut, während er absolut erfolglos versuchte, sich Iphigenia Stokes in irgendeiner Hinsicht als klein vorzustellen.

»Ich habe Byrd gesagt, er sollte versuchen, die Stokes herumbekommen - zu sehen, ob man sie nicht dazu bringen konnte, O'Connell zum Handeln zu bewegen aber sie ist unserem Jack gegenüber überraschend unempfänglich gewesen«, erzählte Trevelyan und schürzte die Lippen.

»Möglicherweise hat sie Tim O'Connell ja tatsächlich geliebt«, merkte Grey trocken an. Trevelyan reagierte, indem er die Augenbrauen hochzog und ungläubig schnaubte. Liebe war offenbar ausschließlich der Oberklasse vorbehalten.

»Jedenfalls -«, Trevelyan tat derartige Überlegungen mit einer Handbewegung ab, »- hat Jack schließlich berichtet, dass O'Connell in einem Wirtshaus die Bekanntschaft eines Mannes gemacht hatte, der zwar selbst nicht wichtig war, von dem aber bekannt war, dass er vage Verbindungen zu einigen Sympathisanten der Franzosen unterhielt.«

»Wem bekannt?«, unterbrach Grey. »Doch wohl nicht Euch.«

Trevelyan warf ihm einen raschen Blick zu, wachsam, aber interessiert.

»Nein, nicht mir. Kennt Ihr zufällig einen Mann, der sich

Bowles nennt?«

»Ja, das tue ich. Woher zum Teufel kennt Ihr ihn?«

Trevelyan lächelte schwach.

»Regierung und Handel arbeiten Hand in Hand, John, und was Auswirkungen auf das eine hat, hat auch Auswirkungen auf das andere. Mr. Bowles und ich haben schon seit einigen Jahren eine Abmachung bezüglich des Austauschs kleinerer Auskünfte.«

Er wäre mit seiner Geschichte fortgefahren, doch Grey kam blitzartig eine Einsicht.

»Eine Abmachung, sagt Ihr. Diese Abmachung - hatte sie vielleicht etwas mit einem Etablissement namens ›Lavender House‹ zu tun?«

Trevelyan starrte ihn spöttisch an.

»Das ist sehr klug beobachtet, John«, sagte er und zog eine belustigte Miene. »Dickie Caswell hat mir gesagt, dass Ihr viel intelligenter wärt, als Ihr aussieht - nicht dass Ihr irgendwie den Eindruck machen würdet, dass es Euch an Verstand mangelt«, fügte er hastig hinzu, als er Greys beleidigten Gesichtsausdruck registrierte, »sondern nur, dass Dickie sich gern von männlicher Schönheit beeindrucken lässt und daher zur Blindheit gegenüber anderen Qualitäten eines Mannes neigt, wenn dieser im Besitz derartiger Schönheit ist. Doch ich beschäftige ihn ja schließlich nicht, um solche Unterscheidungen zu treffen, sondern nur, um mir Dinge zu berichten, die möglicherweise von Interesse sind.«

»Ach du lieber Himmel.« Grey spürte, wie ihn der Schwindel erneut zu überwältigen drohte, und sah sich gezwungen, ein paar Sekunden die Augen zu schließen. *Dinge, die möglicherweise von Interesse sind.* Die bloße Tatsache, dass ein Mann das »Lavender House« besucht hatte - ganz zu schweigen davon, was er möglicherweise dort getan hatte -, war in jedem Fall »von Interesse«. Dieses Wissen ermöglichte es Mr. Bowles - oder seinen Agenten -, Druck auf diese Männer auszuüben. Und

die Drohung, bloßgestellt zu werden, zwang sie dann zu tun, was auch immer man von ihnen verlangte. Wie viele Männer hielt die Spinne in ihrem Erpressernetz gefangen?

»Caswell arbeitet also in Eurem Auftrag?«, fragte er. Er öffnete die Augen und schluckte den metallischen Geschmack in seiner Kehle hinunter. »Dann seid Ihr der Besitzer des ›Lavender House‹?«

»Und des Bordells an der Meacham Street«, sagte Trevelyan und die Belustigung in seiner Miene nahm noch zu.

»Eine große Hilfe im Geschäftsleben. Ihr wisst ja gar nicht, John, was manchen Männern entschlüpft, wenn Alkohol oder Lust sie im Griff haben.«

»Ach nein?«, sagte Grey. Er trank einen sparsamen Schluck Brandy. »Dann überrascht es mich aber, dass Caswell mir gegenüber so freigiebig mit Auskünften gewesen ist, was Euer eigenes Tun angeht. Er ist es gewesen, der mich informiert hat, dass Ihr dort eine Frau besucht.«

»Hat er das?« Trevelyan sah wenig entzückt darüber aus. »Davon hat er mir gar nichts gesagt.« Er lehnte sich ein wenig zurück und runzelte die Stirn. Dann lachte er kurz auf und schüttelte den Kopf.

»Nun, es ist so, wie meine Großmutter oft zu mir gesagt hat. ›Leg dich mit den Schweinen schlafen, und du stehst dreckig auf.‹ Es hätte Dickie mit Sicherheit wunderbar gepasst, mich festnehmen und einkerkern oder exekutieren zu lassen - und er hat wohl gedacht, die Gelegenheit sei endlich da. Er geht davon aus, dass das ›Lavender House‹ an ihn übergeht, sollte mir irgendetwas zustoßen; ich glaube, es ist allein diese Annahme, die ihn so lange am Leben gehalten hat.«

»Er geht davon aus? Ist es denn nicht so?«

Trevelyan zuckte desinteressiert mit den Achseln.

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr.« Er erhob sich unruhig und

trat erneut an das Bett. Grey sah, dass er es nicht lassen konnte, sie zu berühren; seine Finger hoben eine feuchte Haarsträhne von ihrer Wange und strichen sie ihr hinter das Ohr. Sie regte sich im Schlaf; ihre Augenlider flatterten, und Trevelyan nahm ihre Hand und kniete sich hin, um ihr etwas zuzumurmeln, während er mit dem Daumen ihre Fingerknöchel streichelte.

Grey sah, dass auch Scanion ihn beobachtete. Der Apotheker hatte angefangen, einen Trank über einer Spirituslampe zu brauen; bitter riechender Dampf begann, aus dem Topf aufzusteigen und sich an den Fenstern niederzuschlagen. Als er wieder zum Bett blickte, sah er durch die Fenster, dass England weit zurückgefallen war; das Land war nur noch als flache Erhebung jenseits der brodelnden See zu sehen.

»Und Ihr, Mr. Scanion«, sagte Grey, der sich jetzt erhob und vorsichtig auf den Apotheker zuing, den Becher in der Hand. »Wie seid Ihr in diese Affäre verwickelt?«

Der Ire warf ihm einen ironischen Blick zu.

»Ach, ist die Liebe nicht umwerfend?«

»Das kann man wohl sagen. Ich nehme an, Ihr bezieht Euch auf die gegenwärtige Mrs. Scanion?«

»Francie, aye.« Es leuchtete warm in den Augen des Iren, als er den Namen seiner Frau aussprach. »Wir haben uns zusammengetan, sie und ich, nachdem ihr verfluchter Mann sich davongemacht hatte. Es war mir egal, dass wir nicht heiraten konnten, obwohl ich es gern getan hätte. Aber dann kommt der Schweinehund zurück!«

Bei diesem Gedanken ballten sich die reinlichen Hände des Apothekers zu Fäusten.

»Hat gewartet, bis ich nicht da war, der Mistkerl. Da komme ich von einem Krankenbesuch nach Hause, und was finde ich? Meine Francie auf dem Boden in ihrem eigenen Blut, das hübsche Gesicht eingeschlagen -« Er hielt abrupt inne und zitterte bei der Erinnerung an seine Wut.

»Ein Mann stand über sie gebeugt; ich dachte, er war's gewesen, und bin auf ihn los. Ich hätte ihn bestimmt umgebracht, wäre Francie nicht so weit bei Bewusstsein gewesen, dass sie mir zuflüstern konnte, nicht er war's gewesen, sondern Tim O'Connell, der sie verprügelt hatte.«

Der Mann, den er angetroffen hatte, war Jack Byrd, der O'Connell zu der Apotheke gefolgt war. Als er die gewaltsame Auseinandersetzung und die Schreie einer Frau gehört hatte, war er die Treppe hinauf geeilt und hatte O'Connell überrascht und vertrieben.

»Der Gute, er war gerade rechtzeitig zur Stelle, um ihr das Leben zu retten«, sagte Scanion und bekreuzigte sich. »Und ich habe zu ihm gesagt, dass ich dafür mit all meinem Besitz in seiner Schuld stehe, doch er wollte keine Belohnung dafür.«

Bei diesen Worten fuhr Grey zu Trevelyan herum, der sich von der Seite seiner Frau erhoben hatte und wieder zu ihnen getreten war.

»Ein sehr nützlicher Mensch, dieser Jack Byrd«, sagte Grey. »Das scheint in der Familie zu liegen.«

Trevelyan nickte.

»Den Eindruck habe ich auch. War das Tom Byrd, den ich draußen im Flur gehört habe?«

Grey nickte ebenfalls, doch er konnte es nicht abwarten, den Rest der Geschichte zu hören.

»Ja. Warum in aller Welt ist O'Connell zu seiner Frau zurückgekehrt, wisst Ihr das?«

Trevelyan wechselte einen Blick mit dem Apotheker, doch es war Trevelyan, der antwortete.

»Wir wissen es nicht genau - aber angesichts der späteren Ereignisse vermute ich, dass er nicht gekommen war, um seine Frau zu sehen, sondern vielmehr, um ein Versteck für die Papiere in seinem Besitz zu suchen. Ich hatte doch gesagt, dass

er Verbindung zu einem unbedeutenden Spion aufgenommen hatte?«

Das hatte Jack Byrd Harry Quarry berichtet - und damit auch Mr. Bowles -, doch als der treue Untergebene, der er war, hatte er es auch seinem Arbeitgeber gesagt. So hatte er es schon immer gemacht; zusätzlich zu seinen Aufgaben als Hausdiener hatte er den Auftrag, in Wirtshäusern Gerüchte aufzuschnappen, die sich als interessant oder wertvoll herausstellen konnten und dann je nach Trevelyan's Anordnungen weiter verfolgt wurden.

»Also handelt Ihr nicht nur mit Zinn oder indischen Gewürzen«, sagte Grey und sah Trevelyan finster an. »Hat mein Bruder gewusst, dass Ihr zusätzlich mit Informationen handelt, als er Euch um Hilfe bat?«

»Das ist gut möglich«, erwiderte Trevelyan ausdruckslos. »Ich habe Hals Aufmerksamkeit schon öfter auf kleinere Angelegenheiten von Interesse lenken können - und er hat das Gleiche auch schon für mich getan.«

Es war zwar nicht gerade eine Überraschung für Grey, dass Männer von Bedeutung Staatsangelegenheiten vor allem im Interesse ihres persönlichen Wohlergehens betrachteten, doch er war noch nie so unsanft mit dieser Tatsache konfrontiert worden. Aber Hal konnte doch unmöglich die Hand bei einer Erpressung im Spiel gehabt haben... Er würgte den Gedanken ab und widmete sich hartnäckig erneut dem vorliegenden Problem.

»Also, O'Connell hat diesem unbedeutenden Intriganten Avancen gemacht, und Ihr habt davon erfahren. Und dann?«

»O'Connell war nicht damit herausgerückt, was für Informationen er besaß; nur, dass er etwas hatte, was den richtigen Partnern Geld wert sein könnte.«

»Das stimmt mit den Vermutungen der Armee überein«, sagte Grey. »O'Connell war ja kein professioneller Spion; er war sich nur der Wichtigkeit der gestohlenen Listen bewusst, und so hat

er die Gelegenheit beim Schopf gepackt. Eventuell kannte er ja jemanden in Frankreich, an den er sie verkaufen wollte - doch dann wurde das Regiment heimgeschickt, bevor er Gelegenheit hatte, seinen Käufer zu kontaktieren.«

»Genau.« Trevelyan nickte voll Ungeduld über die Unterbrechung. »Ich wusste natürlich, um was für Material es sich handelte. Aber ich war der Meinung, dass es von größerem Nutzen sein könnte, die möglichen Interessenten herauszufinden, als die Information einfach zurückzuholen. «

»Natürlich ist es Euch nicht in den Sinn gekommen, diese Überlegungen Harry Quarry oder sonst jemandem mitzuteilen, der mit dem Regiment zu tun hatte«, meinte Grey höflich.

Trevelyans Nasenlöcher weiteten sich.

»Quarry - diesem ungehobelten Klotz? Nein. Hal hätte ich es wohl erzählt - aber er war ja nicht da. Es schien mir das Beste zu sein, die Dinge selbst zu steuern.«

Wie passend, dachte Grey zynisch. Ganz gleich, ob das Wohlergehen der halben britischen Armee von besagten Dingen abhing; natürlich, ein Kaufmann konnte das am besten beurteilen!

Doch an Trevelyans nächsten Worten wurde offensichtlich, dass es ihm um mehr gegangen war als um Geld oder militärische Dispositionen.

»Ich hatte von Maria erfahren, dass ihr Mann mit Geheimnissen handelte«, sagte er und blickte hinter sich auf das Bett. »Ich hatte vor, O'Connell und sein Material als Köder zu benutzen, um Mayrhofer zu einer kriminellen Handlung zu verleiten. Sobald er als Spion entlarvt war...«

»Würde er entweder verbannt oder exekutiert, was Euch viel mehr Freiheit in Bezug auf seine Frau verschafft hätte. Einiges mehr.«

Trevelyan fixierte ihn scharf, beschloss jedoch, nicht auf

seinen Tonfall einzugehen.

»Einiges«, sagte er nicht minder ironisch als Grey. »Es war allerdings eine delikate Angelegenheit, alles so zu arrangieren, dass O'Connell und Mayrhofer zusammengebracht werden konnten. O'Connell war ein argwöhnischer Schuft; er hatte lange damit gewartet, die Fühler nach einem Käufer auszustrecken, und er begegnete jeder Avance mit großem Misstrauen.«

Trevelyan stand unruhig auf und trat wieder an das Bett.

»Ich war gezwungen, O'Connell selbst aufzusuchen und mich als möglicher Mittelsmann auszugeben, um den Sergeant anzulocken und ihm zu versichern, dass ihn Geld erwartete - natürlich bin ich verkleidet gegangen und habe ihm einen falschen Namen genannt. Unterdessen war ich allerdings am anderen Ende erfolgreich gewesen und hatte Mayrholders Interesse geweckt. *Er* beschloss, mich zu hintergehen - falscher Schurke, der er war! -, und hat einen seiner eigenen Bediensteten auf O'Connells Fährte gesetzt.«

Als er Mayrholders Namen noch von einer anderen Quelle hörte und begriff, dass sein Gesprächspartner unter falschem Namen agierte, war O'Connell zu dem logischen Schluss gekommen, dass Trevelyan Mayrhofer *war* und er inkognito verhandelte, um den Preis zu drücken. Daher ging er Trevelyan nach ihrem letzten Treffen nach - und folgte seiner Spur mit Geduld und Geschick zum »Lavender House«.

Da er nach einigen Fragen in der Nachbarschaft die Natur dieses Hauses erkannte, hatte er geglaubt, dem Mann gegenüber, den er für Mayrhofer hielt, beträchtlich im Vorteil zu sein. Er konnte den Mann am Ort seiner vermeintlichen Verbrechen zur Rede stellen und verlangen, was er wollte, ohne notwendigerweise selbst etwas abgeben zu müssen.

Dieser Plan war durchkreuzt worden, als er im »Lavender House« niemanden fand, der den Namen Mayrhofer kannte. Verblüfft, aber hartnäckig hatte sich O'Connell so lange in der

Nähe herumgetrieben, bis er Trevelyan aufbrechen sah, und war ihm bis zu dem Bordell in der Meacham Street zurück gefolgt.

»Ich hätte niemals direkt zum ›Lavender House‹ fahren dürfen«, gab Trevelyan achselzuckend zu. »Doch das Gespräch mit O'Connell hatte länger gedauert als angenommen - und ich hatte es eilig.« Er konnte den Blick nicht von der Frau abwenden. Selbst von dort, wo er saß, konnte Grey sehen, wie ihr die Fiebrerröte in die blassen Wangen stieg.

»Normalerweise wärt Ihr erst zu dem Bordell gefahren, von dort zum ›Lavender House« und wieder zurück, in Eurer Verkleidung?«, fragte Grey.

»Ja. Das war das übliche Arrangement. Niemand wundert sich, wenn ein Mann in ein Bordell geht - oder eine Hure eines verlässt, um einen Kunden aufzusuchen«, sagte Trevelyan. »Aber natürlich konnte Maria mich dort nicht treffen. Gleichzeitig jedoch hätte niemand eine Frau verdächtigt, das ›Lavender House‹ zu betreten; niemand, der wusste, was für ein Haus es ist.«

»Eine geniale Lösung«, sagte Grey mit kaum verhohlenem Sarkasmus. »Eines nur - warum habt Ihr immer ein grünes Samtkleid benutzt? Oder vielleicht Kleider? Habt Ihr und Mrs. Mayrhofer beide diese Verkleidung benutzt?«

Trevelyan sah einen Moment so aus, als verstünde er nicht, doch dann lächelte er.

»Ja, das haben wir«, sagte er. »Warum allerdings Grün -« Er zuckte mit den Achseln. »Ich mag Grün. Es ist meine Lieblingsfarbe.«

O'Connell hatte sich in dem Bordell hartnäckig nach einem Herrn in einem grünen Kleid erkundigt, dessen Name möglicherweise Mayrhofer war - doch Magda und ihre Angestellten hatten ihm nahe gelegt, dass er den Verstand verloren hatte. Das versetzte O'Connell selbstverständlich in helle Aufregung.

»Wie Ihr bemerkt, war er kein erfahrener Spion«, sagte Trevelyan und schüttelte seufzend den Kopf. »Von Anfang an argwöhnisch, kam er jetzt zu der Überzeugung, dass eine Perfidie im Gange war -«

»Was ja auch stimmte«, warf Grey ein, was ihm einen kurzen, verärgerten Blick von Trevelyan einbrachte, der dennoch fortfuhr.

»Also gehe ich davon aus, dass er zu dem Schluss kam, ein sichereres Versteck für seine Papiere zu brauchen und daher in das Quartier seiner Frau an der Brewster's Alley zurückgekehrt ist.«

Wo er die Frau, die er im Stich gelassen hatte, hoch schwanger von einem anderen Mann vorfand und sie mit der Irrationalität der Eifersucht prompt bewusstlos geprügelt hatte.

Grey massierte sich die Stirn und schloss kurz die Augen, um den Schwindeltendenzen seines Kopfes entgegenzuwirken.

»Nun gut«, sagte er. »Bis hierhin ist mir die Affäre einigermaßen klar. Aber«, fügte er hinzu und öffnete die Augen, »es sind immer noch zwei Todesfälle zu erklären. Magda hat *Euch* doch offenbar erzählt, dass O'Connell Euch ausgekundschaftet hatte. Und doch sagt Ihr, dass Ihr ihn nicht umgebracht habt? Und Mayrhofer auch nicht?«

»Ich bin es gewesen, die meinen Mann umgebracht hat, werter Sir.«

Die Stimme aus dem Bett war leise und heiser und hatte nur den Hauch eines fremdländischen Akzentes, doch die Männer fuhren alle drei zusammen, erschrocken, als sei es ein Trompetenstoß gewesen. Maria Mayrhofer lag auf der Seite, das wirre Haar über das Kissen gebreitet. Ihre Augen waren riesig, glasig vom steigenden Fieber, doch leuchtend vor Intelligenz.

Trevelyan begab sich augenblicklich zu ihr und kniete sich an ihre Seite, um ihre Wange und Stirn zu befühlen.

»Scanion«, sagte er, und ein bittender Unterton mischte sich unter seinen Kommandoton.

Der Apotheker trat sofort neben ihn, berührte sie sanft unter dem Kinn und blickte ihr in die Augen - doch sie wandte den Kopf von ihm ab und schloss die Augen.

»Im Moment geht es mir gut«, sagte sie. »Dieser Mann -«, sie machte eine Handbewegung in Greys Richtung, »wer ist er?«

Grey erhob sich, behielt umständlich das Gleichgewicht, als das Deck unter ihm schwankte, und verbeugte sich vor ihr.

»Ich bin Major John Grey, Madam. Ich bin von der Krone beauftragt, in einer Angelegenheit zu ermitteln -« Er zögerte, unsicher, wie - oder ob - er es ihr erklären sollte. »Einer Angelegenheit, die in gewissem Zusammenhang mit Eurem eigenen Schicksal steht. Habe ich recht verstanden, dass Ihr gesagt habt, Ihr hättet Herrn Mayrhofer umgebracht?«

»Ja, das habe ich.«

Scanion hatte sich zurückgezogen, um sein Höllengebräu zu prüfen, und sie ließ den Kopf wieder zurückrollen, um Grey anzusehen. Sie war zu schwach, um den Kopf vom Kissen zu heben. Und doch lag etwas Stolz in ihrem Blick - beinahe herausfordernd, trotz ihres Zustandes -, und er ahnte plötzlich, was es war, das Trevelyan so angezogen hatte.

»Maria...« Trevelyan legte ihr warnend die Hand auf den Arm, doch sie beachtete ihn nicht und hielt ihren Blick gebieterisch auf Grey gerichtet.

»Was spielt es für eine Rolle?«, fragte sie. Ihre Stimme war leise, aber kristallklar. »Wir sind jetzt auf dem Wasser. Ich spüre die Wellen, die uns tragen; wir sind entkommen. Das ist doch dein Reich, nicht wahr, Joseph? Die See ist dein Königreich, und wir sind in Sicherheit.« Ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie Grey beobachtete, und er bekam ein sehr merkwürdiges Gefühl.

»Ich habe eine Nachricht hinterlassen«, glaubte Grey sagen zu müssen. »Mein Aufenthaltsort ist bekannt.«

Das Lächeln nahm zu.

»Es ist also bekannt, dass Ihr nach Indien unterwegs seid«, sagte sie spöttisch. »Glaubt Ihr auch, dass man Euch dorthin folgen wird?«

Indien. Die Dame hatte Grey nicht gestattet, sich in ihrer Gegenwart zu setzen, doch er tat es dennoch. Die Nachgiebigkeit seiner Knie lag zwar auch im Schwanken des Schiffes und den Nachwirkungen der Quecksilbervergiftung begründet - mehr noch allerdings in der Neuigkeit, wie ihr Zielort lautete.

Während er noch gegen das trunkene Gefühl ankämpfte, war sein erster Gedanke Erleichterung, dass er jene dahingekritzelte Notiz an Quarry zuwege gebracht hatte. *Wenigstens werden sie mich nicht als Deserteur erschießen, wenn - oder besser, falls - mir irgendwann die Heimkehr gelingt.* Er schüttelte kurz den Kopf, um ihn klar zu bekommen, dann setzte er sich gerade hin und biss die Zähne aufeinander.

Es war nicht zu ändern, und momentan blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Pflicht zu Ende zu führen, so gut er konnte. Alles Weitere musste er der Vorsehung überlassen.

»Wie dem auch sei, Madam«, sagte er bestimmt. »Es ist meine Pflicht, die Wahrheit über Timothy O'Connells Tod herauszufinden - und alles, was möglicherweise damit zusammenhängt. Wenn es Euer Zustand erlaubt, würde ich gern hören, was immer Ihr mir sagen könnt.«

»O'Connell?«, murmelte sie und verdrehte den Kopf unruhig auf dem Kissen, die Augen halb geschlossen. »Ich kenne diesen Namen, diesen Mann nicht. Joseph?«

»Nein, Liebste, es hat nichts mit dir, mit uns zu tun.« Trevelyans Ton war beruhigend, doch seine Augen durchforschten beklommen ihr Gesicht. Als er von ihm zu ihr

blickte, konnte auch Grey es sehen; ihr Gesicht wurde deutlich blasser, als presste ihr irgendeine Kraft das Blut aus der Haut.

Ganz plötzlich lagen graue Schatten in den Mulden ihrer Knochen; die volle Kurve ihres Mundes verblasste und verkrampfte sich, bis ihre Lippen fast verschwanden. Auch ihre Augen schienen zurückzuweichen, wurden stumpf und verschwanden in ihrem Schädel. Trevelyan sprach auf sie ein; Grey spürte die Sorge in seinem Tonfall, achtete jedoch nicht auf die Worte, denn seine ganze Aufmerksamkeit galt der Frau.

Scanion war herbeigetreten, um sie sich anzusehen, sagte etwas. Chinin, irgendetwas über Chinin.

Ein plötzlicher Schauer schloss ihr die Augen und ließ ihre Züge erbleichen. Die Haut selbst schien sich eng um ihre Knochen zu legen, und sie hüllte sich zitternd fester in die Bettwäsche. Grey hatte die Malaria und ihre Schüttelfröste schon öfter gesehen, doch trotzdem erschrak er über die Plötzlichkeit und Heftigkeit der Attacke.

»Madam«, begann er und streckte hilflos die Hand nach ihr aus. Er hatte keine Ahnung, was er tun sollte, hatte jedoch das Gefühl, etwas tun zu müssen, ihr irgendwie Erleichterung bieten zu müssen - sie war so zerbrechlich, so wehrlos im Griff der Krankheit.

»Sie kann nicht mit Euch sprechen«, sagte Trevelyan scharf und ergriff seinen Arm. »Scanion!«

Der Apotheker hatte ein kleines Kohlebecken entzündet; er hatte bereits eine Zange in der Hand und zog einen großen Stein heraus, den er zwischen den Kohlen erhitzt hatte. Diesen ließ er in ein Leinenhandtuch fallen, um ihn dann vorsichtig zum Bett zu tragen, wo er in den Laken nachgrub, um den heißen Stein zu ihren Füßen zu platzieren.

»Kommt mit«, befahl Trevelyan. »Mr. Scanion muss sich um sie kümmern. Sie kann jetzt nicht sprechen.«

Das stimmte eindeutig - und doch hob sie den Kopf und

öffnete gewaltsam die Augen, die Zähne fest gegen den Schüttelfrost zusammengebissen.

»J-J-J-Josseph!«

»Was denn, Liebe. Was kann ich tun?« Trevelyan ließ Grey stehen und fiel neben ihr auf die Knie.

Sie ergriff seine Hand und hielt sie fest, während sie gegen die Kälte ankämpfte, die ihr die Knochen durchrüttelte.

»Erzzzähl's ihm. Wenn wir beide tot sind... wäre ich gggerechtfertigt!«

Beide?, wunderte sich Grey. Er hatte jedoch keine Zeit, Spekulationen über die Bedeutung dieser Worte anzustellen; Scanion war mit seinem dampfenden Becher herbeigeeilt und hatte ihren Kopf vom Kissen gehoben. Er hielt ihr das Gefäß an die Lippen und ermunterte sie murmelnd, beschwor sie, daran zu nippen, obwohl die heiße Flüssigkeit überschwappte und von ihren klappernden Zähnen spritzte. Ihre langen Hände hoben sich und schlangen sich um den Becher, klammerten sich fest an die flüchtige Wärme. Das Letzte, was er sah, bevor Trevelyan ihn aus der Kabine schubste, war der Smaragdring, der lose an ihrem knöchigen Finger hing.

Er folgte Trevelyan durch das Halbdunkel hinauf ans offene Deck. Die Konfusion des Aufbruchs hatte sich gelegt, und die Hälfte der Mannschaft war unter Deck verschwunden. Grey hatte seine Umgebung vorhin kaum zur Kenntnis genommen; jetzt sah er die Wolken aus schneeweißem Leinen, die sich über ihm blähten, und das polierte Holz- und Metallwerk des Schiffes. Die *Nampara* fuhr unter vollen Segeln und flog dahin wie ein lebendiges Wesen; er konnte spüren, wie das Schiff unter seinen Füßen sumnte, und empfand ein plötzliches, unerwartetes Hochgefühl.

Die Wellen hatten nach dem Grau des Hafens jetzt das Lapisblau der Hochsee angenommen, und der heftige Wind, der ihm durch das Haar fuhr, trug die Gerüche von Krankheit und

Enge davon. Auch die letzten Reste seiner Krankheit schienen mit diesem Wind davonzufiegen vielleicht ja auch nur, weil seine Zipperlein bedeutungslos schienen im Vergleich mit dem verzweifelten Ringen der Frau unter Deck.

Oben herrschte immer noch geschäftiges Treiben, und Rufe gingen zwischen dem Deck und dem mysteriösen Reich des Segeltuchs darüber hin und her, doch es war jetzt geordneter und weniger aufregend. Trevelyan begab sich zum Heck und fand einen Platz an der Reling, wo sie den Matrosen nicht im Weg waren. Dort lehnten sie sich eine Zeit lang an, ließen sich vom reinigenden Wind durchpusten und beobachteten gemeinsam, wie das Letzte, was von England zu sehen war, im fernen Nebel verschwand.

»Glaubt Ihr, sie wird sterben?«, fragte er schließlich. Es war *der* Gedanke, der ihm nicht aus dem Kopf ging; Trevelyan musste es genauso gehen.

»Nein«, schnappte Trevelyan. »Das wird sie nicht.« Er stützte sich auf die Reling und starrte trübsinnig auf das dahinrasende Wasser.

Grey verstummte. Er schloss die Augen und ließ das auf den Wellen glitzernde Sonnenlicht tanzende Muster in Rot und Schwarz auf die Innenseiten seiner Lider malen. Er brauchte nicht zu drängen; jetzt war genug Zeit für alles.

»Es geht ihr schlechter«, sagte Trevelyan schließlich, als er das Schweigen nicht mehr ertragen konnte. »Das ist nicht normal. Ich habe schon oft Malariakranke gesehen; die erste Attacke ist normalerweise die schlimmste - wenn sie mit Chinarinde behandelt wird, kommen die folgenden Attacken in immer größeren Abständen und sind weniger heftig. Das sagt Scanion auch«, fügte er beinahe im Nachhinein hinzu.

»Leidet sie schon lange daran?«, fragte Grey neugierig. Stadtbewohner wurden nur selten von dieser Krankheit befallen, doch möglicherweise hatte die Dame sich ja auf Reisen mit

ihrem Mann angesteckt.

»Seit zwei Wochen.«

Grey öffnete die Augen und sah, dass Trevelyan sich aufgerichtet hatte, das kurze Haar vom Wind zu einem Hahnenkamm hochgeweht, das Kinn vorgeschoben. Ihm stand das Wasser in den Augen; vielleicht lag es ja am rauschenden Wind.

»Ich hätte nicht zulassen sollen, dass er es tut«, murmelte Trevelyan. Seine Hände hielten die Reling in ohnmächtiger Wut umklammert, unter die sich Verzweiflung mischte. »Himmel, wie konnte ich nur zulassen, dass er es tut?«

»Wer denn?«, fragte Grey.

»Scanion natürlich.« Trevelyan wandte sich kurz ab, fuhr sich mit dem Handgelenk über die Augen, dann drehte er sich wieder um und lehnte sich mit dem Rücken zum Meer an die Reling. Er verschränkte die Arme vor der Brust und starrte finster vor sich hin, ganz auf seine eigenen, trostlosen Visionen konzentriert.

»Lasst uns ein Stück laufen«, schlug Grey schließlich vor. »Kommt, die Luft wird Euch gut tun.«

Trevelyan zögerte, zuckte dann aber mit den Achseln und willigte ein. Sie umkreisten wortlos das Deck und wichen den Matrosen aus, die ihrer Arbeit nachgingen.

Grey lief zunächst sehr vorsichtig, weil seine Schuhe Ledersohlen hatten und das Deck schlingerte, doch die Planken waren trocken, und die Schiffsbewegungen regten seine Sinne an; trotz seiner eigenen, misslichen Lage spürte er seine Lebensgeister erwachen, das Blut stieg ihm in die Wangen und erfrischte seine steifen Gliedmaßen. Zum ersten Mal seit Tagen begann er, sich wieder wirklich wie er selbst zu fühlen.

Es stimmte zwar, er war auf einem Schiff gefangen, das nach Indien unterwegs war, und es war unwahrscheinlich, dass er seine Heimat in nächster Zeit wieder sehen würde. Doch er war

Soldat und an lange Reisen und Trennungen gewöhnt - und der Gedanke an Indien mit seinen Mysterien des Lichtes und seiner Geschichte voller Blut war unleugbar aufregend. Und er konnte sich darauf verlassen, dass Quarry seiner Familie mitteilen würde, dass er noch am Leben war.

Was würde seine Familie in Bezug auf die Hochzeitsvorbereitungen unternehmen?, fragte er sich. Trevelyan's abrupte Flucht würde einen enormen Skandal auslösen, dem ein noch größerer folgen würde, wenn publik wurde - und das würde es ohne Zweifel -, welche Rolle Frau Mayrhofer dabei spielte, deren Mann auf solch schockierende Weise ermordet worden war. Er war nicht geneigt, die Behauptung der Dame zu glauben, dass sie Mayrhofer umgebracht hatte; nicht, nachdem er die Leiche gesehen hatte. Selbst eine gesunde Frau brachte *das* nicht zustande... und Maria Mayrhofer war schmal und nicht größer als seine Cousine Olivia.

Die arme Olivia; ihr Name würde wochenlang als die sitzengelassene Verlobte die Londoner Gazetten zieren doch wenigstens würde ihr Ruf verschont bleiben. Gott sei Dank, dass die Affäre sich vor der Hochzeit zugespitzt hatte und nicht hinterher. Das war wenigstens etwas. Wäre Trevelyan genauso zurückgeschreckt, wenn Grey ihn nicht zur Rede gestellt hätte? Oder wäre er geblieben und hätte Olivia geheiratet, seine Geschäfte weitergeführt, seine Nase in die Politik gesteckt und sich als Vertrauter von Herzögen und Ministern in der feinen Gesellschaft bewegt, seine Fassade als grundsolider Kaufmann aufrecht erhalten - während er insgeheim seine leidenschaftliche Affäre mit der Witwe Mayrhofer weiterführte? Grey warf einen Seitenblick auf seinen Begleiter. Dessen Gesicht war immer noch finster, doch jenes kurze Aufflammen der Verzweiflung war vorbei. Er hatte jetzt entschlossen die *Zähne* zusammengebissen. Was mochte der Mann denken? So zu fliehen, wie er es getan hatte, und einen Skandal zu hinterlassen,

würde katastrophale Folgen für sein Geschäft haben. Seine Firmen, deren Investoren, seine Kunden, die Arbeiter, Kapitäne und Seeleute, Bürokräfte und Lagerverwalter, die für die Firmen arbeiteten - selbst der Bruder im Parlament; alle würde von Trevelyan's Flucht betroffen sein.

Dennoch war seine Miene entschlossen, und er schritt dahin wie ein Mann, der auf ein fernes Ziel zusteuerte, nicht wie ein müßiger Spaziergänger.

Grey erkannte nicht nur die Entschlossenheit, sondern auch die Willenskraft, der sie entstammte. Doch er begann auch zu begreifen, dass die Fassade des soliden Kaufmanns tatsächlich genau das war; dahinter verbarg sich ein quecksilberner Verstand, der die Umstände in Sekunden einschätzen und genauso schnell den Kurs wechseln konnte - und seine Entscheidungen mehr als rücksichtslos fällte.

Er begriff mit klopfendem Herzen, dass Trevelyan ihn ein wenig an Jamie Fraser erinnerte. Doch nein - Fraser war gnadenlos und schnell von Verstand, und er mochte zu genauso großer Leidenschaft imstande sein -, vor allem war er jedoch ein Ehrenmann.

Im Gegensatz dazu konnte er jetzt die tiefe Selbstsucht sehen, die Trevelyan's Charakter zugrunde lag. Jamie Fraser hätte die Menschen, die von ihm abhängig waren, niemals im Stich gelassen, nicht einmal um einer Frau willen, die er - das musste Grey einräumen - eindeutig mehr liebte als das Leben selbst. Und was den Gedanken anging, einem anderen die Frau zu stehlen, so war dies unvorstellbar.

Für einen Romantiker oder Romancier mochte die Welt sich richtig drehen, solange es nur Liebe darin gab. Doch fragte man Grey nach seiner Meinung, so war Liebe, die die Ehre opferte, weniger aufrichtig als simple Lust. Und sie degradierte jene, die behaupteten, sich darin zu sonnen.

»Mylord!«

Bei diesem Ruf blickte er auf und sah die beiden Byrds wie Äpfel über sich in der Takelage hängen. Er winkte, froh, dass wenigstens Tom Byrd seinen Bruder gefunden hatte. Würde jemand auf die Idee kommen, den Byrds eine Nachricht zukommen zu lassen? Oder würden sie über das Schicksal *zweier* Söhne im Ungewissen bleiben?

Dieser Gedanke bedrückte ihn, und ein noch schlimmerer folgte ihm auf den Fersen. Er hatte zwar die Listen in seinen Besitz gebracht, doch er konnte niemandem mitteilen, dass er es getan hatte und die Informationen in Sicherheit waren. Bis er einen Hafen erreichte, von dem aus er eine Mitteilung schicken konnte, wäre das Kriegsministerium längst gezwungen gewesen zu handeln.

Und diese Handlungen würden auf der Annahme basieren, dass die Informationen tatsächlich in Feindeshand gefallen waren - eine Annahme mit weit reichenden Folgen, was die notwendigen strategischen Kursänderungen und ihre Kosten anging. Kosten, die möglicherweise nicht nur mit Geld, sondern auch mit Menschenleben bezahlt werden würden. Er presste den Ellbogen gegen seine Seite und spürte das Knistern der Papiere, die er eingesteckt hatte. Dabei unterdrückte er den jähen Impuls, sich über Bord zu stürzen und gen England zu schwimmen, bis die Erschöpfung ihn in die Tiefe zog. Er hatte seine Mission erfüllt - und das Ergebnis würde doch das Gleiche sein, als hätte er total versagt.

Ganz abgesehen vom Ruin seiner eigenen Karriere, würden Harry Quarry und das Regiment - und Hal - großen Schaden nehmen. Einen Spion in den eigenen Reihen beherbergt zu haben, war schon schlimm genug; ihn nicht rechtzeitig gefasst zu haben, war noch viel schlimmer.

Es sah so aus, als würde ihm schließlich nur die Genugtuung bleiben, endlich die Wahrheit zu hören. Bis jetzt hatte er erst einen Bruchteil gehört - doch bis Indien war es weit, und da sowohl Trevelyan als auch Scanion hier mit ihm saßen, war

er sich sicher, dass er letztlich alles herausbekommen würde.

»Woher habt Ihr gewusst, dass ich mich angesteckt hatte?«, fragte Trevelyan abrupt.

»Habe Euren Schwanz beim Pinkeln im ›Beefsteak‹ gesehen«, erwiderte er unverblümt. Jetzt erschien es ihm absurd, dass er diesbezüglich je auch nur eine Sekunde lang Zurückhaltung oder Scham empfunden hatte. Und doch wären die Dinge anders verlaufen, wenn er sofort etwas gesagt hätte?

Trevelyan grunzte überrascht auf.

»Wirklich? Ich kann mich nicht einmal daran erinnern, Euch dort gesehen zu haben. Aber ich war wohl mit den Gedanken anderswo.«

Das war er eindeutig auch jetzt; seine Schritte hatten sich verlangsamt, und ein Matrose mit einem kleinen Fass war gezwungen auszuscheren, um einen Zusammenstoß zu verhindern. Grey nahm ihn beim Ärmel und führte ihn in den Windschatten des Vordermastes, wo ein großes Wasserfass stand, an dem ein Zinnbecher an einer dünnen Kette hing.

Er trank Wasser aus dem Becher und genoss bei aller Niedergeschlagenheit die Kühle in seinem Mund. Es war das erste Mal seit einer Woche, dass er etwas richtig schmeckte.

»Das muss...« Trevelyan kniff die Augen zu und rechnete nach. »Anfang Juni gewesen sein - am sechsten?«

»In etwa. Spielt das eine Rolle?«

Trevelyan zuckte mit den Achseln und ergriff die Schöpfkelle.

»Eigentlich nicht. Es ist nur so, dass ich die Wunde da selbst zum ersten Mal bemerkt habe.«

»Das muss ein ziemlicher Schreck gewesen sein«, sagte Grey.

»Ziemlich«, erwiderte Trevelyan trocken. Er trank etwas, dann ließ er den Zinnbecher wieder in das Fass fallen.

»Vielleicht wäre es besser gewesen, nichts zu sagen«, fuhr Trevelyan fort, als spräche er mit sich selbst. »Aber... nein. Das

wäre nicht gegangen.« Er machte eine Handbewegung und verwarf seinen Gedanken, wie auch immer er gelaftet hätte.

»Ich konnte es kaum glauben. Bin den Rest des Tages wie benebelt herumgelaufen und habe die Nacht damit zugebracht, mich zu fragen, was ich tun sollte - aber ich wusste, dass es Mayrhofer war; es gab keine andere Möglichkeit.«

Er blickte auf, sah Greys Miene, und ein ironisches Lächeln breitete sich in seinem Gesicht aus.

»Nein, nicht direkt. Durch Maria. Seit ich mit ihr zusammen kam, hatte ich das Bett mit keiner anderen mehr geteilt, und das war über ein Jahr vorher. Aber sie war eindeutig von ihrem herumhurenden Mann angesteckt worden; sie war unschuldig.«

Nicht nur unschuldig, sondern eindeutig auch unwissend. Da er sie nicht sofort mit seiner Entdeckung konfrontieren wollte, hatte Trevelyan stattdessen ihren Arzt aufgesucht.

»Ich hatte doch gesagt, dass sie ein Kind verloren hatte, kurz bevor ich ihr das erste Mal begegnet bin? Ich konnte den Arzt, der sie behandelt hat, zum Reden bewegen; er hat mir bestätigt, dass das Kind aufgrund der Syphiliserkrankung der Mutter missgebildet war - doch natürlich hatte er ihr nichts davon gesagt.«

Trevelyans Finger trommelten unruhig auf dem Fassdeckel herum.

»Das Kind wurde missgebildet, aber lebend geboren es ist einen Tag nach der Geburt in seiner Wiege gestorben. Mayrhofer hat es erstickt, da er weder damit belastet zu werden wünschte noch wollte, dass seine Frau den Grund seines unglücklichen Schicksals erfuhr.«

Grey spürte, wie sich sein Magen verkrampfte.

»Woher wisst Ihr das?«

Trevelyan rieb sich das Gesicht mit der Hand, als sei er müde.

»Reinhardt hat es ihr - Maria - gegenüber zugegeben. Ich habe

den Arzt nämlich zu ihr gebracht; ihn gezwungen, ihr zu sagen, was er mir gesagt hatte. Ich dachte wenn sie wüsste, was Mayrhofer getan hatte, sie anzustecken, ihr Kind zum Sterben zu verdammen, vielleicht würde sie ihn verlassen.«

Das tat sie nicht. Nachdem sie den Arzt betäubt und schweigend angehört hatte, hatte sie lange Zeit dagesessen und nachgedacht. Dann hatte sie Trevelyan und den Arzt gebeten zu gehen, da sie allein sein wollte.

Sie war eine Woche allein geblieben. Ihr Mann war nicht da, und sie ließ niemanden zu sich außer den Diensthofen, die ihr das Essen brachten - das sie unberührt zurückgehen ließ.

»Sie hat mir gesagt, dass sie an Selbstmord gedacht hat«, sagte Trevelyan, der auf die endlose See hinausstarrte. »Besser, dachte sie, es sauber zu beenden, als langsam auf solche Weise zu sterben. Habt Ihr schon einmal jemanden an der Syphilis sterben sehen, Grey?«

»Ja«, sagte Grey, und der üble Geschmack stahl sich erneut in seinen Mund. »Im Irrenhaus.«

Er erinnerte sich besonders an einen Mann, dem die Krankheit die Nase und das Gleichgewicht geraubt hatte, sodass er wie betrunken über den Boden schlingerte und hilflos mit den anderen Insassen zusammenstieß. Dann war er mit dem Fuß im Nachtgeschirr stecken geblieben, und Rotz und Wasser waren ihm über das zerfurchte Gesicht gelaufen. Grey hatte nur hoffen können, dass die Syphilis dem Mann auch den Verstand geraubt hatte, sodass er sich seiner Lage nicht bewusst war.

Dann sah er Trevelyan an und stellte sich zum ersten Mal dieses kluge, schmale Gesicht zerstört und sabbernd vor. Es würde geschehen, begriff er leicht erschrocken. Die einzige Frage war, wie lange es dauern würde, bis sich die Symptome zeigten.

»Wenn ich es wäre, würde ich vielleicht auch an Selbstmord denken«, sagte er.

Trevelyan sah ihm ins Gesicht, dann lächelte er reumütig.

»Wirklich? Dann sind wir aus verschiedenem Holz geschnitzt«, sagte er ohne jeden wertenden Unterton. »Dieser Weg ist mir nie in den Sinn gekommen, bis Maria mir ihre Pistole gezeigt und mir erzählt hat, woran sie gedacht hatte.«

»Ihr habt nur daran gedacht, wie man die Tatsache benutzen könnte, um die Dame von ihrem Mann zu trennen?«, sagte Grey, der die Schärfe in seiner Stimme genau hörte.

»Nein«, sagte Trevelyan, der sich nicht angegriffen zu fühlen schien. »Obwohl das mein Ziel gewesen war, seit ich ihr zum ersten Mal begegnete; ich habe nicht daran gedacht, es aufzugeben. Ich habe versucht, sie zu sehen, nachdem sie mich fortgeschickt hatte, aber sie wollte mich nicht empfangen.«

Stattdessen hatte Trevelyan sich auf die Suche nach möglichen Heilmitteln gemacht.

»Jack Byrd wusste von dem Problem; er war es, der mir gesagt hat, dass Finbar Scanion sich mit solchen Dingen auszukennen schien. Er war nämlich noch einmal zu der Apotheke zurückgekehrt, um sich nach Mrs. O'Connells Befinden zu erkundigen, und hatte Bekanntschaft mit Scanion geschlossen.«

»Und dort seid Ihr Sergeant O'Connell begegnet, der nach Hause zurückkehrte?«, fragte Grey, dem plötzlich die Erleuchtung kam. Trevelyan wusste ja bereits von O'Connells Unterschlagung und hatte mit Sicherheit nicht nur Jack Byrd zu seiner Verfügung. Er musste bestens gerüstet gewesen sein, dachte Grey, den Sergeant ermorden zu lassen und die Papiere an sich zu bringen, um sie für seine eigenen Zwecke in Bezug auf Mayrhofer zu benutzen. Und da diese Zwecke nun erfüllt waren, konnte er die Papiere natürlich zurückgeben, als sei nichts gewesen, ohne sich darum zu kümmern, welcher Schaden in der Zwischenzeit angerichtet worden war!

Er spürte, wie ihm bei diesem Gedanken das Blut zu Kopfe

stieg - doch Trevelyan starrte ihn verständnislos an.

»Nein«, sagte er. »Ich bin O'Connell nur das eine Mal persönlich begegnet. Brutaler Kerl«, fügte er nachdenklich hinzu.

»Und Ihr habt ihn nicht umbringen lassen?«, wollte Grey wissen. Seine Skepsis war ihm deutlich anzuhören.

»Nein, warum sollte ich das?« Trevelyan sah ihn stirnrunzelnd an; dann glättete sich sein Gesicht.

»Ihr habt gedacht, ich hätte ihn erledigen lassen, um an die Papiere zu gelangen?« Trevelyan's Mund zuckte; er schien irgendetwas an dieser Vorstellung komisch zu finden. »Mein Gott, John, Ihr habt wirklich eine furchtbar schlechte Meinung von meinem Charakter!«

»Ihr haltet das für ungerechtfertigt, oder?«, erkundigte sich Grey beißend.

»Nein, das wohl nicht«, räumte Trevelyan ein und rieb sich die Nase. Er hatte sich seit einiger Zeit nicht mehr rasieren lassen, und die winzigen Wassertropfen, die auf seinen Bartstoppeln kondensierten, verliehen ihm ein versilbertes Aussehen.

»Dennoch, nein«, wiederholte er. »Ich habe Euch doch gesagt, dass ich niemanden umgebracht habe - und ich hatte auch nichts mit O'Connells Tod zu tun. Das ist Mr. Scanions Geschichte, und er wird sie Euch sicher erzählen, sobald er Muße dazu hat.«

Als könne er sich nicht davon losreißen, sah Trevelyan zu der Tür hinüber, die zum Unterdeck führte, dann wandte er den Blick ab.

»Möchtet Ihr bei ihr sein?«, fragte Grey leise. »Geht, wenn Ihr möchtet. Ich kann warten.«

Trevelyan schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen.

»Ich kann ihr nicht helfen«, sagte er. »Und ich kann es kaum

ertragen, ihre Qualen mit anzusehen. Scanion wird mich holen, wenn - wenn ich gebraucht werde.«

Er blickte defensiv auf, als spürte er eine unausgesprochene Anklage in Greys Verhalten.

»Ich bin das letzte Mal bei ihr geblieben, als das Fieber kam. Sie hat mich fortgeschickt und gesagt, es bereite ihr Kummer, mich so außer mir zu sehen. Sie zieht es vor, allein zu sein, wenn... die Dinge außer Kontrolle geraten.«

»Ach, wirklich. Genau, wie sie es gemacht hat, nachdem sie von ihrem Arzt die Wahrheit gehört hatte, habt Ihr gesagt.«

Trevelyan holte tief Luft und richtete sich auf, als rüste er sich für eine unangenehme Aufgabe.

»Ja«, sagte er trostlos. »Da auch.«

Sie war eine Woche lang allein geblieben. Selbst die Dienstboten hatten sich auf ihre Bitte hin von ihr fern gehalten. Niemand wusste, wie lange sie an jenem letzten Tag in ihrem weiß verhangenen Boudoir allein dagesessen hatte. Es war schon lange dunkel, als ihr Mann schließlich zurückgekehrt war. Er war ziemlich betrunken gewesen, aber immer noch so weit bei Verstand, dass er ihre Anklage verstand, ihre Forderung, die Wahrheit über ihr Kind zu erfahren.

»Sie sagte, er hätte gelacht«, sagte Trevelyan. Sein Tonfall war distanziert, als berichte er von einem geschäftlichen Desaster; einem Minenunglück vielleicht oder einem Schiffsuntergang. »Da hat er ihr gesagt, dass er das Kind umgebracht hatte; hat ihr gesagt, sie solle ihm dankbar sein, dass er sie davor bewahrt hätte, Tag um Tag mit der Schande seiner Missbildung zu leben.«

Bei diesen Worten hatte die Frau, die jahrelang geduldig mit dem Wissen seiner Untreue und Promiskuität gelebt hatte, gespürt, wie das Band ihres Gelöbnisses entzwei riss, und Maria Mayrhofer hatte jene feine Linie der Hemmung überschritten, die Justiz von Rache trennt. Rasend vor Wut und Trauer, hatte

sie ihn mit sämtlichen Erniedrigungen konfrontiert, die sie in den Jahren ihrer Ehe ertragen hatte, und ihm gedroht, seine flatterhaften Affären publik zu machen, die Tatsache seiner Syphiliserkrankung in der Gesellschaft zu verbreiten, ihn öffentlich des Mordes zu beschuldigen.

Diese Drohungen hatten Mayrhofer etwas ernüchtert. Er war aus dem Zimmer seiner Frau gestolpert und hatte sie tobend und weinend zurückgelassen. Sie hatte die Pistole, die sie während der ganzen Woche ihres Grübeins nicht aus den Augen gelassen hatte, zur Hand. Sie hatte oft in den Bergen ihrer österreichischen Heimat gejagt und war den Umgang mit Schusswaffen gewöhnt; es war die Arbeit weniger Sekunden, die Waffe zu laden.

»Ich weiß nicht genau, was sie vorhatte«, sagte Trevelyan, den Blick auf einen Möwenschwarm geheftet, der über dem Ozean kreiste und nach Fisch tauchte. »Sie hat mir erzählt, dass sie es selbst nicht wusste. Möglich, dass sie vorhatte, sich selbst umzubringen - oder sie beide.«

Schließlich hatte sich jedoch die Tür zu ihrem Boudoir einige Minuten darauf geöffnet, und ihr Mann war wieder hereingeschwankt, in das grüne Samtkleid gekleidet, das sie zu ihren Treffen mit Trevelyan trug. Rot vom Alkohol und vor Aufregung, hatte er herausfordernd zu ihr gesagt, sie solle es nicht wagen, ihn bloßzustellen sonst werde er dafür sorgen, dass sowohl sie als auch ihr ach so wunderbarer Geliebter einen noch größeren Preis zahlen würden. Was würde wohl aus Joseph Trevelyan werden, fragte er schwankend gegen den Türrahmen gelehnt, wenn bekannt wurde, dass er nicht nur ein Ehebrecher war, sondern ein Sodomit dazu?

»Also hat sie ihn erschossen«, schloss Trevelyan mit einem kleinen Achselzucken. »Direkt ins Herz. Könnt Ihr ihr das verdenken?«

»Was glaubt Ihr, wie er von Euren Treffen im ›Lavender

House« erfahren hat?«, fragte Grey, ohne auf die Frage einzugehen. Er fragte sich mit einem dumpfen Gefühl, was Richard Casewell wohl über seine eigenen Besuche dort ausgeplaudert haben mochte, zehn Jahre zuvor. Trevelyan hatte nichts davon erwähnt, und das hätte er doch mit Sicherheit, wenn...

Trevelyan schüttelte den Kopf, seufzte, und schloss die Augen, um sie vor dem Gleißern der Sonne auf dem Wasser zu schützen.

»Ich weiß es nicht. Wie gesagt, Reinhardt Mayrhofer war ein Intrigant. Er hatte seine Quellen - und er kannte Magda, die aus dem Dorf in der Nähe seines Anwesens kam. Ich habe sie gut bezahlt, aber eventuell hat er sie besser bezahlt. Man kann schließlich keiner Hure trauen«, fügte er mit einem leisen Hauch von Bitterkeit hinzu.

Es kam auf die Hure an, dachte Grey, der sich an Nessie erinnerte, doch er sagte nichts.

»Aber Mrs. Mayrhofer hat doch ihrem Mann gewiss nicht das Gesicht zerschmettert«, sagte er stattdessen. »Wart Ihr das?«

Trevelyan öffnete die Augen und nickte.

»Jack Byrd und ich.« Er hob den Kopf und blickte suchend in die Takelage, aber die beiden Byrds waren verschwunden. »Er ist ein guter Junge, Jack. Ein guter Junge«, wiederholte er mit noch mehr Nachdruck.

Vom Knall der Pistole abrupt zur Vernunft gebracht, hatte Maria Mayrhofer sofort ihr Boudoir verlassen und einen Diensthofen gerufen, den sie eiligst in die Stadt schickte, um Trevelyan zu rufen. Nach seiner Ankunft in Begleitung dieses Bediensteten, der ihr Vertrauen besaß, hatten die beiden Männer die Leiche, die nach wie vor in grünen Samt gekleidet war, zur Remise hinausgetragen und beraten, was sie damit tun sollten.

»Ich konnte nicht zulassen, dass die Wahrheit ans Licht kam«, erklärte Trevelyan. »Es war gut möglich, dass man Maria

hängen würde, wenn sie vor Gericht gestellt wurde - obwohl es gewiss noch nie einen Mord gegeben hat, der sein Opfer so verdient getroffen hat. Doch selbst wenn man sie freisprach, hätte die bloße Tatsache einer Verhandlung Enthüllung bedeutet. Vollständig.«

Jack Byrd war es gewesen, der auf den Gedanken mit dem Blut gekommen war. Er hatte sich unauffällig davongemacht und war mit einem Eimer Schweineblut vom Metzger zurückgekommen. Sie hatten der Leiche mit einer Schaufel das Gesicht zerschmettert und sie dann mitsamt dem Eimer in der Kutsche verstaут. Jack hatte das Gespann die kurze Strecke zum St. James Park gefahren. Inzwischen war es nach Mitternacht, und die Fackeln, die normalerweise die öffentlichen Wege beleuchteten, waren schon lange gelöscht.

Sie hatten die Pferde festgebunden und die Leiche rasch ein kleines Stück in den Park getragen, wo sie sie unter einem Busch abgelegt und mit Blut übergossen hatten. Dann waren sie zurück zur Kutsche geflüchtet.

»Wir hofften, dass man die Leiche für die einer einfachen Prostituierten halten würde«, erklärte Trevelyan. »Solange niemand sie genau unter die Lupe nahm, würde man sie für eine Frau halten. Und wenn ihr wahres Geschlecht entdeckt wurde... nun, dann hätte das zwar für größere Neugier gesorgt, doch Männer mit gewissen perversen Vorlieben sterben oft auch eines gewaltsamen Todes.«

»Tatsächlich«, murmelte Grey, der darauf achtete, sein Gesicht von jeder Regung freizuhalten. Es war kein schlechter Plan - und er war trotz allem erfreut, ihn korrekt erraten zu haben. Der Tod einer anonymen Prostituierten - beiderlei Geschlechtes - hätte weder einen Aufschrei noch Ermittlungen nach sich gezogen.

»Aber wozu das Blut? Es war doch offensichtlich wenn man genau hinsah -, dass der Mann erschossen worden war.«

Trevelyan nickte.

»Ja. Wir dachten, das Blut könnte die Todesursache verschleiern, weil es darauf hindeuten schien, dass er zu Tode geprügelt worden war - aber vor allem diente es dazu, zu verhindern, dass jemand die Leiche auszog und damit ihr Geschlecht entdeckte.«

»Natürlich.« Wenn an einer Leiche brauchbare Kleidungsstücke gefunden wurden, war es üblich, dass ihr diese ausgezogen und verkauft wurden, entweder durch den Aufseher des Leichenschauhauses, der sie übernahm, oder spätestens durch den Totengräber, der die Leiche in einem anonymen Armengrab verscharfte. Doch niemand – außer Grey - hätte dieses nasse, stinkende Gewand auch nur angefasst.

Wäre das grüne Samtkleid nicht Magruder aufgefallen, oder wären sie so schlau gewesen, sich der Leiche in einem anderen Stadtviertel zu entledigen, hätte sich höchst wahrscheinlich kein Mensch die Mühe gemacht, die Leiche zu untersuchen; man hätte sie schlicht als eines der Opfer der dunklen Welt Londons abgeschrieben und keinen weiteren Gedanken an sie verschwendet, ähnlich wie wenn ein streunender Hund unter die Räder einer Kutsche kommt.

»Sir?«

Er hatte das Geräusch der herannahenden Schritte nicht gehört und schreckte auf, als er Jack Byrd neben ihnen stehen sah, das dunkle Gesicht ernst. Trevelyan warf nur einen kurzen Blick darauf, und schon war er zur Tür nach unten unterwegs.

»Geht es Mrs. Mayrhofer schlechter?«, fragte Grey, der beobachtete, wie Trevelyan durch eine Traube von Matrosen stolperte, die Segel flickten.

»Ich weiß es nicht, Mylord. Ich glaube, es könnte sein, dass es ihr besser geht. Mr. Scanion ist aus der Kajüte gekommen und hat gesagt, ich solle Mr. Joseph holen. Er sagt aber, er geht für ein Weilchen in die Mannschaftsmesse, falls Ihr ihn sprechen

wollt«, fügte er als logischen Schluss hinzu.

Grey sah den jungen Mann an, an dem ihm irgendetwas bekannt vorkam. Nicht die Ähnlichkeit mit Tom; etwas anderes. Jack Byrds Augen waren immer noch auf seinen Herrn gerichtet, als Trevelyan die Luke erreichte. Es lag etwas Unbewachtes in seiner Miene, das Greys Instinkt erkannte, lange bevor es sein Verstand identifizierte.

Es war im Bruchteil einer Sekunde verschwunden, und Jack Byrds Gesicht verwandelte sich schlagartig wieder in eine ältere, schmalere Version des Gesichtes seines jüngeren Bruders. Dann wandte er sich an Grey.

»Braucht Ihr Tom, Mylord?«, fragte er.

»Im Augenblick nicht«, erwiderte Grey automatisch. »Ich gehe jetzt zu Mr. Scanion, um mich mit ihm zu unterhalten. Sagt Tom, ich werde ihn rufen lassen, wenn ich ihn brauche.«

»Sehr wohl, Mylord.« Jack Byrd verbeugte sich ernst, die elegante Geste eines Hausdieners, die so gar nicht zu seinen Matrosenlatschen passte. Dann ging er davon und überließ es Grey, sich selbst zurechtzufinden.

Er begab sich unter Deck, um die Mannschaftsmesse aufzusuchen. Er nahm seine Umgebung kaum war, denn sein Verstand suchte mit Verspätung nach den logischen Verbindungen, die den Schluss untermauern konnten, zu dem seine unteren Instinkte gekommen waren.

»*Jack Byrd wusste von dem Problem*«, hatte Trevelyan gesagt, als er von seiner Infektion sprach. »*Er war es, der mir gesagt hat, dass Finbar Scanion sich mit solchen Dingen auszukennen schien.*«

Und Maria Mayrhofer hatte gesagt, ihr Mann habe Trevelyan gedroht, sie gefragt, was mit ihm geschehen werde, *wenn bekannt wurde, dass er nicht nur ein Ehebrecher war, sondern ein Sodomit dazu.*

Nicht so schnell, mahnte Grey sich selbst. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Mayrhofer sich ja nur auf Trevelyans Verbindungen zum »Lavender House« bezogen. Und es war keineswegs ungewöhnlich, dass ein ergebener Diener in die intimen Angelegenheiten seines Herrn eingeweiht war - er erschauerte bei dem Gedanken daran, was Tom inzwischen über seine eigene Intimsphäre wusste.

Nein, er musste sich eingestehen, dass dies bloße Fetzen von etwas waren, das als Beweis längst nicht ausreichte. Noch weniger konkret - jedoch vielleicht verlässlicher war sein eigener Eindruck von Joseph Trevelyan. Grey hielt sich für alles andere als unfehlbar - er wäre in hundert Jahren nicht darauf gekommen, dass Egbert Jones »Miss Irons« war, wenn er es nicht selbst gesehen hätte. Und doch war er sich so sicher, wie es eben möglich war, dass Joseph Trevelyan keine derartigen Neigungen verspürte.

Um der Logik willen vergaß er jede Bescheidenheit und räumte errötend ein, dass diese Schlussfolgerung vor allem anderen darauf basierte, dass Trevelyan nicht auf seine Person ansprach. Männer wie er lebten im Verborgenen - doch es gab Signale, und er war geübt darin, sie zu lesen.

Möglich also, dass auf Trevelyans Seite wirklich nicht mehr vorlag als die tiefe Wertschätzung eines guten Dienstboten. Doch Jack Byrds Seele bestand nicht nur aus hingebungsvoller Diensterfüllung, das hätte er auf eine ganze Gallone Brandy geschworen. So sagte er sich grimmig, während er wie ein Affe in die Eingeweide des Schiffes kletterte, um nach Finbar Scanion und der endgültigen Lösung des Rätsels zu suchen.

Und nun, zu guter Letzt, die Wahrheit.

»Seht Ihr, wir sind Soldaten, wir Scanions«, sagte der Apotheker und schenkte sich Bier aus einem Krug ein.

»Das ist bei uns Familientradition. Jeder Mann bei uns, seit fünfzig Jahren, bis auf die, die als Krüppel zur Welt kommen

oder nicht kräftig genug sind.«

»Ihr macht aber nicht den Eindruck, als wärt Ihr nicht kräftig genug«, merkte Grey an. »Und ein Krüppel schon gar nicht.« Scanion war in der Tat ein gut aussehender, kräftiger Mann mit klar geformten Gliedmaßen.

»Oh, ich bin auch Soldat gewesen«, sagte er mit glitzernden Augen. »Ich habe eine Zeit lang in Frankreich gedient, hatte aber das Glück, der Assistent des Regimentschirurgen zu werden, als sein eigentlicher Helfer auf dem Schlachtfeld ins Gras gebissen hat.«

Scanion hatte festgestellt, dass ihm die Arbeit lag und Freude machte, und hatte innerhalb weniger Monate alles gelernt, was ihm der Stabsarzt beibringen konnte.

»Dann sind wir bei Rouen unter Artilleriebeschuss geraten«, sagte er achselzuckend. »Schnapnell.« Er lehnte sich auf seinem Hocker zurück, zog den Hemdsaum aus seiner Hose und schob ihn hoch, um Grey ein großes Netz von Narben zu zeigen, die sich - immer noch rosa - über seinen muskulösen Bauch zogen.

»Ist an mir entlanggeschrämmt und hat mir die Eingeweide herausgerissen«, sagte er beiläufig. »Aber dank der Mutter Gottes war der Chirurg in der Nähe. Hat sie mit der Faust gepackt und sie mir wieder in den Bauch gestopft und mich dann fest in Honig und Verbände eingeschnürt. «

Wie durch ein Wunder hatte Scanion überlebt, war aber natürlich als Invalide aus der Armee entlassen worden. Da er einen anderen Weg finden musste, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, hatte er sich seinem Interesse an der Medizin zugewandt und war bei einem Apotheker in die Lehre gegangen.

»Aber meine Brüder und meine Vettern! Eine ganze Reihe von ihnen sind immer noch Soldaten«, sagte er. Er trank einen Schluck Ale und schloss genussvoll die Augen, während es ihm durch die Kehle lief. »Und zufälligerweise hat keiner von uns viel für einen Mann über, der den Verräter spielt.«

Nach dem tätlichen Angriff auf Francine hatte Jack Byrd ihr und Scanion erzählt, dass der Sergeant wahrscheinlich ein Spion war und sich im Besitz wertvoller Papiere befand. Und O'Connell hatte Francine bei seinem überstürzten Rückzug zugerufen, dass er wiederkommen und zu Ende führen würde, was er begonnen hatte.

»Nach dem, was Jack über das Weibsstück gesagt hat, bei dem O'Connell untergekommen war, konnte ich mir nicht vorstellen, dass er nur zurückkommen würde, um Francie zu ermorden. Und daher...« Scanion zog eine Augenbraue hoch. »... war es ja wohl sehr wahrscheinlich, dass er entweder kommen würde, um sich etwas zu holen, was er zurückgelassen hatte - oder um etwas dort zu lassen. Und weiß der Himmel, dass es dort nichts zu holen gab.«

Angesichts dieser Überlegungen lag der Schluss nahe, Francines Zimmer und die darunter liegende Apotheke zu durchsuchen.

»Sie waren in einer der Gussformen mit den Kondomen, die Ihr Euch angesehen habt, als Ihr zum ersten Mal in der Apotheke wart«, sagte Scanion, und sein Mundwinkel kräuselte sich. »Ich konnte sehen, worum es sich handelte - und so sehr mir der gute Jack inzwischen ans Herz gewachsen war, hielt ich es doch für besser, sie zu behalten, bis ich die richtige Autorität gefunden hatte, der ich sie überreichen konnte. So wie Euch zum Beispiel, Sir.«

»Nur, dass Ihr es nicht getan habt.«

Der Apotheker reckte sich, bis seine langen Arme beinahe die niedrige Decke berührten, dann setzte er sich wieder bequem auf dem Hocker zurecht.

»Tja, nein. Einerseits war ich Euch ja noch gar nicht begegnet, Sir. Und dann könnte man sagen, dass sich die Ereignisse überstürzt haben. Vor allem musste ich Tim O'Connell und seinen üblen Scherzen Einhalt gebieten. Denn er

hatte ja gesagt, dass er zurückkommen würde und egal was er sonst gewesen sein mag, er war doch ein Mann, der sein Wort hielt.«

Scanion hatte sich prompt darangemacht, mehrere Freunde und Verwandte zusammenzutrommeln, allesamt Soldaten oder ehemalige Soldaten - »Und ich bin mir sicher, dass Euer Gnaden mir verzeihen werden, wenn ich ihre Namen nicht erwähne«, sagte Scanion mit einer kleinen, ironischen Verneigung in Greys Richtung -, die sich in der Apotheke, oben in Francines Zimmer oder in Scanions großer Vorratskammer auf die Lauer gelegt hatten.

Und natürlich war O'Connell noch am selben Abend kurz nach Anbruch der Dunkelheit zurückgekehrt.

»Er hatte einen Schlüssel. Er schließt also die Tür auf und kommt mucksmäuschenstill in den Laden geschlichen, hebt die Form auf - und stellt fest, dass sie leer ist.«

Der Sergeant war herumgefahren und hatte sich Scanion gegenübergesehen, der hinter der Theke stand und ihn beobachtete, ein sardonisches Lächeln im Gesicht.

»Sein Gesicht ist angelaufen wie eine rote Rübe«, sagte der Apotheker. »Ich konnte es im Lampenschein sehen, der durch den Vorhang an der Treppe kam. Und seine Augen haben sich zu Schlitzeln zugekniffen wie die einer Katze. ›Diese Hure‹, hat er gesagt. ›Sie hat es Euch gesagt. Wo sind sie?‹«

O'Connell war mit geballten Fäusten auf Scanion zugestürzt, um sich einer Horde wütender Iren gegenüber zu sehen, die die Treppe herunterkamen oder aus der Vorratskammer hasteten und sich in aller gebotenen Eile über die Theke schlangen.

»Also haben wir ihm zu spüren gegeben, was er der armen Francie angetan hatte«, sagte der Apotheker mit verhärtetem Gesicht. »Und wir haben uns damit Zeit gelassen.«

Und die Nachbarn zu beiden Seiten des Hauses hatten ohne eine Miene zu verziehen geschworen, sie hätten in jener Nacht

kein Geräusch gehört, erinnerte sich Grey zynisch. Tim O'Connell war kein beliebter Mensch gewesen.

Nachdem er tot war, lag es auf der Hand, dass O'Connell nicht auf Scanions Grund und Boden gefunden werden durfte. Daher hatte die Leiche zunächst einige Stunden hinter der Theke gelegen, bis es in den frühen Morgenstunden auf den Straßen ruhig geworden war. Die Männer hatten die Leiche in ein Laken gewickelt, sie lautlos durch die kalte Schwärze der Seitengassen getragen und sie vom Puddle Dock geworfen - »wie Abfall, und das war er ja auch, Sir« -, nachdem sie sie zunächst der Uniform beraubt hatten, auf die O'Connell als Verräter kein Anrecht hatte. Sie war schließlich gutes Geld wert.

Am nächsten Tag war Jack Byrd zurückgekehrt und hatte seinen Arbeitgeber, Mr. Trevelyan, mitgebracht.

»Und der Ehrenwerte Mr. Trevelyan hatte einen Brief dabei, in dem Lord Melton, der Oberst Eures Regimentes, Sir - hat er nicht gesagt, dieser sei Euer Bruder? -, ihn um seine Hilfe dabei bat herauszufinden, was O'Connell im Schilde führte. Er hat mir erklärt, Lord Melton selbst sei nicht in London, doch Mr. Trevelyan wusste eindeutig alles über die Angelegenheit, und daher war es logisch, ihm die Papiere auszuhändigen, damit sie an die zuständige Person weitergereicht werden konnten.«

»Und Ihr seid darauf hereingefallen, nicht wahr?«, erkundigte sich Grey trocken. »Nun, es spielt keine Rolle. Er hat schon Klügere als Euch zum Narren gehalten.«

»Euch zum Beispiel, nicht wahr, Sir?« Scanion zog beide Augenbrauen hoch und lächelte, wobei seine weißen Zähne aufblitzten.

»Ich hatte eigentlich an meinen Bruder gedacht«, sagte Grey mit einer Grimasse und hob seinen Becher. »Aber mich gewiss auch.«

»Er hat Euch die Papiere doch zurückgegeben?« Scanion runzelte die Stirn. »Er hat gesagt, dass er das wollte.«

»Das hat er, ja.« Grey legte die Hand auf seine Rocktasche, in der die Papiere ruhten. »Aber da die Papiere zurzeit mit mir unterwegs nach Indien sind, gibt es keine Möglichkeit, die ›zuständigen Autoritäten‹ davon zu unterrichten. Es ist daher genau so, als seien die Papiere niemals aufgetaucht.«

»Doch sicher besser niemals aufgetaucht als den Franzmännern in die Hände gefallen, oder?« Zweifel begann in Scanions Augen aufzuflackern.

»Das kann man nicht sagen.« Grey erklärte die Lage kurz, während Scanion stirnrunzelnd mit einem verschütteten Biertropfen Muster auf den Tisch malte.

»Ah, ich verstehe«, sagte er und verstummte. »Vielleicht«, sagte der Apotheker kurz darauf, »sollte ich mit ihm sprechen.«

»Habt Ihr den Eindruck, dass er darauf eingehen würde, wenn Ihr das tut?« Greys Frage war genauso von ungläubigem Hohn wie von Neugier erfüllt, doch Finbar Scanion lächelte nur und reckte sich erneut, sodass sich die Muskeln seiner Unterarme unter der Haut fest ballten.

»Oh ja, den habe ich, Sir. Mr. Trevelyan hat die Güte besessen zu sagen, dass er sich als in meiner Schuld stehend betrachtet - und so ist es wohl auch.«

»Dass Ihr mitgekommen seid, um seine Frau zu pflegen? Ja, da hat er wohl Grund zur Dankbarkeit.«

Doch der Apotheker schüttelte den Kopf.

»Nun, das mag so sein, Sir, doch das ist eher reine Geschäftssache. Wir haben eine Übereinkunft getroffen, dass er für Francies sichere Überfahrt nach Irland sorgen würde, ihr und dem Kind bis zu meiner Rückkehr genug Geld zur Verfügung stellen und mich für meine Dienste bezahlen würde. Und dass ich, sollten meine Dienste nicht länger benötigt werden, im nächsten Hafen an Land gesetzt werde und für meine Rückfahrt nach Irland gesorgt ist.«

»Ja? Nun, dann -«

»Ich meinte das Heilmittel, Sir.« Grey sah ihn verwundert an.
»Heilmittel? Was, für die Syphilis?«

»Aye, Sir. Die Malaria.«

»Was in aller Welt meint Ihr damit, Scanion?«

Der Apotheker hob seinen Becher und trank einige Schlucke Bier, dann stellte er ihn wieder hin und atmete zufrieden aus.

»Das ist etwas, was ich von dem Chirurgen gelernt habe - dem Mann, der mir das Leben gerettet hat. Er hat es mir erzählt, als ich im Krankenbett lag, und ich habe ein paarmal gesehen, wie er es mit Erfolg angewendet hat, in der Armee.«

»Was gesehen, in Gottes Namen?«

»Die Malaria. Wenn ein Mann, der an der Syphilis litt, sich die Malaria einfing und sich wieder von dem Fieber erholte - falls er sich erholte -, dann war auch die Syph geheilt.«

Scanion nickte ihm zu und hob erneut seinen Becher, als hätte er ihm gerade ein Amtsgeheimnis anvertraut.

»Es funktioniert, Sir. Zwar ist es möglich, dass das Tertianfieber dann und wann zurückkehrt, doch die Syphilis tut es nicht. Das Fieber brennt die Syph aus dem Blut, versteht Ihr?«

»Heiliger Himmel«, sagte Grey, dem plötzlich ein Licht aufging. »Ihr habt diese Frau mit der Malaria infiziert?«

»Aye, Sir. Und habe heute Morgen das Gleiche für Mr. Trevelyan getan, mit Blut, das wir einem sterbenden Matrosen an den Ostindiendocks abgenommen haben. Mr. Trevelyan fand es sehr passend, dass es einer seiner eigenen Männer war, der ihm das Mittel zu seiner Erlösung lieferte.«

»Das passt zu ihm!«, sagte Grey beißend. Das war es also. Als er die skarifizierte Haut an Trevellyans Arm gesehen hatte, hatte er gedacht, Scanion hätte den Mann nur zur Ader gelassen, um seiner Gesundheit zu dienen. Er hatte nicht die leiseste Ahnung

gehabt »Dann ist Blut also das Transportmittel? Ich hatte gedacht, das Fieber würde übertragen, wenn man faulige Luft einatmet.«

»Nun, das ist es ja auch oft«, pflichtete ihm Scanion bei. »Aber das Geheimnis der Heilung liegt im Blut, versteht Ihr? Das Okulum war das Geheimnis, das der Stabsarzt entdeckt hat und an mich weitergegeben hat. Obwohl es wahr ist, dass man manchmal mehr als einen Versuch braucht, um eine richtige Infektion herbeizuführen«, fügte er hinzu und rieb sich die Nase. »Bei Mrs. Maria habe ich Glück gehabt; die Anwendung hat nur eine Woche gedauert, und schon hat sie wunderbar gebrannt. Ich hoffe, bei Mr. Trevelyan wirkt es genauso gut. Er wollte aber erst mit der Behandlung beginnen, wenn wir sicher auf hoher See waren.«

»Oh, ich verstehe«, sagte Grey. Und so war es auch. Trevelyan hatte sich nicht entschlossen, mit Maria Mayrhofer zu fliehen, um mit ihr zu sterben - sondern in der Hoffnung, den Fluch zu überwinden, der auf ihnen lag.

»Nun gut, Sir.« Bescheidener Triumph leuchtete aus den Augen des Apothekers. »Versteht Ihr nun auch, Sir, warum ich glaube, dass Mr. Trevelyan in der Tat geneigt sein dürfte, auf mich zu hören?«

»Das tue ich«, stimmte Grey ihm zu. »Und sowohl die Armee als auch ich werden Euch dankbar sein, Scanion, wenn Ihr es zuwege bringt, dass diese Information rasch zurück nach London gelangt.« Er schob seinen Hocker zurück, hielt jedoch inne, um noch eine Bosheit abzufeuern.

»Ich glaube allerdings, dass Ihr bald mit ihm sprechen solltet. Seine Dankbarkeit dürfte beträchtlich schwinden, wenn Frau Mayrhofer dank Eurer Wunderheilkunst stirbt.«

Die Würfel Gottes

Acht Tage verstrichen, und Maria Mayrhofer lebte immer noch - doch Grey konnte die Schatten in Trevelyans Augen sehen und wusste, wie sehr er die Rückkehr des Fiebers fürchtete. Sie hatte zwei weitere Fieberanfälle überlebt, doch Jack Byrd hatte Tom erzählt - und dieser hatte es natürlich ihm erzählt -, dass es knapp gewesen war.

»Sie ist nicht viel mehr als ein gelber Geist, sagt Jack«, unterrichtete ihn Tom. »Mr. Scanion macht sich große Sorgen, auch wenn er gute Miene zu alledem macht und ständig wiederholt, dass sie gesund wird.«

»Nun, das hoffen wir doch wohl alle, Tom.« Er hatte Frau Mayrhofer nicht wieder gesehen, doch das, was er bei jener einen, kurzen Gelegenheit von ihr gesehen hatte, hatte ihn beeindruckt. Er neigte dazu, Frauen anders wahrzunehmen als die meisten anderen Männer; er schätzte Gesichter, Brüste und Pobacken als Objekte der Schönheit, nicht aber der Lust, und war daher nicht blind für die Persönlichkeiten, die dahinter lagen. Maria Mayrhofer hatte auf ihn Eindruck gemacht, als hätte sie eine Persönlichkeit von genügend Kraft, um den Tod persönlich in die Flucht zu schlagen - wenn sie es wollte.

Und würde sie es tun? Er glaubte, dass sie sich zwischen zwei Polen hin- und hergerissen fühlen musste: der Stärke ihrer Liebe zu Trevelyan, die sie zum Leben zog, während die Schatten ihres ermordeten Mannes und Kindes sie zum Tod hinabziehen mussten. Möglicherweise hatte sie Scanions Okulum als Glücksspiel akzeptiert und die Würfel in Gottes Hände gelegt.

Wenn sie die Malaria überlebte, würde sie frei sein - nicht nur von der Krankheit, sondern auch von ihrem Leben davor. Wenn nicht... nun, dann würde sie für immer vom Leben befreit sein.

Grey lag in der Hängematte, die man ihm im Mannschaftsquartier zugewiesen hatte, während Tom im Schneidersitz darunter auf dem Boden saß und einen Strumpf stopfte.

»Verbringt Mr. Trevelyan viel Zeit bei ihr?«, fragte er neugierig.

»Ja, Mylord. Jack sagt, er lässt sich nicht mehr abweisen, sondern weicht ihr kaum noch von der Seite.«

»Ah.«

»Jack macht sich auch Sorgen«, sagte Tom und blickte heftig blinzelnd auf seine Arbeit. »Aber ich weiß nicht, ob sie es ist, um die er sich Sorgen macht, oder er.«

»Ah«, sagte Grey erneut und fragte sich, was Jack seinem Bruder verraten hatte - und was Tom vermutete.

»Am besten lasst Ihr Eure Schuhe aus, Mylord, und geht barfuß wie die Matrosen. Seht Euch das an - das ist ja so groß wie eine Teetasse!« Zur Illustration steckte er zwei Finger durch das Loch in dem Strumpf und blickte tadelnd zu Grey auf. »Außerdem werdet Ihr Euch noch den Hals brechen, wenn Ihr das nächste Mal an Deck ausrutscht und hinfallt.«

»Da habt Ihr wohl Recht, Tom«, sagte Grey und stieß sich mit den Zehen an der Wand ab, um die Hängematte zum Schaukeln zu bringen. Zwei Beinahe-Katastrophen auf dem feuchten Deck hatten ihn zum gleichen Schluss gebracht. Wen kümmerten schließlich Schuhe oder Strümpfe?

Oben an Deck erklang ein Ruf, der sogar die dicken Planken durchdrang, und Tom ließ die Nadel fallen und starrte hinauf. Die meisten Rufe aus der Takelage waren für Grey unverständlich, doch die Worte, die jetzt erschollen, waren

glockenklar.

»Schiff ahoi!«

Er stürzte sich aus der Hängematte und rannte zur Leiter, dicht gefolgt von Tom.

Eine Masse von Männern stand an der Reling, die Köpfe nach Norden gerichtet, und aus den Gesichtern mehrerer Schiffsoffiziere ragten Teleskope hervor wie die Antennen einer Horde gieriger Insekten. Grey selbst konnte nicht mehr als einen winzigen Segelklecks am Horizont sehen, unbedeutend wie ein Papierschnipsel - aber unauslöschlich da.

»Hol mich doch der Teufel«, sagte Grey, erregt trotz der Warnungen seines Verstandes. »Fährt es Richtung England?«

»Kann ich nicht sagen.« Der Teleskopbesitzer neben ihm ließ sein Instrument sinken und schob es ordentlich zusammen. »Auf jeden Fall aber nach Europa.«

Grey trat zurück und suchte in der Menge nach Trevelyan, doch er war nirgendwo in Sicht. Scanion war jedoch da. Er fing den Blick des Mannes auf, und der Apotheker nickte.

»Ich gehe sofort, Sir«, sagte er und schritt auf die Luke zu.

Etwas spät kam Grey der Gedanke, dass er mitgehen sollte, um Scanions Argumenten gegenüber Trevelyan und dem Kapitän mehr Gewicht zu verleihen. Er konnte es kaum ertragen, das Deck zu verlassen, aus Angst, das winzige Segel könnte für immer verschwinden, sobald er den Blick davon abwendete. Aber die plötzliche Hoffnung auf Befreiung war zu stark, um sich unterdrücken zu lassen. Er klopfte mit der Hand an seine Seite, doch natürlich trug er seinen Rock nicht; sein Brief war unter Deck.

Er schoss auf die Luke zu und war die Leiter schon halb hinuntergestiegen, als er sich den ausholenden, nackten Fuß an der Wand stieß. Er schwankte, suchte nach Halt, fand ihn - doch seine verschwitzte Hand rutschte am polierten Geländer ab, und

er stürzte zweieinhalb Meter tief auf das Unterdeck. Etwas Festes schlug gegen seinen Kopf, und Schwärze überkam ihn.

Er erwachte langsam und fragte sich im ersten Moment, ob man ihn aus Versehen in einen Sarg gelegt hatte. Er war von gedämpftem, flackerndem Licht wie von einer Kerze umgeben, und fünf Zentimeter vor seiner Nase war eine Holzwand. Dann regte er sich, drehte sich auf den Rücken und stellte fest, dass er in einer winzigen Koje lag, die an der Wand befestigt war wie eine Werkzeugkiste und gerade so lang war, dass er sich ganz darin ausstrecken konnte.

Ein großes Prismenfenster, das über ihm in die Decke eingelassen war, ließ das Licht vom Oberdeck herein; als sich seine Augen daran gewöhnt hatten, sah er einige Wandborde über einem Miniaturschreibtisch hängen und schloss aus ihrem Inhalt, dass er sich in der Kabine des Proviantmeisters befand. Dann wanderten seine Augen nach links, und er stellte fest, dass er nicht allein war.

Jack Byrd saß auf einem Hocker neben seiner Koje, die Arme gemütlich verschränkt, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Als er sah, dass Grey erwacht war, streckte er die Arme und stand auf.

»Seid Ihr wohlauf, Mylord?«

»Ja«, erwiderte Grey automatisch und überprüfte erst dann, ob es auch stimmte.

Glücklicherweise schien es so zu sein. An der Stelle, wo er sich an der Leiter gestoßen hatte, hatte er eine empfindliche Beule hinter dem Ohr, und er hatte ein paar blaue Flecken, aber nichts, was ernst gewesen wäre.

»Das ist gut. Der Schiffsarzt und Mr. Scanion haben beide gesagt, dass Euch nichts passiert ist, aber Tom hat nicht zugelassen, dass man Euch allein ließ, nur zur Vorsicht.«

»Dann seid Ihr also hier, um Wache zu halten? Das war nicht nötig, aber ich danke Euch.« Grey bewegte sich, um sich hinzusetzen, und bemerkte ein warmes, weiches Gewicht neben ihm im Bett. Die Katze des Proviantmeisters, ein kleiner Tiger, hatte sich wie ein Apostroph an seiner Seite zusammengerollt und schnurrte sanft vor sich hin.

»Nun, Ihr hattet ja schon Gesellschaft«, sagte Jack mit einem Lächeln und wies kopfnickend auf die Katze. »Aber Tom war nicht davon abzubringen, ebenfalls zu bleiben - ich glaube, er hatte Angst, es könnte jemand kommen und Euch in der Nacht ein Messer zwischen die Rippen jagen. Ein argwöhnischer kleiner Kerl, dieser Tom.«

»Ich würde sagen, er hat auch allen Grund dazu«, erwiderte Grey trocken. »Wo ist er jetzt?«

»Er schläft. Es dämmt gerade. Ich habe ihn vor ein paar Stunden ins Bett geschickt und gesagt, ich würde für ihn wachen.«

»Danke.« Er richtete sich vorsichtig in den Kissen auf. »Wir fahren gar nicht, oder?«

Erst jetzt wurde ihm klar, dass es die fehlende Bewegung war, die ihn geweckt hatte; das Schiff wiegte sich sanft auf den Wellen, die sich unter dem Kiel hoben und senkten, aber seine rasende Fahrt war zum Stillstand gekommen.

»Nein, Mylord. Wir haben angehalten, damit das andere Schiff neben uns längsseits gehen kann.«

»Schiff. Das Segel! Was für ein Schiff ist es?« Grey setzte sich senkrecht hin und stieß sich um ein Haar erneut den Kopf an einem schmalen Bücherbord über der Kojе.

»Die *Scorpion*«, erwiderte Jack Byrd. »Ein Truppenship, sagt der Maat.«

»Ein Truppenship? Dem Himmel sei Dank! Wohin ist es unterwegs?«

Durch seine abrupte Bewegung aufgestört, rollte sich die Katze mit einem protestierenden *Mirp!* auseinander.

»Weiß nicht. Sie sind noch nicht in Rufweite. Der Kapitän ist nicht besonders erfreut«, merkte Byrd an. »Aber Mr. Trevelyan hat die Order erteilt.«

»Ach, wirklich?« Grey sah Byrd fragend an, doch dessen glattes, schlankes Gesicht zeigte keine besondere Reaktion. Es mochte Trevellyans Order gewesen sein, die dazu geführt hatte, dass sie Kontakt zu dem anderen Schiff suchten - doch er hätte ein Jahreseinkommen darauf verwettet, dass die tatsächliche Order von Finbar Scanion gekommen war.

Er atmete tief durch und wagte es kaum zu hoffen. Möglicherweise fuhr das andere Schiff ja gar nicht nach England; es konnte sie leicht überholt haben und aus England nahezu überallhin unterwegs sein. Doch wenn es Frankreich oder Spanien ansteuerte, irgendein Land, von dem er relativ schnell nach England gelangen konnte, dann würde er bald zurück in London sein. Hoffentlich noch rechtzeitig.

Er verspürte den unmittelbaren Impuls, aus dem Bett zu hechten und sich in seine Kleider zu stürzen - irgendjemand, wahrscheinlich Tom, hatte ihn entkleidet und ihn im Hemd ins Bett gelegt -, doch es war klar, dass noch einige Zeit vergehen würde, bis die beiden Schiffe sich Seite an Seite manövriert hatten, und Jack Byrd machte keine Anstalten, sich zu erheben und zu gehen, sondern saß stumm da und betrachtete ihn nachdenklich.

Plötzlich wurde ihm klar, warum das so war, und er hielt in seiner Bewegung inne und wandelte sie so ab, dass er stattdessen nach der Katze griff, die er auf seinen Schoß legte, wo sie sich prompt erneut zusammenrollte.

»Wenn das Schiff in die richtige Richtung unterwegs ist, werde ich natürlich an Bord gehen und nach England zurückkehren«, hob er vorsichtig an. »Euer Bruder Tom meint

Ihr, er möchte mich begleiten?»

»Oh, das möchte er gewiss, Mylord.« Byrd richtete sich auf dem Hocker auf. »Besser, wenn er nach England heimfahren kann, damit unser Vater und die anderen erfahren, dass es ihm gut geht - und mir«, fügte er etwas verspätet an. »Ich nehme an, sie werden sich ein wenig Sorgen machen.«

»Davon gehe ich aus.«

Es folgte eine peinliche Pause, doch Byrd bequemte sich immer noch nicht zum Gehen. Grey erwiderte seinen Blick.

»Möchtet Ihr mit Eurem Bruder nach England zurückkehren?«, fragte Grey schließlich ganz unverblümt. »Oder möchtet Ihr in Mr. Trevelyans Diensten nach Indien weiterfahren?«

»Nun, genau das, Mylord, frage ich mich selbst, seit dieses Schiff uns so nah gekommen ist, dass Mr. Hudson sagen konnte, was für ein Schiff es ist.« Jack Byrd kratzte sich nachdenklich unter dem Kinn. »Ich bin schon sehr lange bei Mr. Trevelyan - seit ich zwölf war. Ich... hänge an ihm.« Er warf Grey einen raschen Blick zu, dann hielt er inne, als warte er auf etwas.

Also hatte er sich nicht geirrt. Er *hatte* diesen unbewachten Ausdruck in Jack Byrds Gesicht gesehen - und Jack Byrd hatte gesehen, dass er ihn beobachtete. Er zog eine Augenbraue hoch und sah, wie sich die Schultern des jungen Mannes plötzlich entspannt senkten.

»Nun... denn.« Jack Byrd zuckte mit den Achseln und ließ die Hände auf seine Knie sinken.

»Tja.« Grey rieb sich ebenfalls das Kinn und fühlte seinen starken Bartwuchs. Tom würde noch Zeit haben, ihn zu rasieren, bevor die *Scorpion* neben der *Nampara* längsseits ging, dachte er.

»Habt Ihr mit Tom gesprochen? Er hofft doch bestimmt, dass Ihr mit ihm nach England zurückkommt.«

Jack Byrd biss sich auf die Unterlippe.

»Ich weiß.«

Jetzt ertönten oben Stimmen, die merkwürdig klangen; langgezogene Rufe, als heule jemand in einem Schornstein - er nahm an, dass die *Nampara* versuchte, mit jemandem auf dem Truppenschiff zu kommunizieren. Wo war seine Uniform? Ah, da, ordentlich gebürstet an einem Haken neben der Tür aufgehängt. Würde Tom Byrd mit ihm gehen wollen, wenn das Regiment einen neuen Posten bezog? Er konnte es nur hoffen.

Vorerst jedoch war da noch Toms Bruder, der hier vor ihm saß.

»Ich würde Euch eine Stelle anbieten - als Hausdiener -«, fügte er hinzu und sah den jungen Mann direkt an, damit diesem auch ganz klar war, was hier angeboten wurde und was nicht, »-im Haus meiner Mutter. Ihr hättet also Arbeit.«

Jack Byrd nickte, die Lippen leicht gespitzt.

»Nun, Mylord, das ist sehr liebenswürdig. Obwohl Mr. Trevelyan für mich vorgesorgt hat; ich würde nicht hungern. Aber ich sehe keine Möglichkeit, ihn zu verlassen.«

Dieser letzte Satz klang so fragend, dass Grey sich hinsetzte, um sich der Situation angemessen zu widmen, und sich so drehte, dass er mit dem Rücken zur Wand saß.

Suchte Jack Byrd eine Rechtfertigung, um zu bleiben, oder eine Entschuldigung, um zu gehen?

»Es ist nur so... ich bin schon sehr lange bei Mr. Joseph«, sagte Byrd und streckte die Hand aus, um die Katze an den Ohren zu kraulen - mehr, um Greys Blick auszuweichen als aus angeborener Katzenliebe, dachte Grey. »Er hat gut für mich gesorgt; ist immer gut zu mir gewesen.«

Und wie gut genau? fragte sich Grey. Er war sich in Bezug auf Byrds Gefühle vollkommen sicher - und auch hinreichend sicher in Bezug auf Trevelyan, was das anging. Ganz gleich, ob

es jemals Intimitäten zwischen Trevelyan und seinem Bediensteten gegeben hatte - und er neigte dazu, dies zu bezweifeln -, es gab keinen Zweifel, dass Trevelyan's Gefühle jetzt einzig der Frau galten, die unter Deck lag, schweigend und gelb zwischen zwei Schüben ihrer Krankheit.

»Er ist solcher Loyalität nicht würdig. Das wisst Ihr«, sagte Grey und beließ den letzten Satz irgendwo im Niemandsland zwischen Behauptung und Frage.

»Und Ihr seid es, Mylord?« Die Frage wurde ohne jeden Sarkasmus gestellt und Byrds grünbraune Augen ruhten ernst auf seinem Gesicht.

»Wenn Ihr Euren Bruder meint, so schätze ich seine Dienste mehr, als ich sagen kann«, erwiderte Grey. »Ich hoffe, dass er das weiß.«

Jack Byrd lächelte schwach und sah auf seine Hände hinunter, die auf seinen Knien lagen.

»Oh, das glaube ich schon.«

Eine Zeit lang saßen sie da, ohne etwas zu sagen. Die Spannung zwischen ihnen ließ allmählich nach, als löste das Schnurren der Katze sie auf. Das Rufen über ihnen war verstummt.

»Es ist möglich, dass sie stirbt«, sagte Jack Byrd. »Nicht, dass ich ihr das wünsche; ganz und gar nicht. Aber es könnte sein.« Er sagte es nachdenklich und ohne jede Spur von Hoffnung - und Grey glaubte ihm, dass es keine gab.

»Es könnte sein«, pflichtete er ihm bei. »Sie *ist* sehr krank. Aber Ihr meint, wenn dieses Unglück eintreten sollte -«

»Nur, dass er dann jemanden braucht, der sich um ihn kümmert«, antwortete Byrd rasch. »Nur das. Ich würde nicht wollen, dass er allein ist.«

Grey verkniff sich die Antwort, dass es Trevelyan schwer fallen dürfte, an Bord eines Schiffes mit zweihundert Matrosen

allein zu sein. Die Geräusche des Hin und Hers der Mannschaft waren nicht verstummt, sondern hatten ihren Rhythmus geändert. Das Schiff rauschte nicht mehr dahin, doch es lag auch nicht reglos im Wasser; er konnte den sanften Sog von Wind und Strömung an der Schiffswand spüren. Er streichelte die Katze und stellte es sich wie die Hände des Ozeans auf der Haut des Schiffes vor. Er fragte sich flüchtig, ob es ihm wohl gefallen hätte, zur See zu fahren.

»Er sagt, dass er ohne sie nicht leben will«, sagte er schließlich. »Ich weiß nicht, ob er es ernst meint.«

Byrd schloss kurz die Augen, und seine langen Wimpern warfen ihre Schatten auf seine Wangen.

»Oh, er meint es ernst«, sagte er. »Aber ich glaube nicht, dass er es tun würde.« Er öffnete die Augen und lächelte ein wenig. »Damit will ich natürlich nicht sagen, dass er ein Heuchler ist - das ist er nicht, nicht mehr, als jeder Mensch es von Natur aus ist. Aber er -« Er hielt inne und schob die Unterlippe vor, während er überlegte, wie er ausdrücken sollte, was er meinte.

»Es ist einfach so, dass er so *lebendig* scheint«, sagte er schließlich langsam. Er blickte zu Grey auf, und seine dunklen Augen leuchteten. »Nicht die Art Mensch, die sich umbringt. Ihr wisst, was ich meine, Mylord?«

»Ich denke schon, ja.« Die Katze, die der Aufmerksamkeit schließlich doch müde wurde, hörte auf zu schnurren und streckte sich, wobei sie ihre Vorderpfoten rhythmisch in die Decke auf Greys Beinen krallte. Er hob das Tier auf und setzte es auf den Boden, wo es sich unverzüglich auf die Suche nach Milch und Nagnern machte.

Als sie die Wahrheit erfuhr, hatte Maria Mayrhofer an Selbstzerstörung gedacht; Trevelyan nicht. Nicht aus irgendeinem Prinzip oder dem Gefühl heraus, dass seine Religion es verbot - sondern einfach nur, weil er sich keinen Lebensumstand vorstellen konnte, den er nicht irgendwie in den

Griff bekommen konnte.

»Ich weiß, was Ihr meint«, wiederholte Grey und schwang die Beine aus dem Bett, um der Katze die Tür zu öffnen, denn sie kratzte ungeduldig daran. »Er mag zwar vom Tod reden, aber er hat...«, jetzt war es an ihm, nach Worten zu suchen, »... keine Beziehung zu ihm?«

Jack Byrd nickte.

»Aye, das ist ein Teil von dem, was ich meine. Die Dame dagegen - sie hat ihm ins Gesicht gesehen.« Er schüttelte den Kopf, und Grey stellte mit Interesse fest, dass seine Haltung zwar Sympathie und Respekt auszudrücken schien, er jedoch Maria Mayrhofer nie beim Namen nannte.

Grey schloss die Tür hinter der Katze. Dann wandte er sich um und lehnte sich an die Tür. Das Schiff schwankte zwar unter ihm, doch sein Kopf war zum ersten Mal seit Tagen klar und ruhig.

Da die Kabine so klein war, saß Jack Byrd kaum mehr als einen halben Meter von ihm entfernt. Das Licht des Prismenfensters über ihnen verlieh ihm das Aussehen eines Wesens vom Meeresgrund, das weiche Haar wellig wie Tang auf seinen Schultern, ein Hauch von Grün in den bräunlichen Augen.

»Was Ihr sagt, ist wahr«, sagte Grey schließlich. »Aber ich bin überzeugt, er wird sie nicht vergessen, selbst wenn sie stirbt. *Vor allem* nicht dann, wenn sie stirbt«, fügte er nachdenklich hinzu.

Jack Byrds Gesichtsausdruck veränderte sich nicht; er saß einfach nur da und sah Grey in die Augen, die seinen leicht zusammengekniffen, wie ein Mann, der aus einer näher kommenden Staubwolke schlau zu werden versucht, in der sich sowohl ein Feind als auch das Glück verbergen könnte.

Dann nickte er, stand auf und öffnete die Tür.

»Ich schicke Euch meinen Bruder, Mylord. Ihr wollt Euch sicher ankleiden.«

Doch es war schon zu spät; ein Getrappel von Schritten huschte durch den Flur, und Toms leuchtendes Gesicht tauchte in der Tür auf.

»Mylord, Jack, Mylord!«, sagte er so aufgeregt, dass er nichts Zusammenhängendes herausbrachte. »Was sie sagen, was die Seeleute sagen! Auf dem Kahn da!«

»Schiff«, verbesserte Jack seinen Bruder stirnrunzelnd. »Nun, was sagen sie denn?«

»Ach, zum Teufel mit deinen verflixten Schiffen«, schimpfte Tom und schubste seinen Bruder beiseite. Er fuhr zu Grey herum, und sein Gesicht strahlte. »Sie sagen, General Clive hat den Nawab an einem Ort namens Plassey geschlagen, Mylord! Wir haben Indien erobert! Hört Ihr - wir haben gesiegt!«

Epilog

London

18. August 1757

Der erste Böllerschuss erschütterte die Wände, sodass die kristallinen Weingläser klingelten und ein Spiegel aus der Zeit Ludwigs XIV. zu Boden stürzte.

»Das macht nichts«, sagte die verwitwete Gräfin Melton und klopfte einem weißgesichtigen Hausdiener, der direkt daneben gestanden hatte, tröstend auf den Arm. »Er war ein hässliches Ding; ich habe schon immer wie ein Nagetier darin ausgesehen. Holt einen Besen, bevor jemand in die Scherben tritt.«

Sie trat durch die Glastür auf die Terrasse hinaus, fächelte sich Luft zu und machte ein glückliches Gesicht.

»Was für ein Abend!«, sagte sie zu ihrem jüngsten Sohn. »Meinst du, sie haben inzwischen die richtige Flugbahn heraus?«

»Ich würde mich nicht darauf verlassen«, sagte Grey und blickte argwöhnisch flussabwärts zum Tower Hill, wo der für das Feuerwerk verantwortliche Offizier wahrscheinlich gerade seine Berechnungen überprüfte und seine Untergebenen anherrschte. Das erste Probegeschoss war direkt über ihren Köpfen vorbeigepfiffen, nicht mehr als fünfzig Meter über der am Fluss gelegenen Stadtvilla der Gräfin. Mehrere Bedienstete standen für den Fall des Falles mit feuchten Besen bewaffnet auf der Terrasse und suchten den Himmel ab.

»Nun, sie sollten das öfter machen«, sagte die Gräfin tadelnd, den Blick auf den Tower Hill gerichtet. »Damit sie nicht aus der Übung kommen.«

Es war ein klarer, windstillter Abend Mitte August. Zwar hing

die heiße, feuchte Luft wie eine erdrückende Decke über London, doch so dicht am Wasser wehte etwas, das fast eine Brise war.

Ein wenig flussaufwärts konnte er die Vauxhall Bridge sehen, die so voller Zuschauer war, dass die Brücke selbst ein lebendiges Wesen zu sein schien, das sich über dem sanft schimmernden, dunklen Fluss wand und krümmte. Dann und wann wurde eine angetrunkene Person von der Brücke geschubst und landete unter dem begeisterten Gejohle ihrer Kameraden platschend wie eine Kanonenkugel im Wasser.

Noch war die Stadtvilla nicht ganz so überfüllt, aber nur gemach, dachte Grey, während er seiner Mutter hinein folgte, um weitere Neuankömmlinge zu begrüßen. Die Musiker am anderen Ende des Zimmers waren gerade mit dem Aufbauen fertig; sie würden auch die Falttür zum Nebenzimmer öffnen müssen, um Platz zum Tanzen zu schaffen - obwohl die Gäste erst nach dem Feuerwerk damit beginnen würden.

Die Temperaturen hielten die Londoner nicht davon ab, die Nachricht von Clives Sieg bei Plassey zu feiern.

Seit Tagen flossen die Wirtshäuser vor Kundschaft über, und die Leute riefen sich auf der Straße herzliche Begrüßungen zu, in denen sie die Vorfahren, das Aussehen und das Benehmen des Nawabs von Bengalen zur Hölle wünschten.

»Missgeborener schwarzer Schurke!«, bellte der Herzog von Cirencester beim Eintreten und tat damit die Meinung seiner Mitbürger von Spitalfields bis Stepney kund. »Schiebt ihm eine Rakete in den Hintern und seht zu, wie weit er fliegt, bevor er explodiert, was? Benedicta, meine Liebste, kommt und gebt mir einen Kuss!«

Die Gräfin, die vorausschauenderweise durch mehrere Gäste vom Herzog getrennt war, blies ihm einen Handkuss zu, bevor sie an Mr. Pitts Arm verschwand, und Grey lenkte das überschäumende Temperament des Herzogs taktvoll zur Witwe

des Vicomte Bonham um, die wunderbar in der Lage war, mit ihm fertig zu werden. Hieß der Herzog mit Vornamen Jacob?, fragte er sich dumpf. Ja, er glaubte schon.

Von den weiteren Probeschüssen vom Tower Hill wurde kaum Notiz genommen, da der Geräuschpegel aus Stimmen und Musik mit jeder neu geöffneten Flasche Wein, mit jedem ausgeschenkten Becher Rumpunsch zunahm. Selbst Jack Byrd, der seit ihrer Rückkehr so schweigsam gewesen war, dass es an Stummheit grenzte, schien aufgeheitert zu sein; Grey sah, wie er einem jungen Dienstmädchen zulächelte, das mit einem Berg von Umhängen vorbeikam.

Tom Byrd, der aus gegebenem Anlass mit einer ordentlichen Livree ausgestattet worden war, stand neben der Bambuswand, hinter der die Nachttöpfe verborgen waren. Er hatte den Auftrag, die Gäste zu beobachten und Diebstähle zu verhindern.

»Augen auf, vor allem, wenn das Feuerwerk richtig beginnt«, murmelte Grey ihm im Vorübergehen zu. »Wechselt Euch mit Eurem Bruder ab, damit Ihr auf die Terrasse gehen und auch ein wenig zusehen könnt - aber achtet darauf, dass jemand den guten Lord Gloucester ständig im Auge behält. Als er das letzte Mal hier war, hat er sich mit einer vergoldeten Tabaksdose davongemacht.«

»Ja, Mylord«, sagte Tom und nickte. »Seht, Mylord der Hunne ist da!«

Und tatsächlich, Stephan von Namtzen, Landgraf von Erdberg, war in all seiner gefiederten Glorie eingetroffen und strahlte, als sei Clives Sieg sein persönlicher Triumph gewesen. Nachdem er Jack Byrd, der dabei ein sehr verblüfftes Gesicht zog, seinen Helm gereicht hatte, erspähte er Grey, und ein enormes Lächeln breitete sich über sein Gesicht.

Die dazwischen stehende Menge behinderte sein Vorankommen, wofür Grey vorerst dankbar war. Eigentlich war er mehr als erfreut, den Hannoveraner zu sehen, doch die

Vorstellung, in aller Öffentlichkeit begeistert umarmt und auf beide Wangen geküsst zu werden, wie es von Namtzens Gewohnheit war, wenn er Freunde begrüßte...

Dann traf der Bischof von York ein, gefolgt von sechs kleinen, schwarzen Jungen in goldenem Tuch. Ein lautes *Buummm!* flussabwärts, und das Geschrei der Menge auf der Vauxhall Bridge verkündeten den Beginn des eigentlichen Feuerwerks, und die Musiker begannen mit Handels »Wassermusik«.

Zwei Drittel der Gäste eilten auf die Terrasse hinaus, um besser sehen zu können, sodass die ernsthaften Trinker und jene, die sich unterhalten wollten, ein wenig Platz zum Atmen hatten.

Grey nutzte den plötzlichen Exodus, um sich hinter der Bambuswand Erleichterung zu verschaffen; zwei Flaschen Champagner forderten ihren Tribut. Es war vielleicht nicht der geeignete Ort für ein Gebet, doch er sandte trotzdem ein kurzes Wort der Dankbarkeit gen Himmel. Die öffentliche Hysterie über den Sieg von Plassey hatte sämtliche anderen Neuigkeiten in der Versenkung verschwinden lassen; keine Gazette und kein Gossenschreiber hatte auch nur ein Wort über den Mord an Reinhardt Mayrhofer oder Joseph Trevelyan Verschwinden verloren - von anzüglichen Spekulationen bezüglich Trevelyan's ehemaliger Verlobter ganz zu schweigen.

Er hatte erfahren, dass in Finanzkreisen diskret verbreitet wurde, dass Trevelyan nach Indien unterwegs war, um dort im Kielwasser des Sieges neue Importmöglichkeiten zu erkunden.

Eine Sekunde lang stand ihm Joseph Trevelyan vor Augen, so wie er in der großen Kabine der *Nampara* am Bett seiner Geliebten gestanden hatte, kurz bevor Grey das Schiff verließ.

»Wenn...?«, hatte Grey mit einem kleinen Nicken in Richtung des Bettes gefragt.

»Man wird hören, dass ich auf See verschollen bin - von einer Sturmwooge über Bord gespült. So etwas kommt vor.« Er blickte

zum Bett, in dem Maria Mayrhofer lag, reglos, schön und gelb wie eine antike Elfenbeinschnitzerei.

»So ist es wohl«, sagte Grey leise und dachte einmal mehr an Jamie Fraser.

Trevelyan trat an das Bett und blickte hinab. Er ergriff die Hand der Frau und streichelte sie, und Grey sah, wie ihre Finger ganz sacht zudrückten; das Licht zitterte in dem Smaragdtropfen des Rings, den sie trug.

»Wenn sie stirbt, wird es die Wahrheit sein«, sagte Trevelyan leise, die Augen auf ihr regloses Gesicht geheftet. »Ich werde sie in die Arme nehmen und über die Reling gehen; wir werden zusammen am Meeresboden ruhen.«

Grey trat neben ihn, so dicht, dass er seinen Ärmel spürte.

»Mit Geld kann man weder Gesundheit noch Glück kaufen, doch es hat seine Vorteile. Wir werden in Indien leben, als Mann und Frau; niemand wird wissen, wer sie war - es wird nur zählen, dass wir zusammen sind.«

»Möge Gott Euch segnen und Euch Frieden schenken«, murmelte Grey und knöpfte seine Hose zu - doch er richtete seine Worte an Maria Mayrhofer, nicht an Trevelyan.

Sobald er wieder zum Vorschein kam, wurde er von Leutnant Stubbs angehalten, der auf Hochglanz poliert war und heftig schwitzte.

»Hallo, Malcolm. Amüsiert Ihr Euch?«

»Äh... ja. Natürlich. Einen Augenblick, alter Knabe?«

Ein Krachen am Fluss machte eine Antwort kurzfristig unmöglich, doch Grey nickte und winkte Stubbs zu einem relativ stillen Alkoven im Foyer hinüber.

»Ich weiß, dass ich mit Eurem Bruder reden sollte.« Stubbs räusperte sich. »Aber da Melton nicht hier ist, seid Ihr doch sozusagen das Familienoberhaupt, oder?«

»Als Buße für meine Sünden«, sagte Grey argwöhnisch.

»Warum?«

Stubbs warf einen langen Blick in Richtung der Glastür; sie konnten Olivia auf der Terrasse sehen, wo sie gerade über etwas lachte, was Lord Ramsbotham zu ihr sagte.

»Nicht, dass Eure Cousine nicht bessere Aussichten hätte, das weiß ich«, sagte er etwas verlegen. »Aber ich habe die fünftausend im Jahr, und wenn der Alte - nicht, dass ich nicht hoffen würde, dass er ewig lebt, versteht mich nicht falsch -, aber ich *bin* sein Erbe, und -«

»Ihr wünscht meine Erlaubnis, um Olivia zu werben?«

Stubbs wich seinem Blick aus und schaute vage in Richtung der Musiker, die am anderen Ende des Zimmers fleißig vor sich hinfiedelten.

»Äh, das habe ich eigentlich schon mehr oder weniger getan. Hoffe, es macht Euch nichts aus. Ich, äh, wir hoffen, Ihr würdet uns eventuell die Hochzeit ermöglichen, bevor das Regiment aufbricht. Etwas hastig, ich weiß, aber...«

Aber Ihr wünscht Euch eine Gelegenheit, Euren Samen im Bauch eines willigen Mädchens zurückzulassen, fügte Grey im Stillen hinzu, *für den Fall, dass Ihr nicht zurückkommt*.

Die Gäste hatten jetzt alle aufgehört zu tanzen und drängten sich am Rand des Balkons, als die erste Explosion vom Fluss her in der Ferne erdröhnte. Blaue und weiße Sterne ergossen sich unter einem Chor von »Ooh! « und »Aah!«-Rufen vom Himmel - und er wusste, dass jeder Soldat hier genau wie er jenes Krampfen im Unterleib verspürte, die Hoden bei jedem Echo des Krieges fest hochgezogen, selbst wenn der Anblick flammender Glorie ihre Herzen zum Himmel hob.

»Ja«, hörte er sich in der stillen Sekunde zwischen zwei Explosionen sagen, »ich wüsste nicht, warum nicht. Ein Kleid hat sie ja schließlich schon.«

Stubbs zerdrückte ihm selig strahlend die Hand, und er

lächelte ebenfalls, während sein Kopf im Champagner schwamm.

»Wie wär's, alter Knabe - Ihr wollt nicht vielleicht eine Doppelhochzeit draus machen, oder? Da wäre schließlich meine Schwester...«

Melissa Stubbs war Malcolms Zwillingsschwester, eine pummelige, lächelnde junge Frau, die ihm in diesem Moment von der Terrasse aus einen allzu viel sagenden Blick zuwarf. Für den Bruchteil einer Sekunde verspürte Grey das Bedürfnis, etwas von sich zurückzulassen, dem Lockruf der Unsterblichkeit, bevor man ins Leere tritt.

Es wäre ja gut und schön, dachte er, falls er nicht zurückkam - aber was, wenn er es doch tat? Er lächelte, klopfte Stubbs auf den Rücken und entschuldigte sich unter dem Vorwand, sich etwas zu trinken holen zu wollen.

»Ihr wollt doch nicht etwa diese Franzosenbrühe trinken, oder?«, sagte Quarry an seiner Seite. »Bläht Euch auf wie eine Blase mit all dem Gas.« Quarry selbst hatte sich eine Riesenflasche Rotwein unter den einen Arm geklemmt, eine große blonde Frau unter den anderen. »Darf ich dich Major Grey vorstellen, Mamie? Major, Mrs. Fortescue.«

»Stets zu Diensten, Ma'am.«

»Ein Wort unter vier Augen, Grey?« Quarry ließ Mrs. Fortescue kurz los und trat dicht an Grey heran. Sein zerfurchtes Gesicht glänzte rot unter der Perücke.

»Wir haben endlich Nachricht erhalten, was den neuen Posten angeht. Aber etwas ist merkwürdig -«

»Ja?« Das Glas in seiner Hand war rot, nicht golden, als enthielte es den leuchtenden Wein, der »Schilcher« hieß und wie Blut gefärbt war. Doch dann sah er die Bläschen aufsteigen und begriff, dass das Feuerwerk die Farbe gewechselt hatte. Das Licht um sie herum wurde rot, dann weiß, dann wieder rot, und Rauchgeruch trieb durch die Glastür herein, als stünden sie im

Zentrum eines Bombardements.

»Ich habe mich gerade mit diesem Deutschen da unterhalten, von Namtzen. Er möchte, dass Ihr eine Art Verbindungsoffizier zu seinem Regiment werdet; hat schon mit dem Kriegsministerium gesprochen, sagt er. Scheint große Hochachtung für Euch zu hegen, Grey.«

Grey kniff die Augen zu und trank einen Schluck Champagner. Von Namtzens blonder Kopf war auf der Terrasse zu sehen, das gut geschnittene Profil zum Himmel emporgekehrt, fasziniert wie das eines Fünfjährigen.

»Nun, Ihr braucht Euch natürlich nicht sofort zu entscheiden. Dachte nur, ich sollte es erwähnen. Bereit für die nächste Runde, Mamie, Schätzchen?«

Bevor Grey antworten konnte, waren die drei - Harry, die Blonde und die Flasche - in einer wilden Gavotte davongaloppiert, und am Himmel explodierten Feuerräder und Wasserfälle aus Rot und Blau und Grün und Weiß und Gelb.

Stephan von Namtzen drehte sich um und sah ihn an. Er hob salutierend sein Glas. Am Ende des Zimmers spielten die Musiker immer noch Händel, wie die Musik seines Lebens, Schönheit und Heiterkeit, immer wieder unterbrochen vom Donnern fernen Feuers.

Danksagung

Immer wieder werde ich in Interviews gefragt, wie viele Rechercheassistenten ich beschäftige. Die Antwort lautet: »Keinen einzigen.« Ich recherchiere grundsätzlich selbst, weil ich einfach keine Ahnung hätte, wonach ich einen Assistenten auf die Suche schicken sollte.

Gleichzeitig lautet die Antwort aber auch: »Hunderte!« Denn es gibt so viele zuvorkommende Menschen, die nicht nur meine zusammenhanglosen Fragen nach diesem, jenem und anderem beantworten - sondern mich hilfreicherweise auch darüber hinaus mit allen möglichen unterhaltsamen Informationen versorgen, nach denen zu fragen mir im Traum nicht eingefallen wäre.

Im Zusammenhang mit diesem Buch möchte ich besonders die Bemühungen der folgenden Personen hervorheben:

...Karen Watson von der Zollbehörde Ihrer Majestät, die netterweise Unmengen von Zeit damit zugebracht hat, in London (und diversen historischen Unterlagen) herumzustöbern, um die Wahrscheinlichkeit von Lord Johns Routen zu überprüfen, und mir außerdem eine unschätzbare Hilfe beim Aufspüren geeigneter Schauplätze für meine Gaunereien war. Von ihr stammen auch so pittoreske Trivialitäten wie die heroischen Korrekturen an der Statue Charles I. - Mit einigen ihrer Auskünfte in Bezug auf London habe ich mir gewisse Freiheiten erlaubt, doch das ist meine Schuld, nicht ihre.

...John L. Myers, der vor langer Zeit unwissentlich der Auslöser für diese Geschichte gewesen ist, indem er mir Bücher über schwule Holländer und Engländer vom anderen Ufer geschickt hat.

...Laura Bailey (und ihre gleichgesinnten Nostalgiefans), die

mich mit einer Fülle von Details zur Bekleidung im achtzehnten Jahrhundert versorgt hat.

... Elaine Wilkinson, die nicht nur auf meine Frage nach einem »deutschen Rotwein« geantwortet hat, sondern auch auf das Schloss St. Georgen und die Familie von Egkh zu Hungersbach gestoßen ist. (Joseph, sein Schloss und seinen Schilcherwein gibt es wirklich; sein anstößiger Neffe ist meine Erfindung. »Schilcher« bedeutet übrigens »schillernd« oder »glitzernd«.)

... Barbara Schnell, meine deutsche Übersetzerin, die mich mit hilfreichen Details bezüglich der Ausdrucksweise und Manieren Stephan von Namtzens beliefert und den Namen »Mayrhofer« vorgeschlagen hat.

...der nicht genannt werden wollende Herr, der sich, als ich ihm erzählte, dass ich die zweite Lord-John-Geschichte fertig hätte, erkundigte, wie lang sie sei. Als er die Antwort hörte, meinte er: »Dir ist aber doch klar, dass das die Länge der meisten normalen Bücher ist, oder?« So kam es, dass dies ein Buch ist, wenn ich auch keine Behauptungen darüber aufstellen möchte, wie normal es ist. Wahrscheinlich nicht besonders.

